
Von der Zensur zum Weltverlag
350 Jahre Cotta

„Tübinger Kataloge“

Herausgegeben vom Kulturamt der Universitätsstadt Tübingen

Nr. 85

Redaktion: Daniela Rathe, Udo Rauch, Karlheinz Wiegmann

Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung

Von der Zensur zum Weltverlag

350 Jahre Cotta

Stadtmuseum Tübingen

21. Mai – 13. September 2009

Ein Kooperationsprojekt

des Deutschen Literaturarchivs Marbach

des Deutschen Seminars der Eberhard Karls Universität Tübingen

und des Stadtmuseums Tübingen

Projektgruppe:

Evamarie Blattner

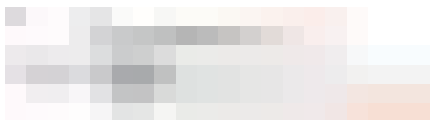
Georg Braungart

Helmuth Mojem

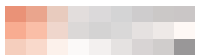
Karlheinz Wiegmann

Katalogredaktion:

Evamarie Blattner, Juliane Domke, Helmuth Mojem



Mit freundlicher Unterstützung von



© 2009

Universitätsstadt Tübingen · Kulturamt · Stadtmuseum

Gestaltung: Christiane Hemmerich, Konzeption und Gestaltung

Scans: Felicitas Hartmann

Fotos: Mathias Michaelis, Deutsches Literaturarchiv Marbach; Peter Neumann, Nehren;

Eva Parth, Repostelle Universitätsbibliothek Tübingen, Heike Zehrfeld, Tübingen

Satz: Christopher Blum, Universitätsstadt Tübingen

Druck: Gulde Druck, Tübingen

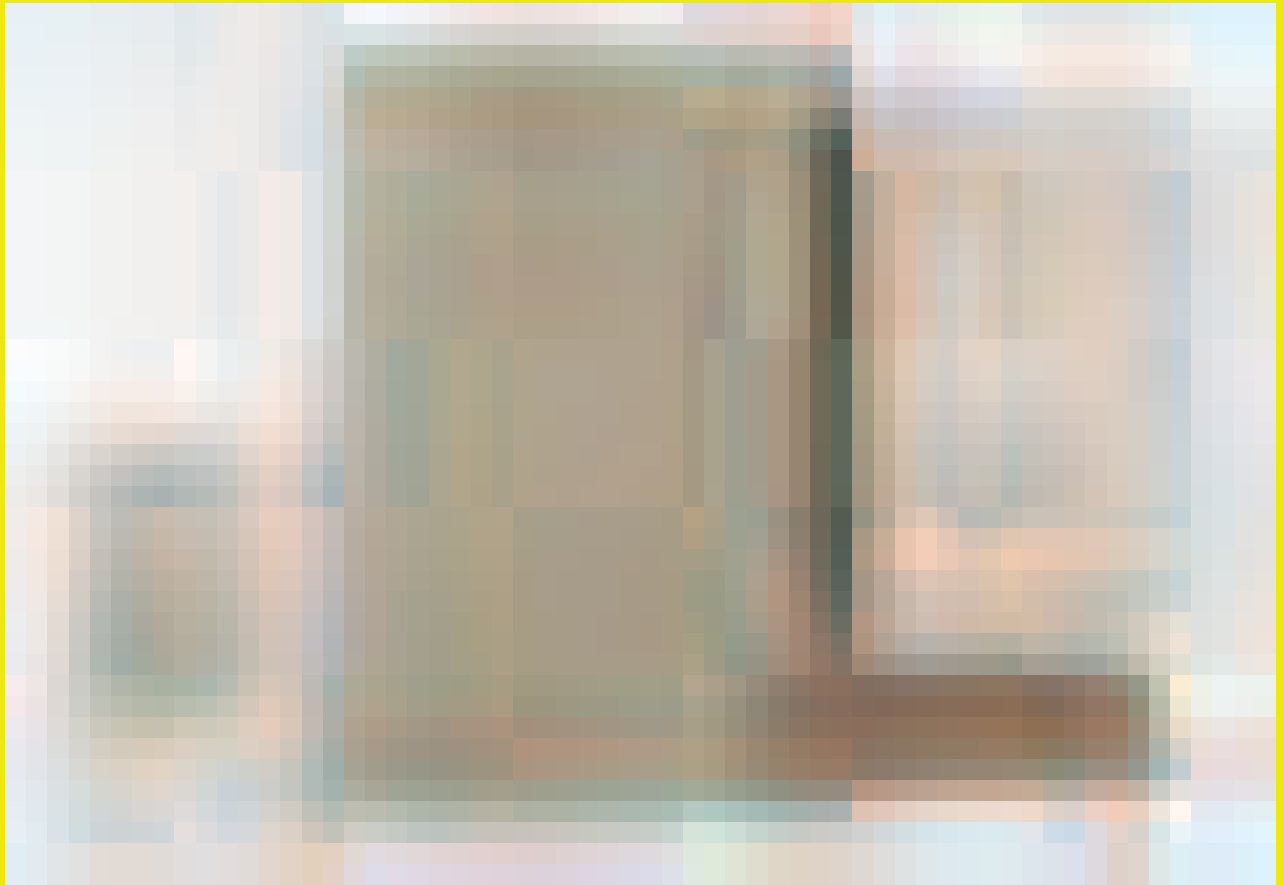
ISBN 978-3-910090-95-8

Von der Zensur zum Weltverlag

350 Jahre Cotta

Herausgegeben von
Evamarie Blattner
Georg Braungart
Helmuth Mojem
Karlheinz Wiegmann

Mit Beiträgen von
Georg Braungart
Andreas Feldtkeller
Bernhard Fischer
Stefan Knödler
Wilfried Lagler
Hans-Joachim Lang
Ira Mazzoni



Inhalt

<i>Georg Braungart, Helmuth Mojem, Karlheinz Wiegmann</i> Vorwort	7	
<i>Wilfried Lagler</i> Die Frühzeit des Cotta-Verlages in Tübingen (1659–1787)	11	
<i>Andreas Feldtkeller</i> „Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häusern abscheulich... dagegen die Landschaft prächtig“. Cotta und Tübingen	19	
<i>Bernhard Fischer</i> Johann Friedrich Cotta (1764–1832)	29	
<i>Stefan Knödler</i> „Wir wollen schon sehen, dass unsere Vortheile mit einander laufen“. Cotta als Verlag der deutschen Klassiker	35	
<i>Bernhard Fischer</i> Die J.G. Cotta'sche Buchhandlung als Universalverlag	45	
<i>Hans-Joachim Lang</i> „Mit jedem Tag erreicht die Vermessenheit des Verfassers der neuesten WeltKunde einen höheren Grad“. Johann Friedrich Cottas 1798 in Tübingen gegründete politische Tageszeitung	53	
<i>Ira Mazzoni</i> Klassiker im Großformat. Georg von Cottas Prachtwerke	61	
<i>Georg Braungart</i> Alexander von Humboldts Zusammenarbeit mit dem Cotta-Verlag	67	
<i>Stefan Knödler</i> Ausblick: Der Cotta-Verlag nach Johann Friedrich Cotta	75	
Katalog	83	
Abbildungsnachweis	239	<i>Gegenüber:</i> <i>Anzeige, Manuskript, Korrek- turexemplar für Goethes Werke,</i>
Dank	239	<i>Ausgabe letzter Hand.</i>



Vorwort

Bei dem Namen Cotta denkt man heute in der Regel an den alles dominierenden Klassikerverlag der deutschen Literaturgeschichte, eng verbunden mit den Namen Schiller und Goethe. Es war Johann Friedrich Cotta, der das Familienunternehmen ab 1787 zu einer ungeahnten Blüte führte. Er gewann eine einzigartige Reihe von – damals zeitgenössischen – Autoren für seinen Verlag, zu denen neben den genannten Goethe und Schiller auch Schelling, Kleist, Schwab, Fichte, Uhland, Hebel, Hölderlin, Pestalozzi, Alexander von Humboldt, Jean Paul, Hegel und andere mehr gehörten. Dennoch täte man Johann Friedrich Cotta unrecht, würde man sein Schaffen auf den „Klassikerverlag“ verengen. Schon die Bandbreite der genannten Autoren weist weit über die Klassik der deutschen Literatur hinaus. Cotta installierte einen Universalverlag, der außer Literatur auch wissenschaftliche Bücher herausgab, ferner Druckerzeugnisse für den Hausgebrauch wie Almanache und Kalender, Drucksachen wie die Verhandlungen des Landtages und vieles mehr. Das neben den Klassikern wohl prominenteste und bedeutendste Verlagsprodukt war sicherlich die bahnbrechende, politisch wegweisende ‚Allgemeine Zeitung‘. Einen deutschen Verlag, der in solcher Breite und Qualität produzierte und in vielerlei Hinsicht Maßstäbe setzte wie Cotta in den Jahrzehnten um die Wende zum 19. Jahrhundert, sollte es später nie mehr geben.

Doch Johann Friedrich Cotta war nicht allein Verleger, oder besser, er definierte sein verlegerisches Tätigkeitsfeld sehr weit. Dazu gehörte die Politik, so vertrat er den deutschen Buchhandel auf dem Wiener Kongress und kämpfte ständig für das Urheberrecht. Cotta engagierte sich in der Dampfschiffahrt, was damals die modernste Form von Transport und Logistik darstellte. Er ließ in einem ehemaligen Kloster in Baden-Baden ein Nobelhotel bauen, wohin man natürlich auch Autoren einladen konnte (Goethe kam, trotz mehrerer Einladungen, nie). Und auf seinen Gütern züchtete Cotta Schafe, vielleicht das einzige, was keinen direkten Bezug zu seiner Verlegertätigkeit aufweist, sieht man von einschlägigen landwirtschaftlichen Verlagsartikeln ab. Dass der Name Cotta dennoch so dauerhaft mit dem Etikett Klassik behaftet ist, liegt sicher in erster Linie an der großen Strahlkraft der genannten Autorennamen, aber auch daran, dass Johann Friedrich Cottas Nachfolger in ihrem Verlagsprogramm noch lange und in erster Linie von den Ausgaben dieser Autoren zehrten.

Vor diesem Hintergrund wundert es nicht, dass die schillernde Person Johann Friedrichs bei der Betrachtung der Verlagsgeschichte fast zwangsläufig in den Mittelpunkt rückt. Seine Nachfolger bewahrten die Substanz, ohne sie entscheidend weiterzuentwickeln. Man kann an dieser Stelle nur mutmaßen, aber es ist schwer vorstellbar, dass wegweisende Neuerungen im Verlagsbereich wie beispielsweise die Illustrierten – die ‚Gartenlaube‘, das

Gegenüber:

*Musen-Almanach für das Jahr
1798, hrsg. von Schiller.*

erste große deutsche Massenblatt, erschien ab 1853 in Berlin – an Johann Friedrich Cotta vorbeigegangen wären. An seinen Nachfolgern hingegen schon. Bedeutende literarische Autoren konnten kaum mehr gewonnen werden, Ausnahmen wie Lenau bestätigen die Regel, und der Verlag verlor zunehmend an Bedeutung. Im Jahre 1889 kauften die Brüder Adolf und Paul Kröner das Unternehmen und führten es unter dem Namen „J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger“ weiter, ohne wirklich an alte Erfolge anknüpfen zu können. Mit der Übernahme durch Klett 1977 entstand der heutige „Klett-Cotta Verlag“. Das Label Cotta hat sich dabei insbesondere im Bereich der Fantasy-Literatur einen Namen gemacht.

Die Geschichte des Cotta-Verlages ist eng mit Tübingen verbunden. Bevor Johann Friedrich 1810 den Verlagssitz nach Stuttgart, die Residenzstadt des Königreiches Württemberg, verlegte, hatte das Unternehmen bereits eine lange und wechselvolle Geschichte hinter sich. Als eigentliches Gründungsdatum wird 1659 betrachtet. Streng genommen hat der Verlag in diesem Jahr lediglich den Namen Cotta erhalten, entstanden war er aus Vorläufern. Zunächst hatte sich Erhard Cellius, Professor der lateinischen Sprache und Dichtkunst an der Universität Tübingen, ab 1596 als Drucker betätigt. Sein Sohn Johann Alexander Cellius übernahm den Betrieb. Nach dessen Tod 1625 heiratete seine Witwe den Buchbinder Philibert Brunn, der das Unternehmen weiterführte, gefolgt von seinem gleichnamigen Sohn, der 1658 verstarb. Zu diesem Zeitpunkt war die eigentliche Druckerei längst verkauft worden und das Unternehmen firmierte als Verlag und Sortimentsbuchhandlung. Der Witwe Brunn wurde von der Universität Tübingen ein Geschäftsführer zur Seite gestellt, der in Nürnberg tätige sächsische Pfarrerssohn Johann Georg Cotta. Mit der Heirat der Witwe Brunn und Cottas im November 1659 beginnt die eigentliche Geschichte der „J.G. Cotta'schen Buchhandlung“. Schon im Dezember verlieh die Universität Cotta ihr Bürgerrecht, das die Voraussetzung zur Ausübung dieses Berufs in Tübingen darstellte. Buchhandel bedeutete in jener Zeit ein streng reglementiertes System von Privilegien und Zensur, beispielsweise gelang es Johann Georg III. Cotta 1715, das begehrte württembergische Kalenderprivileg zu erhalten. Lange Jahre prosperierte der Betrieb, Niederlassungen in Stuttgart und Ludwigsburg entstanden, dann jedoch geriet er in eine starke finanzielle Schieflage, bis Johann Friedrich Cotta 1787 die „J.G. Cotta'sche Buchhandlung“ seinem Vater abkaufte. Ab jetzt entwickelte sich der renommierte regionale Verlag zum führenden nationalen Unternehmen mit internationaler Ausstrahlung.

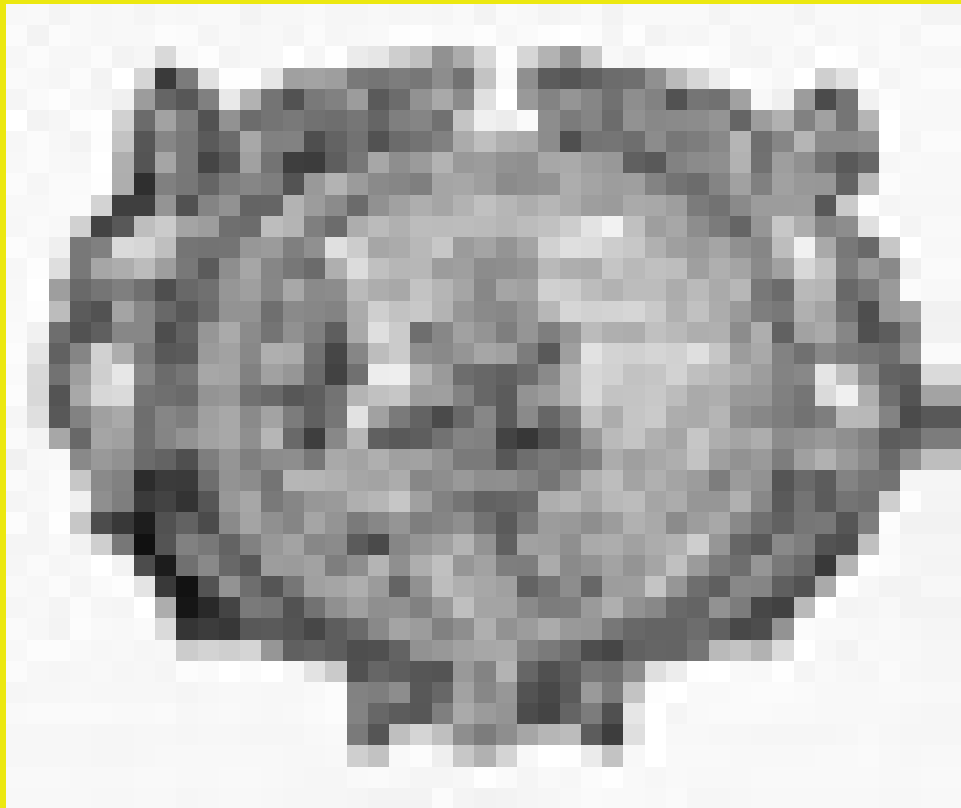
Das Archiv des Cotta-Verlags gelangte 1952 als Leihgabe, die 1961 in eine Stiftung umgewandelt wurde, ins Schiller Nationalmuseum nach Marbach und gab den Anstoß zur Gründung des dortigen Deutschen Literaturarchivs. Eine Ausstellung zum 350-jährigen Jubiläum des Verlags ist kaum vorstellbar, ohne auf die Bestände des Cotta-Archivs zurückzugreifen. Schon in einem sehr frühen Stadium der Ausstellungsplanung nahm daher die Zusammenarbeit des Stadtmuseums mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach Gestalt an. Als dritter Kooperationspartner konnte schnell das Deutsche Seminar der Universität Tübingen gewonnen werden. Der wissenschaftliche Beitrag von dieser Seite fand seinen Niederschlag nicht zuletzt in einer Ringvorlesung zum Thema im Rahmen des Studium Generale. Auch bot sich den Studenten des ausstellungsbegleitenden Hauptseminars die Gelegenheit zu museumspraktischen Erfahrungen. Unter anderem verfassten die Seminarteilnehmer die Katalogtexte. Die Veranstalter danken allen, die am Zustandekommen des Projektes ihren Anteil hatten, den Autoren des Kataloges, den Studenten des Projektse-

minars, den Mitarbeitern am Deutschen Seminar der Universität Tübingen, im Deutschen Literaturarchiv Marbach sowie im Stadtmuseum Tübingen. Die Kreissparkasse Tübingen und die Osiander'sche Buchhandlung unterstützten großzügig das Projekt. Besonders genannt sei Frau Dr. Evamarie Blattner, die sich als Koordinatorin im Stadtmuseum mit Engagement und Übersicht maßgeblich für die Ausstellung verantwortlich zeigte. Gedankt sei ferner allen, die an dieser Stelle nicht eigens genannt werden können. Sie alle haben zum Gelingen der Ausstellung beigetragen.

Georg Braungart

Helmuth Mojem

Karlheinz Wiegmann



Die Frühzeit des Cotta-Verlages in Tübingen (1659–1787)

Die Geschichte des Hauses Cotta in Tübingen begann, als der junge sächsische Pfarrersohn und Buchhändler Johann Georg I. Cotta (1631–1692) die Geschäftsführung des Verlags und der Sortimentsbuchhandlung von Philibert Brunn d. J. nach dessen Tod am 11. September 1658 übernahm. Er hatte zuvor in der berühmten Buchhandlung und -druckerei von Wolfgang Endter in Nürnberg gearbeitet. Zugleich wurde er zum Vormund für die Witwe Euphrosyne Brunn bestellt. Die bereits im nächsten Jahr, am 22. November 1659, erfolgte Hochzeit der beiden und die Gewährung des akademischen Bürgerrechts der Universität Tübingen ermöglichten die Fortführung des Brunn'schen Unternehmens unter dem Namen Cotta. Die Firma war 1625 von Brunns gleichnamigem Vater durch die Heirat mit der Witwe des Druckers Johann Alexander Cellius begründet worden. Ein 1657 veröffentlichtes Verzeichnis der bei Brunn erhältlichen Bücher umfasst über 3 400 Titel, eine erstaunlich große Zahl.

Zur damaligen Zeit gab es – anders als heute – im Buchgewerbe keine Gewerbefreiheit. Buchdrucker, Buchbinder, Buchhändler und Verleger (die beiden letztgenannten wurden auch „Buchführer“ genannt) erhielten auf Antrag das akademische Bürgerrecht. Als unstudierte Universitätsangehörige („cives illiterati“) oder Universitätsverwandte, zu denen auch einige andere Berufe (z.B. Apotheker) gehörten, unterstanden sie der Gerichtsbarkeit der Universität und hatten einen Eid abzulegen. Ein städtisches Buchgewerbe außerhalb der Tübinger Hochschule gab es lange Zeit nicht. Gemäß den Universitätsstatuten, deren einschlägige Bestimmungen den betreffenden Personen regelmäßig in Erinnerung gebracht wurden, ließ die Universität, sicher nicht zuletzt auch zum Schutz der Gewerbetreibenden, nur eine begrenzte Personenzahl für die mit dem Buchwesen in Zusammenhang stehenden Gewerbe zu. Hieraus folgte, was etwa die Ein- und Ausfuhr von Büchern oder deren angemessene Preisgestaltung betraf, eine strenge Aufsicht durch die Universitätsbehörden, die immer wieder zu langwierigen Auseinandersetzungen führte.

Das Herstellen und Veröffentlichen von Druckerzeugnissen während der Frühzeit des Hauses Cotta muss man sich grundsätzlich anders vorstellen als es heute üblich ist. Ein sehr wichtiges und einschneidendes Regulativ war die vorhergehende Zensur durch die staatlichen Behörden, vor allem durch die Universität selbst. Hinzu kam noch die Ablieferung von Pflichtexemplaren an die Universitätsbibliothek bzw. an die Herzogliche Bibliothek in Stuttgart.

Insgesamt dreieinhalb Jahrhunderte lang, von 1500 bis 1848, unterlagen Tübinger Druckerzeugnisse der Zensur durch die Obrigkeit. Erstmals ist um 1500 in den Universitätsstatuten von Zensur die Rede, nachdem erst kurz zuvor, im Jahre 1498, der Buchdruck in Tübingen überhaupt begonnen hatte. Der betreffende Abschnitt ist mit „De non eden-

*Gegenüber:
Verlagssignet von
Philibert Brunn.*

do libellos famosos‘ überschrieben. Gemeint ist das Verfassen und Veröffentlichen von Schmäh- oder Schmachschriften durch Universitätsangehörige. Mit dem Ausschluss aus der Universität wurde bedroht, wer „irgendwelche Büchlein, Traktate, kleine Werke oder Schriften, durch die in irgend einer Form eine Gemeinschaft oder eine Persönlichkeit (ob sie nun in der Öffentlichkeit stehe oder es sich um einen Privatmann handle) angegriffen, ungerecht behandelt oder sonstwie verletzt werden kann, verfasse oder veröffentliche“.¹

1537 wurde ein neues Universitätsstatut erlassen und die Zensur wesentlich erweitert; sie erstreckte sich nunmehr auf alle in Tübingen gedruckten Schriften überhaupt, die vor der Drucklegung dem Rektor und den vier Dekanen der Hochschule vorgelegt werden mussten. Der entsprechende Passus der neuen Zensurbestimmung lautete: „Niemand soll sich unterstehen, jemanden mit einer schmähenden oder kränkenden Schrift anzugreifen oder zu verunglimpfen. Denen, die sich in dieser Hinsicht verletzt glauben, wird auf dem Rechtsweg Hilfe zuteil werden. Ja, es soll bei uns niemand erlaubt sein, irgendwelche Bücher und Schriften, welcher Sprache und welchen Inhalts sie seien, herauszubringen, außer mit Genehmigung des Rektors und der vier Dekane, denen alle Schriften vor der Drucklegung zur Einsichtnahme vorgelegt werden müssen. Wer dies nicht befolgt oder wer seine Schrift gegen das Verbot der genannten Instanzen veröffentlicht, gegen den werden nach dem Ermessen des Rektors Maßnahmen ergriffen werden.“²

Eine Bestimmung aus dem Jahr 1548 besagte, dass bei einer Veröffentlichung unbedingt Verfasser, Drucker (Verleger) und Erscheinungsort angegeben sein mussten. Druckwerke, die nicht vorab zur Zensur vorgelegt worden waren, wurden verboten. Im Übrigen unterlagen auch die Buchhändler den Zensurbestimmungen. Sie waren verpflichtet, sämtliche Bücher, die sie auswärts auf den Buchmessen in Frankfurt/M. oder Leipzig erworben hatten, um sie in Tübingen anzubieten, in Gegenwart des Kanzlers der Universität und der vier Dekane auszupacken, damit nicht möglicherweise verdächtiges oder unerwünschtes Schrifttum ungehindert ins Land kam. Den Buchhändlern oblag es, eine Abgabe an die Universität zu entrichten und die Buchpreise korrekt in ihren Verkaufskatalogen aufzuführen.

In der Zeit bis zur Französischen Revolution von 1789 stand die Zensur theologischer Schriften bei weitem im Vordergrund. Die Sicherung der 1534 in Württemberg eingeführten Reformation und des inneren Friedens im Blick auf die heftigen religiösen Auseinandersetzungen in dieser Zeit und die Abwehr sektiererischer Schriften lag im Interesse des Staates, der – anders als heute – im Sinne der lutherischen Orthodoxie strikt konfessionsgebunden war und in der Person des Herzogs zugleich die Kirchenleitung verkörperte. Ziel war es, wie es in einer Bestimmung von 1593 hieß, dass „die seligmachende Lehre, sonderlich in disem unnserm Fürstenthumb zu der Leuth Seelen-Hayl rhein erhalten werde“.³

Die Zensur für theologische Schriften wurde 1601 noch erheblich verschärft, als diese sowohl dem Konsistorium (also der Kirchenleitung) und der Universität zur Genehmigung vorzulegen waren. „Papistische, Calvinische, Schwenckfeldische und andere Sectische Bücher“⁴ waren verboten und durften lediglich für Forschungszwecke bzw. für die Universitätsbibliothek in ganz wenigen Exemplaren erworben werden. Diese doppelte Zensur musste natürlich zu Konflikten zwischen der Regierung in Stuttgart und der Landesuniversität in Tübingen führen, etwa dann, wenn die Universitätstheologen und das Konsistorium verschiedene Lehrmeinungen vertraten. Immer wieder musste die Regierung die genaue Beachtung der Zensurvorschriften anmahnen.

Im Jahre 1730 wurde die doppelte Zensur aufgehoben. Autoren konnten ihre Schriften jetzt entweder der einen oder der anderen Zensurbehörde zur Genehmigung vorlegen. Doch auch noch im 18. Jahrhundert gerieten so berühmte württembergische Theologen wie Friedrich Christoph Oetinger, der sich unter anderem für die Schriften des schwedischen Visionärs Swedenborg interessierte, oder Philipp Matthäus Hahn in Schwierigkeiten mit der Zensurbehörde, so dass manche ihrer Schriften von der Zensur verworfen wurden. Mit dem Aufkommen der Ideen der Französischen Revolution trat fortan der politische Aspekt der Zensur, die Abwehr aufrührerischen Gedankenguts, mehr und mehr in den Vordergrund. Eine herzogliche Zensurverordnung von 1791 zielte besonders auf die mehr und mehr aufkommenden „politischen Journale und Zeitungen“⁵, durch die revolutionäres Gedankengut leicht verbreitet werden konnte. Die Zensurtätigkeit ging jetzt von der Universität ganz auf den Staat über. Sie wurde in Württemberg erst mit einer Verordnung vom 1. März 1848 endgültig aufgehoben.

Johann Georg I. Cotta, der als überaus korrekter und tüchtiger Geschäftsmann galt, machte sich in den drei Jahrzehnten seines Wirkens in Tübingen durch eine umfangreiche Verlagsproduktion bald einen bekannten Namen. Sein allererstes Verlagswerk war ein genealogischer Tafelband (*Quatuordecim tabulae genealogicae*, 1660). Zu der überwiegend wissenschaftlichen Produktion gehörten vor allem juristische Werke, zum Beispiel von Christoph Besold (1577–1638), Wolfgang Adam Lauterbach (1618–1678) und Thomas Lanzius, sowie theologische Schriften, etwa von Johann Adam Osiander (1622–1697) und Tobias Wagner (1598–1680), allesamt bekannte Professoren der Universität Tübingen. Eine bedeutende Rolle spielte die Veröffentlichung der Rechtsgutachten der Juristischen Fakultät. Aber auch mehr und mehr auswärtige Autoren wurden von Johann Georg I. Cotta verlegt. Viele Drucke entstanden im Folio- oder Quartformat. Sein Verlagssignet übernahm er zunächst von Brunn und entwickelte dann später eigene repräsentative Signets. Drucken ließ er seine Verlagsprodukte bei Johann Heinrich Reiß, dessen Sohn Georg Heinrich Reiß und Martin Rommey in Tübingen, jedoch auch bei einigen auswärtigen Druckern. 1667 erwarb er das stattliche Haus in der Münzgasse 15 gegenüber der Stiftskirche, das zusammen mit dem später hinzu gekauften Nachbarhaus (Münzgasse 17) für mehrere Generationen zum Stammsitz des berühmten Unternehmens wurde. Cottas verlegerische Tätigkeit blieb in Tübingen bis 1681 zunächst ohne jede Konkurrenz, dann eröffnete sein Stiefsohn Philibert III. Brunn (1655–1697) einen eigenen Verlag, in dem bis zu dessen Tod etwa 20 Werke erschienen.

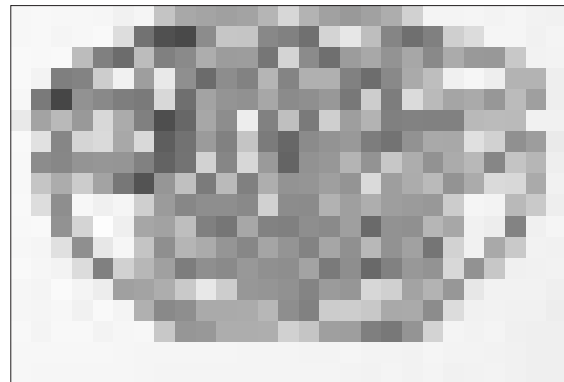
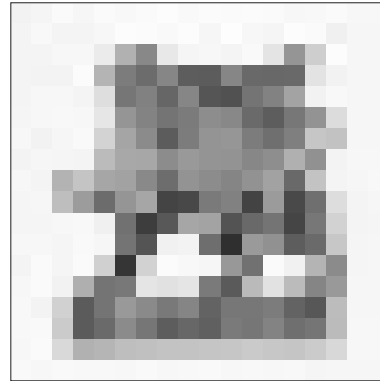
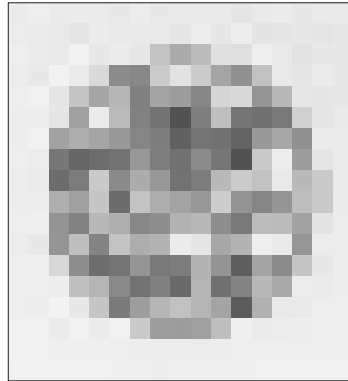
Nach dem Tod Cottas am 25. März 1692 übernahm sein einziger überlebender Sohn, der kränkliche Johann Georg II. Cotta (1663–1712) das Geschäft. Er erwarb sich durch Reisen und Korrespondenzen weitreichende Kontakte in der wissenschaftlichen Welt Deutschlands und des benachbarten Auslandes und stand bald in hohem Ansehen. Man sah in ihm einen sehr gebildeten und frommen Mann, dem nachgesagt wurde, alle von ihm verlegten Bücher vor dem Verkauf gelesen zu haben. Cotta veröffentlichte vor allem Autoren aus den Gebieten Theologie – Andreas Adam Hochstetter (1668–1717), Johann Wolfgang Jäger (1647–1720) – und Rechtswissenschaft – Ferdinand Christoph Harpprecht (1650–1714), Johann Wolfgang Textor (1638–1701); letzterer war der Urgroßvater Goethes. Wegen der Kriegseinwirkungen (Pfälzischer Krieg, Spanischer Erbfolgekrieg) ging die Verlagstätigkeit zeitweise zurück, wie auch die Bedeutung der Universität Tübingen in dieser Zeit abnahm. Der Tübinger Buchbinder Georg Friedrich Bliefers unternahm 1712 den (allerdings

erfolglosen) Versuch, sich ebenfalls als Buchhändler und damit als Konkurrent Cottas zu etablieren. Nach seinem Tod lief die Firma kurze Zeit unter dem Namen „Johann Georg Cottae seel. Wittib“. Schon frühzeitig hatte Cotta seinen ältesten Sohn, Johann Georg III. Cotta (1693–1770), als seinen Nachfolger herangezogen.

In der nun folgenden Zeit ging die Bedeutung der Universität Tübingen weiter zurück, auch das Buch- und Verlagsgeschäft in Tübingen stagnierte. In dieser Situation bemühte sich Cotta 1714/1715 beim württembergischen Herzog um das sehr begehrte und finanziell einträgliche Privileg für den Kalenderdruck, zunächst in Konkurrenz zu zwei Stuttgarter Druckern. Schließlich tat er sich mit den Druckern Müller und Rößlin zusammen und erhielt das Privileg gegen Zahlung einer jährlichen Pacht von 400 Gulden und eines Vorsschusses von 1 000 Gulden. Mit diesem Schritt hatte sich Cotta nicht nur einen zusätzlichen verlegerischen Schwerpunkt geschaffen, sondern war fortan auch in der Hauptstadt präsent. Der Erwerb weiterer Privilegien folgte, etwa für die Herausgabe einer Folio-Bibel (1724) oder des Hofgesangbuches. Ein weiteres wichtiges Ziel Cottas war es, von der Universität die Konzession für den Betrieb einer eigenen Druckerei zu erhalten, was ihm schließlich auch gelang. Nach dem Erwerb der Druckerei der Witwe Reiß in der Hafengasse übergab er die Leitung dieses Geschäftsbereiches seinem Bruder Christian Gottfried Cotta (1703–1768).

Zu einer Zeit, als der Schutz des geistigen Eigentums noch nicht rechtlich fixiert und von einem wirksamen Urheberrecht (Copyright) nicht die Rede war, hatten Autoren, Verleger und Drucker gleichermaßen mit dem besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weit verbreiteten Nachdruck der von ihnen verfassten bzw. verlegten Schriften zu kämpfen. Durch Nach-(Raub)-Drucke wurden die Autoren um ihr Honorar, die rechtmäßigen Verleger um ihre Absatzmöglichkeiten gebracht. Außerdem bestand die Gefahr, dass beim Nachdruck Texte ohne die Einwilligung ihres Autors verändert oder verfälscht wurden. Die Käufer konnten nachgedruckte Bücher meist preiswerter erwerben, weil dem Nachdrucker weitaus geringere Kosten entstanden waren. Schutz vor unrechtmäßigem Nachdruck eines bestimmten Werkes gewährte nur das Druckprivileg eines Landesherrn, das aber leicht umgangen werden konnte, indem der Nachdrucker das Buch in einem anderen Land oder Territorium druckte. Bereits die Tübinger Universitätsstatuten von 1601 hatten den Nachdruck verboten. Es hieß darin: „Damit durch den Nachdruck niemand einen andern zu Schaden bringe, so soll künftig nichts nachgedruckt werden, es sei denn, dass der Erstdrucker davon Kenntnis hat und einverstanden ist, oder daß seitens der herzoglichen Regierung oder durch ihre Kommissare, durch Rektor, Kanzler und Regenten eine besondere Weisung und Erlaubnis erteilt worden ist. Es ist auch unzulässig, Literatur, die in der Universitätsstadt gedruckt ist, an einem andern Ort zum Schaden des Erstdruckers heimlich zu verlegen...“⁶ Eine verlässliche Rechtssicherheit ging von solchen Statuten freilich nicht aus.

Immer wieder kam es, natürlich nicht nur in Tübingen, zu Verstößen gegen das Nachdruckverbot. In der Geschichte des Tübinger Buchdrucks ist neben zwei als besonders berüchtigt geltenden Nachdruckern, Johann Christian Gottlieb Franck (1748–1785) und Wilhelm Heinrich Schramm (1758–1823), der bereits genannte Christian Gottfried Cotta (1703–1768) zu erwähnen, der Bruder Johann Georg III. Cottas. Seine „Spezialisierung“ auf das Nachdruckgeschäft verwickelte ihn bald in zahlreiche Rechtsstreitigkeiten und Auseinandersetzungen mit auswärtigen Verlegern wie etwa 1778 mit Anna Vandenhoeck



und Johann Christian Dieterich in Göttingen. Meist druckte Cotta für „verdeckte Auftraggeber“. Schließlich ging diese Druckerei bankrott. Für das Ansehen des Hauses Cotta war Christian Gottfried Cotta alles andere als ein Ruhmesblatt; überdies versuchten seine beiden Söhne, in seine Fußstapfen zu treten, jedoch ohne nennenswerten Erfolg.

Neue Rechtsvorschriften schufen im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich eine größere Rechtssicherheit für Autoren und Verleger, auch wenn sich für Nachdrucker immer noch verschiedene Schlupflöcher fanden. Erst das 1871 verabschiedete Reichsgesetz zum Urheberrecht bot endgültig einen umfassenden Schutz vor unerlaubtem Nachdruck.

1730 erhielt Johann Georg III. Cotta das Privileg als Hof- und Kanzleibuchdrucker in der herzoglichen Residenz Ludwigsburg (später in Stuttgart) und schuf sich somit endgültig neben Tübingen ein zweites wirtschaftliches Standbein. Hierzu gehörten vor allem Druck und Herausgabe zahlreicher amtlicher Druckschriften für kirchliche und staatliche Behörden – meist unter Verdrängung anderer Konkurrenten. Hier erschien unter anderem die Dissertation Friedrich Schillers; hinzu kamen Veröffentlichungen von Professoren der Hohen Karlsschule. Die Leitung dieser Druckerei übertrug er einige Zeit später seinen Söhnen Johann Georg d. J. (geb. 1720) bzw. Christoph Friedrich Cotta (1724–1807). Sein Geschäft in Tübingen geriet indes um 1730 in große wirtschaftliche Schwierigkeiten, so dass schließlich die Universität einschreiten musste.

1729 erschien bei Cotta in Tübingen die berühmte Pfaff'sche Bibel, die der damalige Professor der Theologie Christoph Matthäus Pfaff (1686–1760) zusammen mit seinem Schwager Johann Christian Klemm herausgab. Georg David Nesselthaler versah diese Bibel mit etwa 200 schönen Kupfertafeln. Diese vom Geist des Rationalismus geprägte Bibelausgabe enthielt alle zu dieser Zeit benötigten Hilfsmittel (Luthers Vorreden zum Alten und Neuen Testament, historische Erklärungen, Hinweise zur Nutzenanwendung des Gelesenen, Gebete am Schluss der einzelnen Kapitel und eine Übersicht über die Sonntags-Evangelien und -Episteln). Pfaffs Werk stellte ein überaus beachtenswertes Handbuch der damaligen Bibelwissenschaft dar.

Cottas offenkundige Monopolisierungsbestrebungen riefen nicht selten den Widerstand der anderen Tübinger Drucker hervor. 1772 erreichte Cotta beim Herzog ein Privileg, das ihm im Widerspruch zu den Bestimmungen der Universitätsstatuten die völlige Gewerbefreiheit zusicherte. Von den bedeutendsten Autoren Cottas zu dieser Zeit sind vor allem die Theologen Johann Albrecht Bengel (1687–1752), der 1734 mit seinem ‚Novum Testamentum Graecum‘ eine wegweisende textkritische Ausgabe des Neuen Testaments herausbrachte, sowie Johann Gerhard (1582–1637) (‚Loci theologici‘), außerdem der Staatsrechtler Johann Jakob Moser (1701–1785) oder die Philosophen Israel Gottlieb Canz, Georg Bernhard Bilfinger und Gottfried Ploucquet zu nennen. Mehr und mehr verlegte Cotta deutschsprachige Literatur, während früher hauptsächlich lateinischsprachige Werke im Vordergrund standen. Von 1737 bis 1763 erschien bei Cotta die wissenschaftliche Rezensionsschrift ‚Wöchentliche gelehrte Neuigkeiten‘ (ab 1752 unter dem Titel ‚Tübingsche Berichte von gelehrten Sachen‘). Neben wissenschaftlichen Werken veröffentlichte der Verlag auch gelegentlich populäre Gebrauchsliteratur oder belletristische Werke.

Cotta beschränkte sich übrigens nicht nur auf das Druck- und Verlagsgewerbe; er übernahm 1734 noch das Amt des Postmeisters, das der Familie in Tübingen bis 1800 erhalten blieb. Auch eine Bierbrauerei wurde eröffnet. Hinzukamen einige auswärtige Druckereien.

Nach dem Tod Johann Georg III. Cotta im Jahre 1770 leitete für kurze Zeit sein jüngster Sohn Johann Jacob Cotta (1726–1775) Buchhandlung und Verlag. Er blieb ehe- und kinderlos. In dieser Zeit erschien etwa August Friedrich Böks (1739–1815) ‚Geschichte der herzoglich Wuerttembergischen Eberhard Carls Universitaet zu Tübingen im Grundrisse‘ (1774) und die von Balthasar Haug herausgegebene Zeitschrift ‚Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten‘. Einer der Erben, sein Bruder Christoph Friedrich Cotta (1724–1807), der in Ludwigsburg die Hof- und Kanzleibuchdruckerei führte, ließ das Geschäft in Tübingen überwiegend von Gehilfen verwalten, so dass ein vorübergehender Niedergang eintrat. Eine deutliche Veränderung zum Besseren trat erst ein, als sein dritter Sohn, Johann Friedrich Cotta (1764–1832), der zunächst andere berufliche Ambitionen hatte, im Jahr 1787 das Geschäft in Tübingen übernahm. Unter seiner Leitung gelangte das Verlagshaus Cotta zu seiner größten Bedeutung und Berühmtheit.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte das Haus Cotta in Tübingen insgesamt 705 Veröffentlichungen auf den Markt gebracht (dem gegenüber wurden 397 Druckwerke anderer Tübinger Verleger und Drucker ermittelt) – eine überaus stattliche Zahl, auch wenn dies pro Jahr nur etwa sechs Neuerscheinungen ausmacht. Von diesen 705 Titeln entstanden 157 während der Zeit Johann Georg I. Cottas, 63 unter der Ägide Johann Georg II. Cottas, und 364 kamen unter der Leitung von Johann Georg III. Cotta heraus. Auf Johann Jacob Cotta entfielen 44 und auf Christoph Friedrich Cotta 77 Druckwerke.

Wilfried Lagler

Anmerkungen

- 1 Zitiert bei Hans Widmann, Tübingen als Verlagsstadt, S. 83f.
- 2 Zitiert ebd., S. 84f.
- 3 Zitiert ebd., S. 86.
- 4 Zitiert ebd., S. 93.
- 5 Zitiert ebd., S. 126.
- 6 Zitiert ebd., S. 139.

Bibliographische Hinweise

- Brinkhus, Gerd u.a.:** Eine Stadt des Buches. Tübingen 1498–1998, Tübingen 1998 (Tübinger Kataloge, 50).
- Lohrer, Liselotte/Krömer, Tilman:** Cotta. Dokumente, Handschriften, Bücher aus drei Jahrhunderten. Ausstellung der Stuttgarter Zeitung aus Beständen der Cotta'schen Handschriftensammlung, Stuttgart 1959.
- Lohrer, Liselotte:** Cotta. Geschichte eines Verlags 1659 – 1959, Stuttgart 1959.
- Lohrer, Liselotte/Huber, Rudolf:** Cotta in Tübingen: Dokumente, Handschriften, Bücher. Eine Ausstellung im November 1959, Tübingen 1959 (Tübinger Kataloge, 4).
- Widmann, Hans:** Tübingen als Verlagsstadt, Tübingen 1971 (Contubernium, 1).



„Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häusern abscheulich [...]
dagegen die Landschaft prächtig“

Cotta und Tübingen

„Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häusern abscheulich, ein schmutziges Nest, schwarz, klein, baufällig – dagegen ist die Landschaft prächtig, das Neckartal und das Ammertal laden zu schönen Spaziergängen ein [...]“

Die folgende Skizze betrachtet den Verleger und Buchhändler Johann Friedrich Cotta und sein Geschäft in einem ganz beschränkten Zeitraum. Dem Zeitraum, in dem die Verbindung mit der Stadt Tübingen besteht, einer Stadt, die von Zeitgenossen als „abscheuliches und schmutziges Nest“ geschildert wird. Es ist die Phase der „Gärung der Revolutionskriege“ und der Auflehnung gegen Zensur und Despotismus im deutschen Südwesten. Vielleicht kann man sagen, dass die Tübinger Zeit des Aufbruchs zum größten deutschen Verlag seiner Zeit ein eigenes Gewicht hat. So richtet sich das Interesse auch auf diesen Ort Tübingen als Lebens- und Arbeitsstandort. Dabei ist der Hinweis auf die prächtige Landschaft im obigen Motto¹ nicht einfach eine geographische Beschreibung, sondern der Ausdruck eines Lebensgefühls der Zeit.

Wieso nicht Mathematik in Genf?

Johann Friedrich Cotta übernimmt *seinen* Verlag nicht als Familienerbe, sondern als 23-jähriger Quereinsteiger mit einer eigentlich völlig anderen Lebensplanung. Nachdem sich der Plan zerschlagen hat, als Hauslehrer in Warschau zu arbeiten, steht Cotta vor der Alternative, als Mitarbeiter zu dem Mathematiker und Astronom Jacques-André Mallet-Favre² nach Genf zu gehen oder in den ziemlich heruntergekommenen Verlag in Tübingen einzusteigen. Die Tatsache, dass Cotta den Betrieb und die zugehörigen Häuser in der Münzgasse seinem Vater abkauft, heißt vielleicht auch, dass er bei der Führung des Betriebs unabhängig sein will. Handlungsmaxime sollen nicht einfach steigende Fallzahlen sein, sondern „keine anderen als gute Bücher“ und „immer auf schönen Druck und Papier sehen. Meine Handlungsgrundsätze wären die Garvische“.³ Der Philosoph (und zuletzt auch Buchhändler) Christian Garve (1742–1798) vertritt eine „populäre“ d.h. allgemein verständliche „Aufklärung“, in der das Schreiben, das Veröffentlichen und das Lesen von Büchern zum maßgeblichen Medium bürgerlicher Bildung wird.⁴ Der kommerzielle Erfolg des Unternehmens soll sich offenbar aus einem Projekt der Aufklärung des breiten Publikums ergeben.

Ein enges Nest mit einem eigenen Quartier Latin

Tübingen ist in dieser Zeit noch lange nicht die Stadt mit den klassizistischen Stadterweiterungen, die ja erst Jahrzehnte später entstehen, als Cotta seinen Verlag längst nach Stuttgart verlegt hat.

Gegenüber:

Johann Christian Partzschefeldt, Vor dem Tübinger Schmiedtor, um 1800, Aquarell.

Wir haben es wirklich noch ganz mit der mittelalterlich ummauerten Stadt mit Stadttoren, engen Gassen, kleinmaßstäblicher Bebauung und einer Mischung aus Handwerk, kleiner Landwirtschaft und Weinbau zu tun. Die Bevölkerungszahl beträgt etwa sechseinhalb Tausend.⁵

Im Jahr 1791 hat die Universität 188 Hörer. Sie besteht baulich aus wenigen großen, aus dem 15. Jahrhundert stammenden Gebäuden: der Burse, der (später so genannten) Alten Aula und dem daneben stehenden Universitätsgebäude an der Münzgasse. Um diese Gebäude hat sich eine Art „quartier latin“ gebildet: In der Münzgasse haben zahlreiche Professoren ihre Häuser⁶, dazu kommt das architektonisch aufwendige Stipendium Martinianum als Privatstiftung studentischen Wohnens. Im Westen schließt an der Clinicums-gasse das Evangelische Stift an. Nicht unbeabsichtigt liegen hier die Herbrand'sche und die Cotta'sche Buchhandlung. Die Einbeziehung der Buchhandlungen ist kein Zufall: die Buchhändler sind Universitätsbürger und damit den Statuten der Universität unterworfen (erst 1772 erreichen die Cottas die eigentlich im Widerspruch zu den Universitätsstatuten stehende Gewerbefreiheit).

Es gibt noch nicht die geringsten Überlegungen zum Auszug der Universität aus der ummauerten Stadt. Auch das Schloss wird ihr erst 1816 zugewiesen.

„Ich glaubte meinen Augen nicht“

In der bekannten Beschreibung des ersten Besuchs Karl August Varnhagens bei Cotta (im Jahr 1808) passen die räumlichen Verhältnisse des Verlags völlig in das Bild des engen Nests mit auffälligen Häusern und der auf eine einzige kurze Straße konzentrierten Universität: „Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'schen Buchhandlung fragte, und man mich in ein Lädchen wies, wo ich mich fast schämte einzutreten; so winzig, eng und schmucklos hab' ich neue Bücher noch nie wohnen sehen, alte wohl!“

Dieses Bild entsteht mit dadurch, dass der Betrieb auf zwei Altstadthäuser verteilt ist. Das Haus Münzgasse 15 ist seit 1668 Standort der Cotta'schen Buchhandlung. Gar nicht lange vor dem Eintritt Johann Friedrich Cottas hat man das Nachbarhaus Münzgasse 17 dazu gekauft, zunächst 1770 nur den unteren Teil, 1783 die oberen Stockwerke. Damit besteht für den Geschäfts- und Wohnbedarf ein ganz respektables Raumangebot: zwei Läden, in den Obergeschossen 16 Stuben, Stubenkammern und Kammern, mehrere Küchen, in den Dachgeschossen noch einmal neun Kammern, dazu zwei große Gewölbekeller.⁷

Die Räumlichkeiten sind offensichtlich auch auf Dauer ohne jeglichen auffallenden Luxus: das einzige, was Varnhagen besonders erwähnt, ist das Sofa in Cottas Arbeitszimmer. Entscheidend für den Standort ist die unmittelbare Verbindung mit dem lokalen Netzwerk aus Universität, Druckern, Buchbindern, der Posthalterei und mit den Geschäften für den täglichen Bedarf. (Dass Cotta mit der Ausdehnung des Verlagsgeschäfts noch weiteren Raum braucht, ergibt sich aus einem Schreiben vom 3. August 1805 an das Stadtgericht Tübingen mit der Bitte um einen Bauplatz unweit der Neckarbrücke zur Errichtung eines besseren Lagerhauses.)

Erst ein schriftlicher Bericht, den Cotta am 18. November 1803 an den Briefpartner Carl August Böttiger schickt, lässt erahnen, was sich hinter dem von Varnhagen notierten „Lädchen“ verbirgt: „Denn, denken Sie, ich schreibe daß am Jahrstag meines Buchhändlers Lebens, von dem ich heute das 16te Jahr zurücklege, u. mit f 20 baaren Vermögens, ohne Kenntnis des Handels, ohne Unterstützung [...] anno 1787 betrat. Denken Sie also das Re-

sultat dises Jahrs: Ich habe verlegt: 2 Zeitungen (worunter eine tägl.) 9 periodische Schriften, worunter 5 monatl., 8 Almanachs (2 wurden nicht fertig, sonst wären es 10 geworden) 3 fortgehende Werke (das eine bereits von 1 100 Bogen; das andere von 500.) – 17 neue Werke, 1 Karte von ganz Schwaben, die allein 45 Blatt halten wird, u. 50/m kostet. Zu diesen Werken gebrauchte ich 420 Ballen à 5 000 Bogen, förderte also mehr als 2 Millionen Bogen dieses Jahr in die Welt, – der geringste dieser Ballen kostet f 16, der höchste f 500 – die Buchbinder bekamen dadurch 20/m Almanachs zu binden u. 75,500 Broschüren zu machen u. verdienten bei 12,000. 56 Kupfer wurden geliefert, die bei 8 000 f kosteten. Mit wie vielen Menschen mußte ich in Verbindung treten, um dises zu leisten? Zu dem noch ein Sortimentshandel, der f 50/m in Umlauf setzt.“⁸

Zu dieser rhetorischen Frage gibt ein Verlagsbuch im Cotta-Archiv Auskunft: Allein zwischen 1787 und 1805/06 verhandelte Cotta nicht nur mit vielen Autoren, sondern auch mit 100 Kupferstechern, Künstlern und Kupferdruckern, zwölf wichtigen Papiermachern, sechs Druckern in Tübingen, die regelmäßig für ihn arbeiteten, und 23 anderen Druckereien, von Preußen bis Paris.⁹ Was Cotta hier als Arbeitsleistung beschreibt, ist einerseits das Produkt einer „Stadt der kurzen Wege“, andererseits eines ausgefeilten überlokalen Kommunikationssystems, mit dem wir uns noch zu befassen haben.

Stadtumbau im 18. Jahrhundert

Solange die Stadtmauern noch ihre strategische Bedeutung haben, findet in Tübingen Stadtentwicklung fast ausschließlich dort statt, wo das Feuer größerer Stadtbrände Raum schafft. Straßennamen weisen auf solche Entwicklungen hin: im Westen der Altstadt gibt es zwischen Haaggasse und Ammergasse ein Neugässle, das 1771 entsteht, nachdem dort fünfzehn Häuser abgebrannt sind. Viel schlimmer noch ist ein Brand, der sich 1789 in unmittelbarer Nachbarschaft des Cotta'schen Anwesens ereignet, und dem praktisch ein ganzes Stadtviertel mit 56 Häusern zum Opfer fällt. Cotta Associé und früherer Studienkollege Christian Jakob Zahn hat wenige Tage zuvor mit seiner jungen Frau die obere Wohnung in der Münzgasse bezogen; dadurch sind wir im Besitz eines ganz persönlichen Berichts über dieses verheerende Ereignis: „Als wir bei unserem Aufzug in Tübingen kaum unser kleines Hauswesen eingerichtet hatten, traf uns schon ein Unglück. Am 8ten Tag nach unserer Ankunft brach in nicht sehr weiter Entfernung von unserer Wohnung ein Feuer aus und verzehrte in einer Nacht 56 Häuser. Unser Haus blieb unversehrt, aber unsere ganze Haushaltung wurde ausgeräumt und geflüchtet, so wie auch der Buchladen und das Magazin. Zum Glück wurde uns nur sehr wenig verdorben. Die Angst, die ich ausgestanden, prägte sich mir tief ein, und ich habe mein ganzes Leben lang mich über alle Maßen vor dem Feuer gefürchtet.“¹⁰

Der Neuaufbau dieses Viertels folgt einem Plan des Landesoberbauinspektors Johann Adam Groß. Die vormals engen Gassen verschwinden, es werden neue Parzellen entlang gerader Straßen mit parallel verlaufenden Straßenwänden angelegt. Neue Gebäude entstehen mit einfacher Geometrie, mit glatten Baukörpern ohne die früher üblichen Geschossvorsprünge und mit pyramidenförmigen Walmdächern.

Die Wiederaufbauplanung des abgebrannten Viertels zielt aber noch auf etwas anderes ab: möglichst viele der bisherigen Eigentümer haben Anspruch, wieder einen Bauplatz zu bekommen; dabei ist die Straßenführung so zu verbessern, dass die verwinkelte Bebauung abgelöst und die Durchgangsstraße von Stuttgart nach Schaffhausen bequemer und dem

Zeitgeschmack entsprechend schöner durch die Stadt geführt wird. Der Holzmarkt wird zügiger als bisher mit der Außenwelt verbunden. Der Verlag, der vor allem mit einer den Verlagszielen entsprechend wachsenden Zeitungsproduktion auf gute Verkehrsverhältnisse angewiesen ist, gewinnt in seiner Standortqualität.

„Das Innere der Stadt“ – so lesen wir in der Geschichte und Beschreibung der Stadt Tübingen von Max Eifert – „gewann auf dieser Seite durch Neubauten in Folge der Zerstörung an Schönheit und Regelmäßigkeit. Die „Neue Straße“ und die sie umgebenden Straßen entstanden lichter und breiter, als die früheren.“¹¹

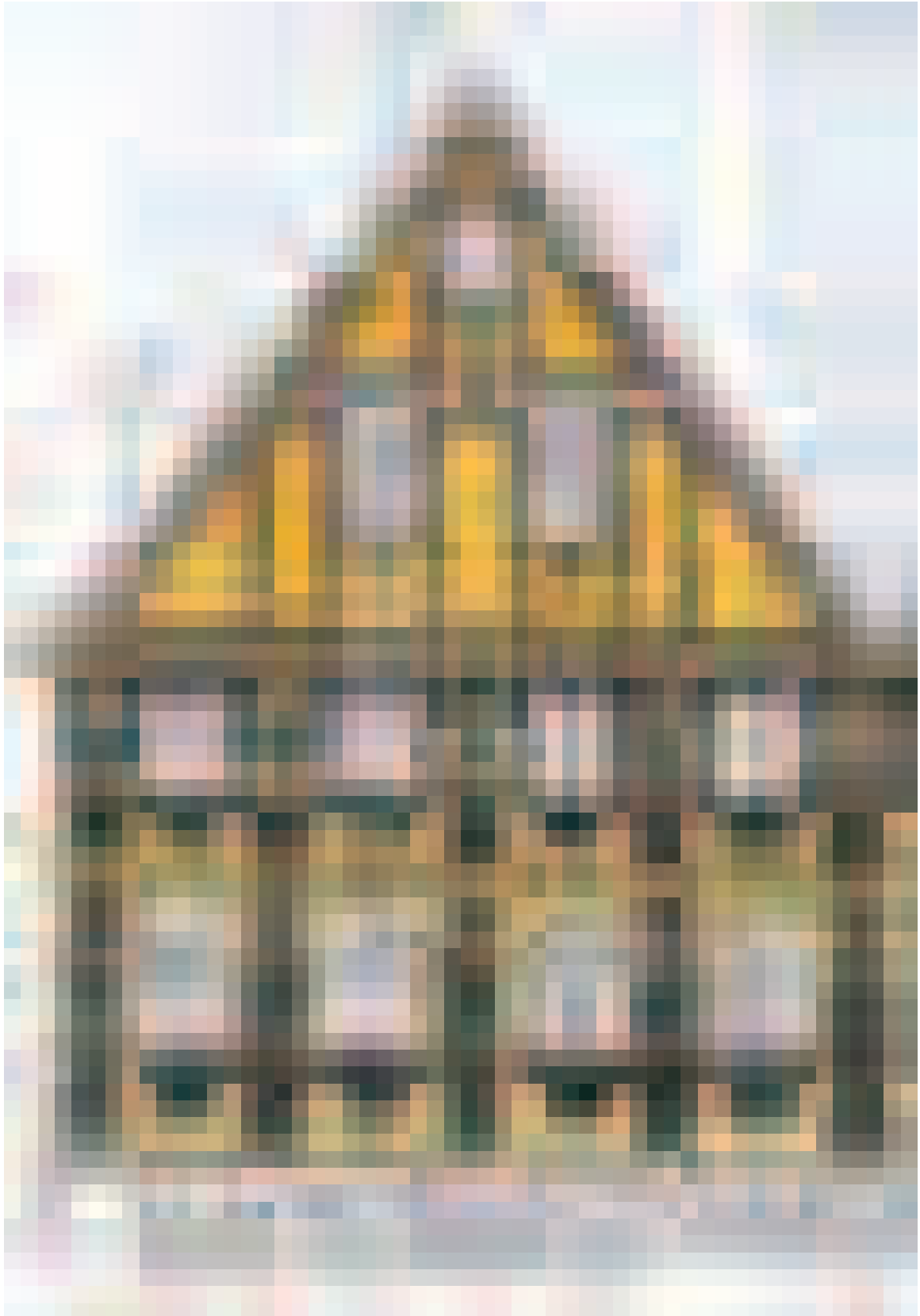
Das Neckartal und das Ammertal laden zu schönen Spaziergängen ein

Außerhalb der Stadtmauern gibt es so gut wie nichts zusammenhängend Gebautes, einige Gasthöfe, ein paar Mühlen den Ammerkanal aufwärts, wenige landwirtschaftliche Höfe, in der Nähe der Stadt vereinzelte Gartenhäuser. In der Betrachtung und Darstellung der Stadt vollzieht sich in dieser Zeit ein Wandel. Der Spaziergang in einem öffentlichen Garten oder in den Tälern der Umgebung wird zu einem neuen Leitmotiv städtischen Lebens. Ein verändertes Naturverständnis ist Teil der Aufklärung, es geht um das Abschütteln fremder Zwänge und die Versöhnung des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens mit der Natur. Gärten, Freiheitsbäume, republikanische Wälder und eben: Spaziergänge gehören zu diesem Programm.¹² Paris und London sind sozusagen die Metropolen dieses Trends.

Aber eine Stadt wie Tübingen steht hier nicht zurück. Hier gibt es den Aquarellisten und späteren Universitätszeichenlehrer, Johann Christian Partzschefeldt, der um 1800 die Stadt quasi als Hintergrund des Spaziergangs abbildet. Und es ist natürlich kein Zufall, wenn 1805 an der Ammer ein neuer, größerer Botanischer Garten angelegt wird, der nicht allein naturwissenschaftlichen Zwecken dient, sondern auch zum Treffpunkt des spazierenden Publikums wird.

Dieser Veränderung nimmt sich auch Cotta als praktischer Aufklärer in seinem „Taschenkalender für Natur und Gartenfreunde“ an. Der Vertrieb dieses Kalenders lag ihm offensichtlich sehr am Herzen, er drängte jedenfalls Schiller mehrfach zu einer Rezension. Und Schiller schreibt tatsächlich 1795 in der jenaischen „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ eine Rezension, in der er – die gezirkelte französische Gartenkunst verabschiedend – auf die jetzt erst recht zu beachtenden Unterschiede im Charakter des öffentlichen Gartens und der parkartigen Landschaft zu sprechen kommt. „Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, dass das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Szenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, dass es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers sind.“¹³ Wenn Cotta den Schweizer Publizisten Johannes von Müller dazu drängt, in Tübingen eine Professur anzunehmen, dann stehen die Hinweise auf die prächtige Umgebung und die schönen Spaziergänge mit an erster Stelle: „Was unsere Gegend betrifft, so ist diese äußerst reizend, eine kleine Schweiz im liblichsten Gewand – Sie können einen ganzen Sommer jeden Tag einen anderen Spaziergang von 1 bis 1 1/2 Stunden machen und immer etwas neues besuchen oder finden.“¹⁴ Und das Porträt der Wilhelmine Cotta von Gottlieb Schick aus dem Jahre 1802 macht aus dem uns von Tischbeins „Goethe in der Campagna“ vertrauten Thema des Sitzens in der Landschaft eine Variation unter dem Motto „Spazierengehen“.

*Gegenüber:
Rekonstruktion der Fassade
Münzgasse 15, 18. Jahrhundert,
Zeichnung aquarelliert
von Hans-Dieter Ingenhoff.*



Schnelle Kommunikation

Der Staatsrechtslehrer und Publizist Johann Jakob Moser setzt in seinem ‚Teutschen Staatsrecht‘ (1737–1754) die Gründung der Reichspost der Thurn und Taxis historisch mit der Entdeckung Amerikas gleich. „Das frühneuzeitliche Kommunikationswesen [...] ermöglichte nicht nur rasche und gezielte Fortbewegung im Raum, sondern ermöglichte seinen Protagonisten auch sozialen und gesellschaftlichen Aufstieg. [...] Das Postwesen der Thurn und Taxis war nicht nur in dieser Hinsicht das erfolgreichste Unternehmen des Alten Reiches. Vielmehr kann man sagen, dass es die europäische Geschichte nachhaltig beeinflusst hat.“¹⁵

Der Verkauf von Büchern, Zeitschriften und vor allem von täglich erscheinenden Zeitungen ist auf schnelle Verbreitung (und auf einen möglichst kurzen Draht zu den Postoberen, die die Zensur im Vertrieb durchzusetzen haben) angewiesen.

Vor der Erfindung von Eisenbahn und Kraftfahrzeug braucht es dazu befestigte Chausseen und schnelle Straßenverbindungen, die von Postreitern und Fahrposten sicher benützt werden können. 1691 wird wegen der durch Frankreich stets gefährdeten Postlinie durch das Rheintal eine Postverbindung in die Schweiz von Frankfurt über Cannstatt und Tübingen nach Schaffhausen aufgebaut.¹⁶ Ab 1734 besitzt Johann Georg III. Cotta eine Postmeisterei. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden auch um Tübingen herum die Landstraßen zu Chausseen ausgebaut, „gesäumt von Pappeln, dem Lieblingsbaum“ des Herzogs Karl Eugen.¹⁷

Bereits 1694 besitzt Johann Georg II. Cotta in der Bursagasse 10/12 ein Anwesen mit Scheuer und Stall. Dieses Anwesen wird, als „Poststallung und Scheuer unter der Burs“ bezeichnet, 1789 an einen Universitätsküfer verkauft. Johann Friedrich Cotta hat nämlich bei der Übernahme des Verlags die Postmeisterei seiner älteren Schwester Rosalie überlassen, die mit dem Postverwalter Karl Rudolf Wölffing verheiratet ist. Wölffing ist bei der Neuzuteilung der Grundstücke nach dem Brand von 1789 auf dem Grundstück Neue Straße 18 eingetragen. Von 1796 bis 1810 (also bis zur Verlegung des Cotta’schen Verlags) ist Wölffing Eigentümer des Hauses Neue Straße 15. Das Tübinger Posthaus liegt jetzt direkt an der „Ortsdurchfahrt“ der Schweizer Straße hinter dem Lustnauer Tor.¹⁸

Unruhige Haushaltung

Elisabeth Friederike Zahn schreibt in ihren Lebenserinnerungen: „Cotta besaß zwei nebeneinanderstehende Häuser, in welchen beiden wir den oberen Stok bewohnen sollten. Das eine dieser Häuser war sehr alt und hässlich, in dem anderen aber, welches 2 Wohnzimmer, nebst Küche und einem Hinterstübchen, enthielt, hatte Cotta so viel seine Kräfte erlaubten, alles ordentlich herstellen lassen, im ganzen aber blieb es eine sehr bescheidene Wohnung.“

Über die untere Wohnung ist nichts Näheres überliefert. Cotta wohnt hier offensichtlich zunächst allein – bis zu seiner Heirat mit Ernestine Philippine Wilhelmine Haas im Jahr 1791. Im Lauf der Jahre kommen vier Kinder zur Welt. Das erste, Wilhelmine, stirbt 1796 im Alter von fünf Jahren; Johann Georg, geboren 1796, wird später den Verlag übernehmen; Adolf, der zweite, 1799 geborene Junge, überlebt nicht das sechste Lebensjahr. Das vierte Kind, Ida wird 1806 geboren.

Im oberen Stockwerk zieht 1789 Christian Jakob Zahn ein, der mit der 18-jährigen Elisabeth Friederike Zahn frisch verheiratet ist. „Ich hatte gleich zu Anfang eine ziemlich

unruhige Haushaltung, indem Cotta mit einem Gehilfen und einem Inspizienten bei mir in die Kost giengen, dazu kam abwechselungsweise eine Menge Besuche von meinen und meines l(ieben) Mannes sämtlichen Verwandten, welche alle zu sehen wünschten, wie es uns gienge.“¹⁹ Familie Zahn zieht allerdings schon nach wenigen Jahren 1793 in ein eigenes Haus in der Langen Gasse. Nachdem Zahn 1798 aus dem Geschäft ausgeschieden ist, geht er zurück ins heimatliche Calw. Im Rückblick schreibt Elisabeth Zahn über die Zeit in Tübingen: Ich „würde [...] sehr gerne in Tübingen geblieben seyn. Ich lebte da eigentlich ungenierter als später in Calb. Ich besuchte niemand als den ich gerne sah. Die Convenienz forderte mir wenige Opfer ab. Ich hatte Gelegenheit, aus dem Buchladen vieles zu lesen, ich widmete mich meinen Kindern, wir hatten einen Garten, gros genug für unser Vergnügen und unsern Bedarf und nicht zu gros, dass er uns eine Last hätte werden können.“

Mit dem Auszug der Familie Zahn im Jahr 1793 gibt es in der Münzgasse Platz. Hier ist auch Raum, um Gäste unterzubringen. Cotta schreibt ja am 20. März 1794, nach dem für den Verlag so entscheidenden Besuch Schillers: „Wenn Sie wieder hieherkommen, so würde ich mich freuen, wenn Sie bei mir logierten; ich bitte Sie um diese Gewogenheit.“ Wir wissen nicht, ob Cotta in seinen beiden Häusern Raum hatte, um für kürzere oder längere Zeit neben häuslichen Dienstboten auch Mitarbeiter im Verlag und in der Buchhandlung unterzubringen zu können.

Möglicherweise hat hier Ernst Ludwig Posselt als Herausgeber der ‚Europäischen Annalen‘ (1795–1804) und der ‚Neuesten Weltkunde‘ (1798) oder später als Mitarbeiter an der ‚Allgemeinen Zeitung‘ eine Zeitlang mit seiner Familie gewohnt.²⁰ Schließlich könnte Cotta in seinen Häusern auch ein Refugium gesehen haben, um in Notfällen politisch Gleichgesinnten eine „Freistatt“ anbieten zu können.²¹

Tübingen, oder doch besser Stuttgart?

Johann Friedrich Cotta spielt immer wieder mit dem Gedanken, aus Württemberg in ein liberaleres Land wegzuziehen. Besucher aus größeren Städten wundern sich, wie man es in Tübingen „mit seinem ungeheuren Abstand des Lebens hier von unserem in Berlin“ aushalten, aber den Ort dann nach einer gewissen Zeit doch lieb gewinnen kann.²²

1810: Cotta macht sich auf, Tübingen zu verlassen und die überwiegenden Teile seine Verlags nach Stuttgart zu verlegen; mit seinem Schreiben vom 31. März fragt er bei König Friedrich I. an, ob er ihm „allernädigst“ erlaube, dass er sich „mit einem Theil seines Comptoirs in allerhöchst Dero Residenz Stuttgart aufhielte“.

Nach dem Tod seiner maßgeblichen Herausgeber Schiller, Posselt und Huber und nach den politischen Veränderungen von 1805/06 geht auch für den Verlag eine Ära zu Ende. Jetzt heißt es, „am Leben einer bewegteren Welt teilzunehmen und günstigere Verkehrsverbindungen zu erlangen“.²³

Aber man muss vielleicht auch fragen, warum Cotta es in dem engen Tübingen so lange ausgehalten hat. Tübingen ist 1810 immer noch die Stadt, deren bauliche Entwicklung sich ausschließlich hinter den Stadtmauern abspielt. Die Zeit ist geprägt durch Kriegsangst, immer neue Besetzungen und Truppendurchzüge. An eine Verlegung der Universität und des Verlags in moderne Gebäude außerhalb der Mauern ist nicht zu denken. Dennoch schreibt Cotta noch 1808 an Johannes von Müller nach Schaffhausen: „Das gesellschaftliche Leben ist hier sehr angenehm: man findet gute Gesellschaft, wenn man sie benutzen

will; man lebt aber auch ganz ungestört, wenn man für sich leben will. Man braucht also keine Zeit an gesellschaftl Müßiggänger zu verlieren, man kann aber geistvolle Gesellschaftler finden, wenn man denn will.“²⁴ Eine Lesart wäre: In der gegenwärtigen Zeit kann der Abstand vom Hof und der Residenzstadt für einen Menschen, der seine Aufgabe in der unzensurierten Aufklärung des breiten Publikums und in der Abschaffung despotischer Verhältnisse sieht, auch von Vorteil sein.

Cotta erwirbt also in Stuttgart das repräsentative Haus Nr.31 an der Königstraße, wo im Rückgebäude eine eigene Druckerei entsteht. Das Geschäft in Tübingen wird zunächst im Auftrag Cottas von Jakob Heinrich Laupp weitergeführt. Im März 1814 geht es in einem Schreiben Cottas an Laupp darum, die noch in Tübingen verbliebenen „Stallung“ nach Stuttgart zu schaffen. Das Haus Neue Straße 15 der Wölffings, seit 1810 Teil der Erbschaftsmasse des Vaters Cotta, wird 1812 verkauft, 1816 folgen die beiden Cotta-Häuser in der Münzgasse.

Andreas Feldtkeller

Anmerkungen

- 1 Karl August Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Frankfurt 1987, Bd. 1, S. 571.
- 2 Cotta an Georges-Louis Le Sage, 2. Oktober 1787 und 26. Oktober 1787.
- 3 Liselotte Lohrer: Cotta. Geschichte eines Verlags 1659–1959, Stuttgart 1959, S. 48.
- 4 Vgl. Claus Altmeyer: Aufklärung als Popularphilosophie. Bürgerliches Individuum und Öffentlichkeit bei Christian Garve, St. Ingbert 1992. Daniel Moran: Toward the Century of Words, Berkeley, Los Angeles, Oxford 1990, S. 25: “[...] Cotta’s reference to the philosopher Christian Garve in his letter to Reich is suggestive, and not just in relation to Garve’s ‚business principles‘, which favored the kind of cash marketplace. Garve was also one of the first to proclaim the existence of a ‚new estate‘ in Germany, composed of scholars, public servants and businessmen, on which the nation would rely for its prosperity.“
- 5 Daten und Zahlen hier und im Folgenden: Stadtarchiv Tübingen: Häuserbuch Rau, R.: Tübingen Kulturdenkmale, Veröffentlichung der Kunsthalle Tübingen, hrsg. von Götz Adriani und Andreas Feldtkeller, Tübingen 1978.
- 6 Hans-Joachim Lang: Im Foyer der Revolution, Tübingen 1998, S. 8f.
- 7 Vgl. Andreas Feldtkeller: Das Cotta-Haus in der Münzgasse, Notizen einer Renovierung, Tübinger Blätter 1987.

- 8 James Wald: Vom Provinzialverleger zur publizistischen Hegemonialmacht. Johann Friedrich Cotta in der Tübinger Zeit, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Württembergisches Landesmuseum Stuttgart 1987, S. 646.
- 9 Vgl. Anm. 7.
- 10 Elisabeth Friederike Zahn: Autobiographie, unveröffentlichtes Manuskript, Kopie Cotta-Archiv, Calw 1830, S. 13f.
- 11 Ähnlich heißt es bei Cotta: „keine anderen als gute Bücher“ und „immer auf schönen Druck und Papier sehen.“
- 12 Dazu: Hans-Cristian und Elke Harten: Die Versöhnung mit der Natur. Gärten, Freiheitsbäume, republikanische Wälder, heilige Berge und Tugendparks in der Französischen Revolution, Reinbek bei Hamburg 1989 sowie Katharina Oxenius: Vom Promenieren zum Spazieren. Zur Kulturgeschichte des Pariser Parks, Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 79, Tübingen 1992.
- 13 Friedrich von Schiller: Über den Gartenkalender auf das Jahr 1795, Tübingen 1828, S. 444.
- 14 Cotta an Johannes von Müller, 4. Januar 1807.
- 15 Wolfgang Behringer: Thurn-und-Taxis-Post, in: DAMALS, Nr. 5/1997, S. 12–19.
- 16 Wolfgang Behringer: Im Zeichen des Merkur, Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2003, S. 274.
- 17 Max Eifert: Geschichte und Beschreibung der Stadt Tübingen, Tübingen 1849, Nachdruck 1978, S. 195.
- 18 Wo Wölffing seinen Pferdestall hatte, ist heute nicht mehr festzustellen.
- 19 Dieses und die folgenden Zitate aus der Autobiografie der E.F. Zahn geb. Hasenmajer (1771–1837), Abschrift des unveröffentlichten Manuskripts, Calw 1830, aus dem Nachlass der Familie Zahn/Schüz im DLA Marbach, Cotta-Archiv.
- 20 Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, hrsg. von Karl Hinrich Jördens, Leipzig 1809, S. 199.
- 21 Beispiele: Cotta an Paulus Uteri vom März und Oktober 1801, in denen er dem Adressaten Gastfreundschaft anbietet, für den Fall, dass dieser die Schweiz verlassen wolle. Cotta an Carl August Böttiger, 12. März 1805, in dem er erwähnt, dass er seinerzeit Georg Forsters Familie bei sich eine Freistatt angeboten habe.
- 22 Karl August Varnhagen von Ense, s.o., S. 568 und 593.
- 23 Liselotte Lohrer, s.o., S. 81.
- 24 Cotta an Johannes von Müller, vgl. Anm. 13.



Johann Friedrich Cotta (1764–1832)

Als Johann Friedrich Cotta am 27. April 1764 in Stuttgart geboren wurde, schien seine Lebensbahn vorgezeichnet. Der dritte Sohn des Hof- und Kanzleibuchdruckers Christoph Friedrich Cotta und der Rosalie Cotta geb. Pyrker sollte nach dem Wunsche seines Paten, des berühmten Professors und Kanzlers der Tübinger Universität Johann Friedrich Cotta d. Ä., Theologie studieren – seinen älteren Brüdern dagegen, Christoph Friedrich und Johann Georg, war es bestimmt, die Tübinger Posthalterei, die dortige Verlagshandlung und die Druckereien in Stuttgart und Ludwigsburg zu übernehmen.

Allein das Schicksal wollte es anders. Christoph Friedrich widmete sich, bald nachdem er die Tübinger Post und die Buchhandlung übernommen hatte, mehr dem Studium der Jurisprudenz, bevor er sich der staatswissenschaftlichen und politischen Publizistik zuwandte. Johann Georg, dem darauf die Posthalterei übertragen wurde, verwickelte sich in Unregelmäßigkeiten und musste Tübingen 1785 verlassen. Zu diesem Zeitpunkt hatte Johann Friedrich sein Schicksal längst in die eigenen Hände genommen. Lupins Kurzbiographie von 1826, die sich auf Johann Friedrich Cottas eigene Angaben stützt, ja vermutlich bis in Details auf dessen Formulierungen zurückgeht, berichtet:

„Cotta's Groß-Oheim war der in der gelehrten Welt rühmlich bekannte Johann Friederich Cotta, Kanzler und Probst zu St. Georgen. Sein Vater hatte als Cavallerie-Offizier in dem österreichischen Heere unter Laudon gedient und den Feldzug von 1740 mitgemacht. Jener wünschte den Enkelsohn sich nachzubilden, aber des Vaters Erzählungen von dem bewegten Leben des Krieges weckte in dem Jüngling das Verlangen, sich dem Militärstand zu widmen; ein Verlangen, das durch Lesen militärischer Schriften bestärkt ward. Der Vater gewährte. Geschichte und Mathematik waren von nun an des jungen Mannes vorzüglichstes Augenmerk. Besonders in der letzten hatte er bereits schon bedeutende Fortschritte gemacht, als im Jahr 1782 der berühmte Mathematiker, der vor kurzem verstorbene Professor Pfleiderer, nach Tübingen berufen wurde. Cotta begab sich dahin. Aber er gewann hier eine andere Ansicht des Lebens, mit der er den erstgefaßten Plan aufgab. Wohl hielt er noch fest an seinem vorherigen Lieblingsfache, der Mathematik, doch um als künftiger Staatsbürger zu jeder Leistung gefaßt zu seyn, verband er damit auch das Studium der Rechte.“¹

Nach beendetem Studium in Tübingen, neben dem er auch schon in der väterlichen Buchhandlung arbeitete, reiste er mit dem Stuttgarter Kupferstecher Johann Gotthard Müller im Frühjahr 1785 ein erstes Mal nach Paris. Zurück in Tübingen, ließ er sich als Hofgerichtsadvokat nieder und bereitete sich auf eine ihm von seinem mathematischen Mentor Pfleiderer vermittelte Hofmeisterstelle in Polen vor. Wohl im September 1787 bot ihm sein Vater die Tübinger Buchhandlung zum Kauf an, wenig später erreichte ihn ein wieder von

*Gegenüber:
Wappen der Freiherren
Cotta von Cottendorf.*

Pfleiderer vermitteltes Angebot, bei dem Schweizer Naturforscher Jacques-André Mallet-Favre in Genf eine Stelle als Privatsekretär und wissenschaftlicher Gehilfe anzutreten. Vor die Wahl gestellt, entschied er sich für den Verlag, den er am 1. Dezember 1787 für 17 000 Gulden übernahm.

Seine Aussichten waren keineswegs glänzend. Buchhandlung und Verlag waren heruntergekommen, das Sortiment enthielt kaum frische Ware, nur wenige Verlagsartikel waren überregional marktgängig, und der Kredit bei anderen Verlegern war dementsprechend schlecht. Mittellos benötigte er zur Vorfinanzierung neuer Verlagswerke größere „Fonds“. Umsichtig hatte sich Cotta schon vor dem Kauf an den führenden Verleger seiner Zeit, den Doyen des Leipziger Buchhandels, Philipp Erasmus Reich, gewandt und mit Hinweis auf seine „soliden“, rechtlichen und aufgeklärten Geschäftsprinzipien um sein „good will“ geworben, denn ohne die Akzeptanz der Leipziger Buchhändler war nichts zu hoffen, und er strebte auf den „nationalen“ Markt.

Mit Krediten von Bekannten besorgte er sich Kapital, um im ersten Jahr 12 neue Titel aufzulegen. Da das Unternehmen auf Dauer aus den laufenden Einnahmen aus Sortiment und Verlag und über Kredite nicht zu entwickeln war, nahm er Christian Jacob Zahn zum Teilhaber, den er noch zu Studienzeiten in Tübingen und später als Kollegen – auch Zahn war Hofgerichtsadvokat – kennengelernt hatte. Zahn, der im April 1789 in die „J.G. Cottasche Buchhandlung“ eintrat, erschloss den Zugang zu den Kapitalien der reichen Familien der Calwer Kompagnie, einer vermögenden Tuchhandelsgesellschaft.

Der Aufstieg zu einem geachteten Verlag des „Reichsbuchhandels“ auf der Basis der Tübinger Gelehrtenrepublik (Hofacker, Hutten, Ploucquet) gelang schnell, Zahn selbst besorgte mit Übersetzungen das lukrative Programm der bildenden Unterhaltungsliteratur, der auch die aus den Ehrmannschen ‚Amaliens Erholungsstunden‘ hervorgegangene Monatschrift ‚Flora‘ gewidmet war. Schon 1791 war Cotta hinreichend abgesichert, dass er die Kilchberger Pfarrerstochter Wilhelmine Haas heiraten konnte.

Eine neue Epoche brach im Spätjahr 1793 an, als sich Cotta an den Karlsruher Publizisten Ernst Ludwig Posselt und nur wenig später an Friedrich Schiller wandte, der sich zum ersten Mal seit seiner Flucht in Württemberg aufhielt. Mit ihnen ist der Beginn des Klassiker-Verlags und der Aufstieg zur Großmacht der politischen Publizistik verknüpft, führten doch die Verhandlungen bald zu den Verträgen mit Schiller über die ‚Horen‘ und die ‚Europäische Staatenzeitung‘ und – nachdem Schiller aus dem Zeitungsprojekt ausgestiegen war – mit Posselt über die ‚Europäische Zeitung‘ und die „monatliche Übersicht der politischen Lage in Europa“: die ‚Europäischen Annalen‘. Auch wenn sich der berühmte Paragraph 9 des ‚Horen‘-Vertrags vom 28. Mai 1795: „Der Verleger der Horen bedingt sich bey allen beständigen Mitarbeitern das Vorkaufsrecht ihrer übrigen Schriften aus, wo sie sich nicht schon vor Erscheinung der Horen durch anderweitige Verträge gebunden haben“, nicht realisierte, so ebneten Schillers Unterstützung und Vermittlung, die großzügigen Honorare und attraktiven Vertragsbedingungen Cotta doch den Weg zu Goethe, Herder, Humboldt, Fichte, Hölderlin und den Brüdern Schlegel, die bald alle in Cottas Verlag publizieren und das unübersehbare „nationale“ Renommee ausmachen sollten. Im Jahre 1798 verließ Christian Jakob Zahn den Verlag, der eben mit der ‚Neuesten Weltkunde‘ / ‚Allgemeinen Zeitung‘ endlich die lange projektierte „raisonnierte Zeitung“ auf den Markt gebracht hatte und in den folgenden Jahren immer neue Blätter erscheinen ließ.

Als im Jahr 1804 die beiden Gründungsredakteure der ‚Allgemeinen Zeitung‘ Ernst Lud-

wig Posselt und Ludwig Ferdinand Huber, im Jahr 1805 Friedrich Schiller starben, war die „Cotta'sche Buchhandlung“ unbestritten der führende und größte deutsche Verlag. Der Tod der mit dem steilen Aufstieg verbundenen Autoren stellte eine Zäsur dar, die eine Konsolidierung einleitete, die bestimmt war von großen, jeweils auf mehrere Jahre angelegten Ausgaben der Werke Herders, Schillers, Goethes, aber auch von der Gründung des ‚Morgenblatts für gebildete Stände‘, in das alle literarisch-unterhaltenden Blätter eingingen. Cottas Marktstellung war dabei so stark, dass ihm sogar die Epoche der napoleonischen Hegemonie in Deutschland, die dem Buchhandel wie der öffentlichen Meinung schwerste Schläge zufügte, wenig anhaben konnte.

Napoleon stand Cottas weiterem Schicksal Pate. Im Gegensatz zu seinem jakobinischen Bruder Christoph Friedrich hatte Johann Friedrich Cotta früh zum Konstitutionalismus tendiert, zumindest war er Anfang der 1790er Jahre im Umkreis der Gironde anzutreffen, zu der seine Vertrauten Posselt und Huber, der Graf Reinhard, Georg Kerner und Paulus Usteri zu rechnen sind. Allerdings bleibt unklar, welche Rolle er während der Gärung der Revolutionskriege im deutschen Südwesten und während der französischen Besetzung Württembergs spielte. Angeblich war er für die Rolle eines Finanzministers einer Alemannischen Republik vorgesehen, jedenfalls reiste er im Jahr 1799 im Auftrag der württembergischen Stände nach Paris, um dort die Aufrechterhaltung des Separatfriedens und die Schonung Württembergs beim ausbrechenden Reichskrieg zu betreiben, so wie er später die Verbindung zum württembergischen Kronprinzen auch nach seiner Flucht nach Paris aufrecht erhielt. Cotta war wie viele seiner Autoren ein großer Bewunderer Napoleons, nicht nur seines militärischen Genies, sondern auch seiner Leistung als Gesetzgeber des Code Civil/Code Napoleon wegen. Seine Hoffnungen aber, Napoleon werde Deutschland stabilisieren und modernisieren, der Rheinbund sei der Keim der staatlichen Reorganisation, wurden bald enttäuscht und dies nicht nur durch die rigide Zensur- und Zollpolitik. Cotta rückte an die Seite des Kronprinzen, der seit seinem Aufenthalt in Paris und dann in seiner Stellung als Adjutant des Kaisers der Franzosen zum entschiedenen Verächter Napoleons geworden war. Die Beziehung zum König entspannte sich. Um in Stuttgart in der Umgebung seiner Freunde aus dem Samstagszirkel – Rapp, Haug, Dannecker, Wangenheim, aber auch des Kronprinzen und seines Bruders Prinz Paul – zu leben, kaufte er im Herbst 1810 ein Haus in Stuttgart und siedelte den Verlag in der dortigen Königstraße an. Von hier aus finanzierte er von August 1810 bis ins Jahr 1812 als Agent des Kronprinzen die Flugapparate Leppichs, welche die französische Armee bombardieren sollten; von hier aus half er den Wechsel Württembergs an die Seite der siegreichen Alliierten vorbereiten.

Neue politische Perspektiven ergaben sich auf dem Wiener Kongress, den Cotta – seit 1789 Aktivist jeder buchhandelspolitischen Reformbestrebung und Vorkämpfer der Autoren- und Verlagsrechte – als Deputierter der deutschen Buchhändler besuchte, um die Aufnahme eines allgemeinen Nachdruckverbots und der „Pressfreiheit“ in die Deutsche Bundesakte zu betreiben. In Wien verkehrte er mit dem Freiherrn von Stein, dem Mentor des württembergischen Kronprinzen, mit den Spitzen verschiedener deutscher Staaten, vor allem aber mit der preußischen Kongressdelegation, mit Hardenberg, W. v. Humboldt, Staegemann und Varnhagen von Ense auf vertrautem Fuße.

Zurück in Stuttgart geriet er im Februar 1815 in den Strudel des württembergischen Verfassungskstreits. Obwohl er zur Kandidatur für die Ständeversammlung gedrängt werden

musste, führte Cotta als Sprecher der gewählten Deputierten den Widerstand gegen den königlichen Verfassungsoktroi an. Schon bald aber war er wegen seiner vermittelnden Position, die für den Weg einer vertraglichen Vereinbarung der Verfassung wesentliche ehemalige Ständebefugnisse in die Hände der königlichen Exekutive zu legen bereit war, den Altrechtlern, die bloß die alte, 1806 aufgehobene Verfassung mit ihren ständischen Sonderrechten wiederherstellen und auf die neuwürttembergischen Gebiete ausdehnen wollten, ein Dorn im Auge. Nur kurz beruhigte sich die Lage, als nach dem Tod König Friedrichs sein Kronprinz als Wilhelm I. den Thron bestieg und die Hoffnung auf eine schnelle Einigung im Land beflügelte. Cotta erlebte jetzt wohl seine glücklichste Zeit in der vertrauten Zusammenarbeit mit der Königin Katharina bei der Gründung des „Wohlthätigkeitsvereins“, um die große Hungersnot des Jahres 1817 zu lindern, der „Hülfskasse“, eines Fonds für notleidende Gemeinden, bei der Gründung einer „Sparcasse“ und des „Württembergischen Landwirthschaftlichen Vereins“, der die Aufgabe einer halbstaatlichen Landesentwicklungsagentur übernahm. Es dauerte nur bis März, bis der Streit um die Verfassung wieder ausbrach und im Juni 1817 in der Ablehnung des königlichen Entwurfs kulminierte, und es sollte noch anderthalb Jahre dauern, bis die Verfassung im September 1819 – einen Monat nach den Karlsbader Beschlüssen – von einer neuen Ständeversammlung verabschiedet werden sollte.

Cotta nahm an dieser Abstimmung nicht mehr als gewählter Deputierter, als Vertreter des Bürgertums teil, dem er in den Jahren des Verfassungsstreits einer der meistgehassten Männer Württembergs geworden war. Am 24. November 1817 wurde ihm, der bereits am 17. Januar 1817 zum preußischen Geheimen Hofrat ernannt worden war, das Adelsprädikat zuerkannt, den Landtag von 1819 erlebt er als Virilstimmführer des Grafen von Bissingen-Nippenburg. Der Adel wurde seine neue Heimat und seine politische Basis bis zu seinem Tod. Im Jahr 1812 hatte er vom Grafen Montgelas den Hipfelhof in Heilbronn gekauft, im Vorfeld der Reise zum Wiener Kongress vom Grafen von Bissingen-Nippenburg die Herrschaften Dotternhausen und Roßwangen bei Balingen erworben, die er 1819 zur Herrschaft Plettenberg arrondierte. Als Abgeordneter der Ritterschaft des Schwarzwaldkreises zog er in den Landtag von 1820 ein, welches Mandat 1831 auf seinen Sohn Georg überging. 1822 warb der bayerische König um ihn mit der erblichen bayerischen Freiherrnwürde, nachdem er Georg von Cotta zum bayerischen Kammerherrn ernannt hatte. Endgültig die Heirat mit Elisabeth von Gemmingen im Januar 1824 – seine geliebte erste Frau Wilhelmine war nach fast anderthalb Jahren schweren, geduldig ertragenen Leidens am 23. August 1821 auf Schloss Dotternhausen gestorben – machte ihn zum ebenbürtigen Mitglied der Adelskreise.

Cottas Leben in den 1820er Jahren war gekennzeichnet von unermüdlicher Tätigkeit in einer immer weiter wachsenden Vielzahl von Geschäften, die z.T. weit vom verlegerischen Kerngeschäft entfernt, doch mit diesem verwoben waren. Der Ausbau des Verlags über die längst zum Markenzeichen gewordenen Klassiker-Werkausgaben und Zeitungen hinaus mit dem technischen und kartographischen Verlag, die Neuausstattung der Augsburger Druckerei mit Schnellpressen 1822/24, die Gründung der Münchner Filiale Literarisch-artistische Anstalt 1827 liefen parallel mit der Ergänzung der Gutsbetriebe um Beteiligungen an einer Tuchfabrik und einer maschinellen Flachsspinnerei, mit der Gründung und Koordination eines transnationalen Verbundes von Dampfschiffahrtsgesellschaften auf dem Bodensee und dem Rhein. Dazu kam die ungeheuer zeitraubende Tätigkeit als

Abgeordneter – er verpasste kaum eine Sitzung und die Anzahl seiner Debattenbeiträge ist schier unüberschaubar – als vielfältiges Ausschussmitglied und ab 1826 schließlich als Vicepräsident des württembergischen Landtags. Cottas Vermögen als Verleger, Großagrарier und Industriemagnat, das 1821 die Millionengrenze überschritt, sein politisches Gewicht und sein Einfluss als Gesprächs- und Geschäftspartner, Berater und Vertrauter vieler gekrönter Häupter und Minister wie als Protagonist der öffentlichen Meinung ließen ihn manche Verstimmung und Krise überstehen, die sich aus seiner liberalen konstitutionellen Tendenz namentlich in der Zeit nach den Karlsbader Beschlüssen ergaben.

Stellte das Jahr 1827 mit der Gründung der Literarisch-artistischen Anstalt in München und mit dem Erscheinen der ersten Lieferungen der vierzigbändigen Goetheschen ‚Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand‘ die Krönung des verlegerischen Schaffens dar, so sicherten ihm die Zollverhandlungen von 1828/1829 auf diplomatischem Felde bleibenden Ruhm. Cotta selbst ergriff die Initiative, um die schon durch einen Zollvertrag verbundenen Württemberg und Bayern an Preußen anzunähern, dann führte er die Verhandlungen, die ihn zwischen Stuttgart, München und Berlin hin- und hertrieben. Weitsichtig suchte er eine Zollunion zu gründen, was Bayern wie Württemberg zu weit ging. Das Zusammenstehen des konstitutionellen Süddeutschlands mit Preußen im Sinne einer „bewaffneten Neutralität“ – gegen die Interventionspolitik Österreichs und Russlands – zu organisieren, war dann sein Ziel in den Jahren 1830/31 unter der Drohung der Julirevolution und der von ihr ausgelösten Gärung in Belgien und Polen. Cotta scheiterte nicht zuletzt an Preußen, das Spannungen mit Österreich im Deutschen Bund dann doch nicht riskieren wollte, wie am bayerischen König Ludwig I., der ihn nach seinem Regierungsantritt nach München gezogen und hier so sehr protegiert hatte, dann aber im sich zuspitzenden Streit mit seinen Ständen wegen der bei Cotta erscheinenden Zeitung ‚Das Inland‘ an der Loyalität des Verlegers zweifelte und ihn im Mai 1831 seines Hofes verwies. Enttäuscht und erschöpft starb Cotta am 29. Dezember 1832 in Stuttgart, nur wenig später erfüllte sich seine Vision des Deutschen Zollvereins.

Bernhard Fischer

Anmerkungen

- 1 Friedrich von Lupin auf Illerfeld: Biographie jezt lebender, oder erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts verstorbener Personen, welche sich durch Thaten oder Schriften denkwürdig gemacht haben, Stuttgart und Tübingen 1826, Bd. 1, S. 171.



„Wir wollen schon sehen, daß unsere Vortheile mit einander laufen.“¹

Cotta als Verlag der deutschen Klassiker

I

Johann Friedrich Cotta ist der Verleger fast aller Autoren, die man heute die „deutschen Klassiker“ nennt. Das war zu Cottas Zeit nicht vorauszusehen, nur zu hoffen, denn das Urteil der Zeit ist unberechenbar. Cotta war sich dennoch der Qualität der von ihm verlegten Dichter bewusst, und um die Autoren, von deren Bedeutung er überzeugt war, an seinen Verlag zu binden, nahm er selbst Verluste in Kauf. Seine Arbeit war nicht nur auf finanziellen Gewinn ausgerichtet, sondern auch auf den Ruhm, den besten Dichtern seiner Zeit als Verleger zu dienen: „Wer möchte in seiner Laufbahn nicht gerne unter die Erstern gehören?“, heißt es in einem seiner Briefe an Goethe.² In Varnhagen von Enses ‚Denkwürdigkeiten‘ findet sich der Bericht von einem Besuch bei Cotta in Tübingen, dem „Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hause sind“, der diesen Ehrgeiz zeigt und nicht nur die merkantil-verlegerischen Verdienste Cottas würdigt, sondern auch dessen literarisches Urteilsvermögen hervorhebt: „Dabei leugnet Cotta seine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, gibt das größte Honorar, kauft Güter und Häuser, und in seinen Geschäften gedeiht alles bestens. Und wie klug spricht er über Literatur! wie fein und tüchtig ist sein Urteil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er die buchhändlerischen Interessen versteht, so sind sie ihm doch gar nicht das Höchste; er hat sein eignes Urtheil, seinen eignen Geschmack.“³

Cotta kam zu Gute, dass er in der großen Epoche der deutschen Literatur lebte, er hatte Glück und Instinkt, Ehrgeiz und Geschick, war großzügig und fleißig. Nachdem er Jura und daneben Mathematik und Physik studiert hatte, war er seit 1787 Leiter des Verlags und veröffentlichte zunächst vor allem gelehrte Werke aus dem Umkreis der Tübinger Universität; erst ab 1791 wurde unter dem Einfluss von Cottas Kompagnon Christian Jakob Zahn das Verlagsprogramm um eine Literatursparte ergänzt. Die literarische Landschaft Württembergs war damals so überschaubar wie für einen ambitionierten Verleger unbefriedigend. Cotta strebte nach mehr. Ein erster Schritt auf dem Weg zur nationalen Wirkung war die Zeitschrift ‚Amaliens Erholungsstunden‘ (ab 1790), die dann von 1793 bis 1803 unter dem Namen ‚Flora‘ mit Beiträgen von lokalen Autoren wie Carl Philipp Conz, Friedrich Haug, Gottlieb Conrad Pfeffel oder Friedrich Christoph Weissner, aber auch mit deutschlandweit bekannten Namen wie August Lafontaine und Ludwig Theobul Kosegarten ein breiteres Publikum ansprechen sollte und ein großer Erfolg wurde.

Wer Autoren gewinnen möchte, darf nicht warten, bis man auf ihn Zutritt, sondern muss selbst aktiv werden. Er braucht Geduld und die richtige Taktik, um den Umworbenen in Gespräch und Brief davon zu überzeugen, dass dieser bei ihm die meisten Vorteile haben

Gegenüber:

Ludwig Uhland: Gedichte, 1815.

werde. Cotta besaß dieses Geschick – man hat auch von seinem „Genie“ gesprochen – in ungewöhnlichem Maße. Als Beispiel mag sein Umgang mit Georg Christoph Lichtenberg gelten, den er als naturwissenschaftlich Gebildeter aufrichtig verehrte. Ihm schreibt er am 20. Juli 1795: „Schon längst war es mein Wunsch, eine Gelegenheit zu finden, Ihnen meine Verehrung zu bezeugen, die sich auf die vielen heitern Stunden meines Lebens gründet, welche ich der Belehrung und Unterhaltung, die ich aus Ihren Schriften schöpfte, zu verdanken habe.“ Elegant macht Cotta sein Lob glaubhaft, indem er die eigene Neigung zu den Naturwissenschaften hervorhebt. Erst gegen Ende des Briefes kommt er auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen, der Werbung Lichtenbergs für Schillers ‚Horen‘: „Wie sehr würde Ihnen Schiller [...] verbunden seyn, wenn Sie uns mit Beiträgen beehrten! Wie vil Dank würde mir das Publikum wissen, wenn ich ihm solche schätzbare Aufsätze verschaffen könnte; u. wie verbunden müßte ich Ihnen für dise Güte seyn!“⁴

Lichtenberg antwortet zwar abschlägig, dennoch ist seinem Schreiben die Wirkung von Cottas Brief anzumerken: „Wohlgeborener, hochzuverehrender Herr, Nun fürwahr kein Wunder, wenn ein Mann von solcher eingreifenden Beredsamkeit wie Sie einen solchen Verlag hat. Wahrlich es hat nicht viel gefehlt, so hätte ich, während ich Ihren so sehr verbindlichen Brief las, anfangen zu glauben: ich sei wirklich etwas in der Welt; ein Gedanke, der mir noch nie so recht in den Sinn gewollt hat.“⁵ Cottas Reaktion bleibt ungehörlich lange aus, mehr als vier Monate. Sein Brief ist erneut ein Muster an schöner wie diplomatisch geschickter Prosa, die selbst gleichsam lichtenberg'sche Wendungen enthält: „In langer Zeit hat mir kein Brief so viele Freude verursacht, als derjenige, womit Sie, schätzbarer Mann, den 18 Sept. vor. J. mich beehrten: ich traute meinen Augen nicht, so unerwartet u. groß war mein Vergnügen – wahrhaftig, wenn Sie es gesehen hätten, Sie hätten sich selbst darüber gefreut und gefunden, daß was ich Ihnen von dem Grad meiner Hochachtung u. Verehrung gegen Sie schrib, nichts als das reine Gepräge meiner HerzensGesinnung ist. So viele Tage u. Stunden ich indessen verleben mußte, so viele Briefe giengen auch indessen an Sie ab, freilich alle nur in Gedanken, u. diser ist er der erste, den ich wegen seiner Ankunft an einem Orte beneiden muß, wohin ich mich schon lange Ihret-Wegen sehne.“ Cotta gibt die Hoffnung nicht auf, Lichtenberg doch noch für seinen Verlag zu gewinnen und bittet, von dessen „cosmologischen Aufsätzen“ ein „eigenes Werkchen verlegen“ zu dürfen: „Dise Bitte müssen Sie mir doch ja nicht abschlagen: ich würde, wo man deutsch lesen kan, ungemeine Freude dadurch bewirken, und wenn Sie denken, wie vile frohe Stunden man Ihnen danken würde, in welche erhabene, göttliche Stimmung Sie jeden Freund des Schönen, jeden, der ein Vergnügen in der Anschauung des grossen WeltAlls findet, versetzen können, wahrhaftig, Sie wären der Mann nicht, der Sie sind, wenn Sie mir abschlägen. Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich dise Bitte nicht aus niedriger Gewinnsucht mache, sondern wahrhaftig, ich möchte dadurch Freude und Sagen verbreiten.“⁶

Auch wenn es Cotta in diesem Fall nicht gelungen ist, den umworbenen Autor für den Verlag zu gewinnen – der Passage aus dessen Brief ließen sich beliebig viele vergleichbare von Lichtenberg selbst und von anderen beifügen –, ist es erstaunlich, wie sehr Cotta in der Lage war, sich auf sein Gegenüber einzustellen: Lichtenberg schmeichelt er und streicht seine eigene Neigung zur Naturwissenschaft heraus, Goethe gegenüber zeigt er sich nüchtern und planvoll abwartend und Schiller immer jeden Wunsch von den Augen ablesend fürsorglich.

Neben dem persönlichen Umgang mit seinen Autoren ist die Art und Weise der finanziellen Honorierung ein anderes Mittel, sie an den Verlag zu binden. Cotta schreibt selbst: „Ich glaube derjenige zu sein, der zuerst den größeren Ehrensold den Gelehrten gegenüber einführte; ich habe das nicht bereut. Die Literatur kann sich nur heben, wenn man sie wirklich achtet, und die Empfänglichkeit des Publikums steht in der genauesten Wechselwirkung mit dem Felde überhaupt, das man dem Gelehrten eröffnet.“⁷

Cottas hohe Honorare erregten den Neid der anderen Buchhändler, die daraus resultierenden höheren Preise der Bücher riefen die Kritik des Publikums hervor. Besonders wurde seine Maßnahme angegriffen, bei mehrbändigen Werken vor Erscheinen der ersten Bände das Versprechen auf Abnahme des ganzen Werkes einzufordern (Subskription) und es auch im Voraus bezahlen zu lassen (Pränumeration). Dies gab dem Verleger jedoch kalkulatorische Sicherheit, die, angesichts der noch immer ungeklärten Nachdruck-Problematik und des ungesicherten Urheberrechts, besonders wichtig war.

Dass Cottas Verlagspolitik nicht nur seinen Autoren zugutekam, sondern auch der Entwicklung des literarischen Lebens in Deutschland, macht ein Brief von Caroline Leopoldine Friederike, der Witwe Jean Pauls, an die Cotta'sche Buchhandlung deutlich:

„Wenn in Zukunft irgend einmal eine, des Gegenstands würdige, deutsche Literaturgeschichte erscheinen sollte: so würde in derselben auch der Buchhandlungen mit Ruhm gedacht werden müssen, welche der Literatur und dadurch der fortschreitenden Ausbildung der Deutschen Nation wesentliche Dienste geleistet haben. Unter allen würde die Cottaische Buchhandlung, oder vielmehr deren Inhaber, Herr Freiherr von Cotta hervorgehoben und gerühmt werden müssen, weil *Er* es war, welcher zuerst den Schriftstellern ein würdiges, ihren Bemühungen und Arbeiten mehr entsprechendes Honorar bewilligte. [...] *Er* war es, der zuerst auf den Gedanken gerieth, die literarischen Besitzthümer zu einem Gemeingut der Deutschen Nation durch wohlfeilere Ausgaben von den Gesamttwerken berühmter Schriftsteller zu machen.“⁸

II

Der (aus heutiger Sicht) erste bedeutende Autor in Cottas Verlag war Friedrich Schiller.⁹ Friedrich Haug, der Karlsschulfreund Schillers, hatte den Kontakt zwischen den beiden hergestellt, eine persönliche Begegnung erfolgte im März 1794, als Schiller sich in Stuttgart aufhielt, um seinen ehemaligen Lehrer Abel zu besuchen. Bei einer Spazierfahrt nach Untertürkheim am 4. Mai trug Schiller Cotta seinen Plan der Zeitschrift ‚Die Horen‘ vor, von der er sich sowohl Einfluss auf das literarische Deutschland als auch regelmäßige Einkünfte erhoffte. Cotta stellte Schiller seinen Plan einer unabhängigen, unparteiischen Zeitung vor. Sowohl über die ‚Horen‘ als auch über die ‚Allgemeine europäische Staatenzeitung‘ einigte man sich am 28. Mai 1794 vertraglich. Wenig später sah Schiller jedoch aus gesundheitlichen Gründen von der Leitung der Zeitung ab – die dennoch realisierten Unternehmen, die 1796 gegründeten ‚Europäischen Annalen‘ und die ‚Neueste Weltkunde‘, die 1798 von der ‚Allgemeinen Zeitung‘ abgelöst wurde, ermöglichten Cotta die Finanzierung der ‚Horen‘, die Schiller als Herausgeber mit viel Engagement und einem ungewöhnlichen Interesse an Fragen der Finanzierung, der Herstellung und Ausstattung leitete.¹⁰

Schiller war sich der Bedeutung der geplanten Zeitschrift durchaus bewusst: „Was den Verleger betrifft, so zweifle ich, ob ein Buchhändler etwas ehrenvolleres unternehmen

kann, als ein solches Werk, das die ersten Köpfe der Nation vereinigt, und wenn dieß die einzige Schrift wäre, die Sie verlegten, so müßte schon diese einzige Ihren Namen unter den deutschen Buchhändlern unsterblich machen.“¹¹ Von Schiller erschienen auf den insgesamt 1400 Seiten der zwölf Hefte unter anderem die Abhandlungen ‚Über die ästhetische Erziehung des Menschen‘ und ‚Über naive und sentimentalische Dichtung‘ sowie Gedichte wie ‚Das verschleierte Bild zu Sais‘; von Goethe die ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten‘, das ‚Mährchen‘, ‚Litterarischer Sansculottismus‘, die ‚Römischen Elegien‘, Teile des ‚Benvenuto Cellini‘ sowie einige der ‚Briefe aus der Schweiz‘. Andere Beiträge stammten von Fichte, Herder, Hölderlin, den Gebrüdern Humboldt, Jacobi, Körner, Matthisson, Sophie Mereau, Johannes von Müller, August Wilhelm Schlegel oder Johann Heinrich Voß: „Nie zuvor und nie mehr später hat Deutschland eine Zeitschrift dieses Ranges besessen.“¹²

‚Die Horen‘ wurden nach nur drei Jahrgängen 1798 eingestellt. Die Ansprüche des Herausgebers an seine Mitarbeiter wie an sein Publikum waren zu hoch gewesen, die Abonnentenzahlen gingen zurück, Autoren lieferten versprochene Beiträge spät oder gar nicht, Hefte verzögerten sich, die unerwartet übelwollende Kritik frustrierte Schiller dazu. Cotta hatte gewusst, dass sich mit den ‚Horen‘ kein Geschäft würde machen lassen. Sein hauptsächlichstes Interesse daran zeigt ein Paragraph aus dem ‚Horen‘-Vertrag: „Der Verleger der Horen bedingt sich bey allen beständigen Mitarbeitern das Vorkaufsrecht ihrer übrigen Schriften aus, wo sie sich nicht schon zur Erscheinung der Horen durch anderweitige Verträge gebunden haben.“¹³ Zwar wurde der Paragraph nicht konsequent eingehalten, aber er diente Cotta als ein Mittel, um Schiller von Göschen wegzulocken und als ein Köder für Goethe; tatsächlich wurden die meisten Dichter der ‚Horen‘ zu Autoren des Verlags.

Schiller überließ Cotta seine Werke umso lieber, weil er über Göschen, seinen bisherigen Verleger, verärgert war. Dieser hatte geäußert, dass nicht Schiller der größte Autor seiner Zeit sei, sondern Wieland, dessen Werk Göschen in einer dreißigbändigen Ausgabe von bisher ungekanntem Aufwand zwischen 1794 und 1802 herausbrachte.¹⁴ Für Schiller war Cotta nicht nur der Verleger, der ihn vorbehaltlos schätzte, sondern auch derjenige, der seine finanziellen Sorgen beendete. Cotta gewährte Schiller, der durchaus über seine Verhältnisse lebte, jeden Vorschuss, erfüllte ihm fast jeden Wunsch und ließ diese Zuwendung auch noch Schillers Nachfahren zukommen.

Neben den ‚Horen‘ war eines der ersten gemeinsamen Unternehmen die Weiterführung des von Schiller herausgegebenen ‚Musenalmanachs‘ 1797–1800, dessen erster Jahrgang 1796 bei Michaelis in Neustrelitz erschienen war. Die Liste derer, die für den ‚Musenalmanach‘ Gedichte lieferten, kann sich ebenfalls sehen lassen: Schiller selbst, Goethe, Hölderlin, A.W. Schlegel, Tieck oder die schwäbischen Jugendfreunde Conz und Haug. Auch Goethes und Schillers berühmte ‚Xenien‘ erschienen hier erstmals.

Von 1800 an war Cotta Schillers Verleger und auch der Umstand, dass etwa die ‚Jungfrau von Orleans‘ 1802 bei Unger erschien, konnte die freundschaftlich herzliche Beziehung der beiden fast gleich alten Schwaben nicht trüben. Schiller charakterisiert sie in einem Brief an Cotta vom 29. Mai 1798: „Ich zweifle keinen Augenblick, daß unser Verhältniß, das anfangs bloß durch ein gemeinschaftliches äußeres Interesse veranlaßt wurde, und bei näherer Bekanntschaft eine so schöne und edle Wendung nahm, unzerstörbar bestehen wird. Wir kennen einander nun beide gegenseitig, jeder weiß daß es der eine herzlich und schwäbisch-bieder mit dem andern meint und unser Vertrauen ist auf eine wechselseiti-

ge Hochschätzung gegründet: die höchste Sicherheit, deren ein menschliches Verhältniß bedarf.“¹⁵

Mit der Herausgabe der ‚Sämmtlichen Werke‘ in zwölf Bänden nach Schillers Tod 1812–15 legte Cotta den Grundstock für die Verehrung des Dichters im 19. Jahrhundert, dessen Lieblingsautor er – sehr zugunsten des Cotta-Verlags – wurde.

III

Die Annäherung von Schiller und Cotta fiel in die selbe Zeit wie die von Schiller und Goethe (der erste Brief Schillers an Goethe stammt vom 13. Juni 1794), über die ‚Horen‘ und den ‚Musenalmanach‘ wurde Goethe ganz nach Cottas Plan als Verlagsautor gewonnen.¹⁶ Nachdem zunächst Schiller vermittelt hatte, lernten die beiden einander bei einem Aufenthalt Goethes in Schwaben persönlich kennen, wo dieser Cottas Einladung, bei ihm sein „AbstiegQuartier“¹⁷ zu nehmen, vom 7. bis 16. September 1797 folgte. Von hier schrieb Goethe an Schiller: „Je näher ich Herrn Cotta kennen lerne, desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise hat er so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist.“¹⁸

Schiller hatte schon früher bei Cotta für Goethe geworben: „Ein Mann, wie Göthe, der in Jahrhunderten kaum einmal lebt, ist eine zu kostbare Acquisition, als daß man ihn nicht, um welchen Preis es auch sey, erkaufen sollte.“¹⁹ Cotta setzte auch weiterhin auf Schillers Vermittlung: „Sie haben mir durch Ihr Schreiben [...] eine unbeschreibliche Freude gemacht, da ich mir nie träumen lassen konnte, bei Göthe so wol angeschrieben zu seyn. Bei einem so seltenen Mann wie diser ist, mus diß doppeltes Vergnügen verursachen und ich wünschte nur, sein günstiges Urteil verdienen zu können.“ Über ein „näheres Verhältniß“ mit Goethe zu sprechen, schreibt Cotta, sei er „zu schüchtern“ gewesen: „Nur einmal äusserte ich den Wunsch, auch in literarische Verbindung mit ihm treten zu können, und er schien nicht ganz abgeneigt zu seyn.“²⁰

Goethes Verhältnis zu Verlegern war schwierig und Cotta ging zu Recht vorsichtig vor. Bekannt ist Goethes (auf Cotta gemünzter) Ausspruch: „Die Buchhändler sind alle des Teufels, für sie muß es eine eigne Hölle geben.“²¹ Besonders litt Goethe unter den Nachdruckern – in den 1780er Jahren gab es allein zehn inoffizielle „Gesamt-Ausgaben“, an denen Goethe nichts verdiente. Cotta gegenüber blieb er stets reserviert, legte Wert auf einen geschäftsmäßigen Ton und vermied ein allzu persönliches Verhältnis. „Sie behandelten sich wie Diplomaten manchmal befreundeter, manchmal verfeindeter Großmächte, die sich bei gemeinsamen Aktionen verbündeten, aber ihre unterschiedlichen Standpunkte behielten.“²²

Wie auch mit Schillers ‚Horen‘ begann das Verhältnis von Cotta zu Goethe mit einer Zeitschrift, den ‚Propyläen‘, die von 1798 bis 1800 erschien, auch sie ein bewusst in Kauf genommenes Verlustgeschäft. Goethe stellte dem Verlag zunächst nur Nebenwerke zur Verfügung, die Voltaire-Übertragungen ‚Mahomet‘ und ‚Tancréd‘ (1802), ‚Leben des Benvenuto Cellini‘ (1803) oder ‚Winckelmann und sein Jahrhundert‘ (1805); Goethes ‚Neueste Gedichte‘ erschienen 1800 noch bei Unger. Schiller tröstete den geduldigen Verleger über die wenig einträglichen Werke: „Vielleicht können Sie aber alle diese Risicos nicht achten, in der Hofnung, sich einmal an dem ‚Goethischen Faust‘ für alle Verluste zu entschädigen. [...] Es ist, um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit G. zu treffen, weil er

seinen Werth ganz kennt und sich selbst hoch taxiert, und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler in Verbindung mit ihm geblieben, er war noch mit keinem zufrieden und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden seyn. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht.“²³

Erst nach Schillers Tod wird Cotta Goethes einziger Verleger: In der ersten Gesamtausgabe von Goethes Werken bei Cotta (13 Bände, 1806–1810) erscheint auch der ‚Faust‘, es folgen unter anderem 1809 ‚Die Wahlverwandtschaften‘, 1810 ‚Zur Farbenlehre‘, 1811–22 in fünf Teilen ‚Dichtung und Wahrheit‘, 1819 ‚West-östlicher Divan‘, 1821 ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘, 1828/29 der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, dazu weitere Gesamtausgaben. Gerade letztere dienten Cotta dazu, nicht nur seinen Autoren durch die Würdigung mit einer umfassenden, sorgfältig und aufwändig hergestellten Ausgabe zu schmeicheln, sondern auch den eigenen Verlegerruhm zu mehren. Die berühmteste Werkausgabe Cottas ist die sechzigbändige ‚Ausgabe letzter Hand‘ der Werke Goethes, die 1827–1830 in zwei Ausführungen erschien – die Souveräne sämtlicher deutscher Bundesstaaten gewährten dazu erstmals ein umfassendes Schutzprivileg gegen jeglichen Nachdruck, 36 Verlage hatten zuvor versucht, auf das Projekt mitzubieten. Angesichts dieses gewaltigen (und großzügig honorierten) Unternehmens scheint auch Goethe endlich die Verdienste Cottas um sein Werk anzuerkennen:

„Da sich die Beruhigung zu der unser Geist gelangt nicht mit Worten und Zeichen ausdrücken läßt, so erlauben mir Ew Hochwohlgeboren im Allgemeinen das Höchstbedeutende zu sagen: daß ich seit Jahren erst in diesen Stunden eine wahrhafte Zufriedenheit empfinde wo ich gewiß bin daß die Resultate meiner literarischen Thätigkeit in Ihre Hände gelegt sind; ein gültigeres Zeugniß wechselseitigen Vertrauens konnte nicht gegeben werden.

Schritt für Schritt wird sich darthun daß ich kein ander Geschäft mehr habe als diese Ergebnisse meines Lebens uns beyderseitig zu Ehr und Vortheil abzuschließen. Sie handeln in gleichem Sinne, und da ist denn wohl keine Frage daß wir etwas Werthes und Würdiges zu Tage fördern werden.“²⁴

IV

Cotta hatte für keinen der deutschen „Klassiker“ die Bedeutung, die er für Goethe und Schiller hatte, aber fast alle sind mit einem oder mehreren Titeln bei ihm vertreten. Die meisten kamen erst mit ihrem Spätwerk zu Cotta und wurden dann von ihm mit einer schön gestalteten aufwändigen Werkausgabe geehrt. Von Herder etwa, dessen ‚Cid‘ 1806 erschien, veranstaltete Cotta zwei Ausgaben mit ‚Sämmtlichen Werken‘, eine in 45 Bänden (1805–20) und eine in 60 (1827–1830). Auch Jean Paul ist so ein Fall. Er wurde von Schiller so spät als Beiträger zu den ‚Horen‘ eingeladen, dass er nicht mehr berücksichtigt werden konnte. Von seinem Roman ‚Flegeljahre‘ (1804/05) an erschien jedoch fast sein gesamtes Spätwerk bei Cotta; Jean Paul war auch ein bedeutender Mitarbeiter an den Periodika des Verlags, so hatte er die Ehre, die erste Ausgabe des Cotta’schen ‚Morgenblatts‘ mit einem „anticipierten Epilog“²⁵ zu eröffnen, und auch für das ‚Taschenbuch für Damen‘ (1798–1831), zu dessen Beiträgern Schiller, Goethe, Uhland, Kerner, Rückert, Hauff, Alexis oder Heine gehörten, schrieb er regelmäßig und festigte so seinen Ruf als „lady’s writer“, der ihm bis weit ins 19. Jahrhundert anhaftete.



Bei anderen Dichtern blieb die Verbindung mit Cotta auf ein Werk beschränkt, wenn auch auf ein bedeutendes. Friedrich Hölderlin kam über Schiller und die ‚Horen‘ zu Cotta, bei dem sein Roman ‚Hyperion‘ in zwei Bänden 1797/99 erschien; auch eine Ausgabe von Hölderlins Gedichten war für 1802 bereits vereinbart, wurde aber aus unbekannten Gründen nicht realisiert – erst 1826 brachten Ludwig Uhland und Gustav Schwab eine Sammlung von Hölderlins Gedichten bei Cotta heraus. Heinrich von Kleist ist eines der seltenen Beispiele für einen Autor, den Cotta wieder fallen ließ – trotz seiner anfänglichen Begeisterung für die im ‚Morgenblatt‘ erschienene Erzählung ‚Das Erdbeben von Chili‘. Cotta hatte Kleists ‚Penthesilea‘, von der im Selbstverlag schon sieben Bogen gedruckt waren, herausgebracht und war nun über deren Ende (Achill wird von Penthesilea in Stücke gerissen) so entsetzt, dass er das Buch ohne Werbung auf den Markt brachte, damit es nicht gekauft werde.

*Jean Paul Richter:
Flegeljahre. Eine Biographie.
Erstes Bändchen, 1804.*

V

Cotta zahlte 32 000 Gulden Honorar an Schiller, an Goethe in den 38 Jahren seiner Verlagszugehörigkeit 268 000 Gulden, allein für die ‚Ausgabe letzter Hand‘, die eine Auflage von 20 000 Exemplaren hatte, 60 000 Gulden. Von diesen für damalige Verhältnisse

ungewöhnlich hohen Investitionen konnten erst Cottas Nachfahren im Laufe des 19. Jahrhunderts profitieren. Die herausragende Stellung, die der Verlag dann hatte, ist zum großen Teil das Verdienst Johann Friedrich Cottas. Zu den Autoren, die dieser an den Verlag gebunden hatte, kamen 1838 mit dem Erwerb des Göschen'schen Verlags noch Wieland, Klopstock und Lessing hinzu. Dass die fast ausschließliche Konzentration auf die Klassiker auch eine Last sein kann, zeigte das „Klassikerjahr“ 1867, in dem die Rechte aller vor 1832 gestorbenen Autoren gemeinfrei wurden und damit auch andere Verlage die Werke Goethes und Schillers drucken durften. Dennoch blieb Cotta fast trotziger ein Verlag, dessen literarische Sparte vor allem mit immer neuen Ausgaben seiner Klassiker bestritten wurde.

Die Bedeutung der Klassiker für den Verlag zeigt noch der ‚Jubiläums-Katalog‘ aus dem Jahre 1909,²⁶ in dem von Goethe (in zehn Spalten) unter anderem drei Werkausgaben als lieferbar angezeigt werden: ‚Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe‘ in 40 Bänden (1902–1907), die von Karl Goedeke herausgegebenen ‚Sämtlichen Werke‘ in 36 Bänden (1893–96, erhältlich in zwei Formaten und in jeweils mehreren Ausführungen) sowie ‚Ausgewählte Werke‘ in 12 Bänden; von Schiller (in sieben Spalten): ‚Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe‘ in 16 Bänden (1904/05), ‚Sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe‘, 15 Teile in 17 Bänden (1867–76) und, ebenfalls von Karl Goedeke herausgegeben, ‚Sämtliche Werke‘ in 16 Bänden (1893/94, erhältlich in zwei Formaten, auch in vier und zwölf Bänden) sowie eine sechsbändige Ausgabe ‚Werke. Gedichte und Dramen‘.

Aber nicht alles von Goethe und Schiller verkaufte sich so gut wie die repräsentativen Werkausgaben, so sind einige der zu Lebzeiten der Dichter erschienenen Werke 1909 noch immer lieferbar: einzelne Hefte der von Göschen übernommenen Zeitschriften Schillers, ‚Thalia‘ (1785–1791) und ‚Neue Thalia‘ (1792/93), von Goethes Zeitschrift ‚Über Kunst und Altertum‘ (1816–1832) sowie ‚Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit‘ (1811–1822); dass vor dem Ersten Weltkrieg auch „Divanexemplare [...] unverkauft in den deutschen Buchhandlungen lagen“, berichtet Ernst Beutler im Vorwort seiner Ausgabe.²⁷

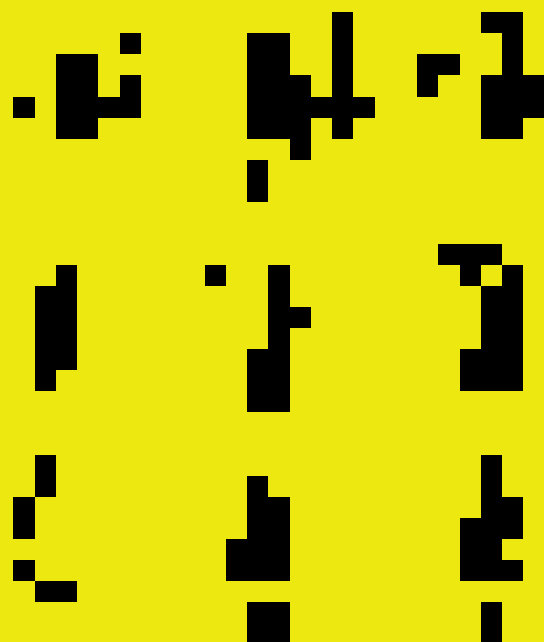
Auch wenn es den Verlag Cottas nicht mehr gibt, so erscheint uns Johann Friedrich Cotta heute noch immer als das Ideal eines Verlegers, gelten uns sein Umgang mit den Autoren, seine Großzügigkeit, seine Geduld und sein Instinkt noch immer als musterhaft. Mit der von ihm betriebenen Monumentalisierung durch umfangreiche und prächtige Ausgaben trug er bedeutend dazu bei, aus seinen Autoren die Klassiker zu machen, als die wir sie heute noch sehen.

Stefan Knödler

Anmerkungen

- 1 Schiller an Cotta, 19. May 1794, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, hrsg. von Wilhelm Vollmer, Stuttgart 1876, S. 8.
- 2 Cotta an Goethe, 10. Mai 1802, Goethe und Cotta. Briefwechsel 1797–1832, textkritische und kommentierte Ausgabe in drei Bänden, hrsg. von Dorothea Kuhn, Stuttgart 1979, Bd. 1, S. 91.

- 3 Karl August Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Frankfurt/Main 1987, Bd. 1, S. 569ff.
- 4 Cotta an Lichtenberg, 20. Juli 1795, zit. nach Bernhard Fischer: Briefe Johann Friedrich Cottas an Georg Christoph Lichtenberg, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, 39. Jg. 1995, S. 20–37, hier S. 30f.
- 5 Lichtenberg an Cotta, 18. September 1795, Briefe an Cotta. Das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794–1815, hrsg. von Maria Fehling, Stuttgart und Berlin 1925, S. 122.
- 6 Cotta an Lichtenberg, 25. Januar 1796, Briefe Johann Friedrich Cottas an Georg Christoph Lichtenberg a.a.O., S. 32f.
- 7 Zit. nach: Herbert G. Göpfert: Vom Autor zum Leser. Beiträge zur Geschichte des Buchwesens, München 1977, S. 160.
- 8 Caroline Leopoldine Friederike an die Cotta'sche Buchhandlung, 26. Mai 1826, zit. nach: Cotta und das 19. Jahrhundert. Aus der literarischen Arbeit eines Verlages, Marbach 1980 (Marbacher Kataloge Nr. 35), S. 57f.
- 9 Vgl. zu Folgendem Stephan Füssel: Schiller und seine Verleger, Frankfurt am Main und Leipzig 2005.
- 10 Vgl. zu den ‚Horen‘ Günter Schulz: Schillers Horen. Politik und Erziehung. Analyse einer deutschen Zeitschrift, Heidelberg 1960 (Deutsche Presseforschung Bd. 2).
- 11 Schiller an Cotta, 14. Juni 1794, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta a.a.O., S. 14.
- 12 Liselotte Lohrer: Cotta. Geschichte eines Verlags 1659–1959, Stuttgart 1959, S. 55.
- 13 Stephan Füssel: Schiller und seine Verleger, a.a.O., S. 325.
- 14 Vgl. das 284. Xenion, Göschen an die deutschen Dichter, 1796 im Musenalmanach erschienen: „Ist nur erst Wieland heraus, so kommts an euch übrigen alle,/ Und nach der Lokation [= Rangordnung]! Habt nur einstweilen Geduld!“
- 15 Schiller an Cotta, 29. Mai 1798, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, a.a.O., S. 296.
- 16 Vgl. zu Folgendem Siegfried Unseld: Goethe und seine Verleger, Frankfurt am Main und Leipzig 1991.
- 17 Cotta an Goethe, 31. Juli 1797, Goethe und Cotta. Briefwechsel 1797–1832 a.a.O., Bd. 1, S. 7.
- 18 Goethe an Schiller, 12. September 1797, Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794–1805, hrsg. von Manfred Beetz, München 1990 (Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe Bd. 8.1), S. 414.
- 19 Schiller an Cotta, 9. Januar 1795, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta a.a.O., S. 49.
- 20 Cotta an Schiller, 3. Oktober 1797, ebd., S. 261.
- 21 Kanzler Friedrich von Müller: Unterhaltungen mit Goethe, mit Anmerkungen versehen und hrsg. von Renate Grumach, München 1982, Eintrag vom 21. Mai 1829, S. 179.
- 22 Siegfried Unseld: Goethe und seine Verleger a.a.O., S. 301.
- 23 Schiller an Cotta, 18. May 1802, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta a.a.O., S. 455.
- 24 Goethe an Cotta, 3. Februar 1826, Goethe und Cotta. Briefwechsel 1797–1832 a.a.O., S. 149.
- 25 Jean Paul an Cotta, 11. Dezember 1806, Briefe an Cotta a.a.O., S. 384.
- 26 Jubiläums-Katalog der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger 1659–1909, Stuttgart und Berlin 1909. Der Katalog enthält eine kurze Geschichte des Verlags sowie eine kleine Auswahl aus dem Briefwechsel Cottas mit Schiller und Goethe, anschließend alle zum Zeitpunkt des Erscheinens noch lieferbaren Bücher des Buch- wie des Musikalien-Verlags sowie ein nach Gattungen geordnetes systematisches Verzeichnis.
- 27 Johann Wolfgang Goethe: West-östlicher Divan, hrsg. von Ernst Beutler, Leipzig 1943, Vorwort, S. XII.



Die J.G. Cotta'sche Buchhandlung als Universalverlag

Im Jahr 1658, als Johann Georg I. Cotta (1631–1691) nach dem Tod Philbert Brunns die Geschäftsführung der Brunnschen Verlagsbuchhandlung vom akademischen Senat übertragen wurde, im Jahr 1659, als er nach der Heirat der Witwe Brunn am 22. November am 12. Dezember das beantragte Bürgerrecht der Universität Tübingen erhielt, um einer der beiden akademischen Buchführer zu werden, und fortan die Verlagshandlung unter seinem Namen führte, war die Vorstellung von einem Universalverlag ebenso undenkbar wie die eines vom Verleger bestimmten Verlagsprofils. Das Lesepublikum war klein, es beschränkte sich auf die schmale gebildete Schicht aus Klerikern, Gelehrten, Beamten, Hofangehörigen und städtischen Honoratioren; die Masse des Schriftguts war lateinisch abgefasst und theologischen Inhalts; Bücher waren Luxusgüter. Auflagen von einigen hundert Exemplaren reichten aus, um alle Interessenten zu befriedigen. Die Aufgabe der Verlagsbuchhändler lag damals wesentlich darin, die einheimische, lokale und regionale Gelehrtenrepublik als Sortimentier mit Schriften zu versorgen und die Manuskripte der einheimischen Autoren zum Druck zu bringen und zu verbreiten. Die Autoren sahen ihre Bücher nicht als Ware, sahen im Honorar, wenn sie denn überhaupt eines bekamen, nicht ihren Teil am Gewinn, sondern noch einen „Ehrensold“. Und so wie Bücher Organe des gelehrten Austauschs waren, so war das Geschäft der Verleger zwar spekulativ, da sie darauf hoffen mussten, ihre vorfinanzierten Herstellungskosten durch Absatzerlöse zu decken und verzinst zu bekommen, aber es blieb im Rahmen des wirtschaftlichen „Auskommens“, was sich auch im üblichen „Changehandel“ der Bücher – dem Tausch der Bücher Bogen gegen Bogen – auf den Messen bekundete.

So lagen die Dinge auch bei Johann Georg I. Cotta. Als Mittelglied zwischen der *civitas academica* und dem Publikum war sein Geschäft des akademischen Buchführers verzahnt mit der Tübinger Gelehrtenrepublik, insofern er die Bücher auswärtiger Autoren besorgen – dies geschah vor allem auf der für die „Reichsbuchhändler“ bestimmenden Messe in Frankfurt – und in seinem Sortimentslager vorhalten musste, so wie er die Manuskripte der Tübinger Autoren, namentlich der Professoren, verlegen, also in Württemberg und in der Fremde verbreiten sollte. Entsprechend den Gewichten der akademischen Lehre bestand der Verlag im Wesentlichen aus Theologie und Jurisprudenz in allen ihren Spielarten, den Johann Georg I. um einige auswärtige Autoren zu bereichern verstand. Streng bestimmt war in Tübingen auch die Stellung des „akademischen Buchführers“ durch die Statuten der Universität, keineswegs durften sie in die Geschäfte der anderen – des einen Disputationshändlers, der vier Buchdrucker und der acht Buchbinder, die neben dem Binden auch gebundene Bücher und Kalender verkaufen durften – eingreifen, und erst nach einiger Zeit gab es einen Antiquar, der nur alte Schriften verkaufen durfte. Zudem

Gegenüber:

Alexander von Humboldt:
*Costumes dessinés par des
Peintres Mexicains du Temps
de Montezuma, 1810, Farbstich.*

unterlag der Verlag der Zensur durch die Fakultäten so wie die Preise auswärtiger Bücher vom Zensor festgelegt wurden.

Dabei blieb es bis weit ins 18. Jahrhundert, auch wenn namentlich der umtriebige Johann Georg III. Cotta (1693–1770) das angestammte Geschäft der Familie sprengte und zwangsläufig mit den ständischen Verhältnissen in Spannungen geriet. Dies zunächst 1714–1715 im Kampf mit den Druckern Rößlin, Müller und Franck um das eigentlich Druckern vorbehaltene württembergische Kalenderprivileg, das dahingehend von der Obrigkeit entschieden wurde, dass Cotta als gleichberechtigter Geschäftspartner an der Kalenderherstellung teilnehmen, ja seinen Namen auf das Titelblatt setzen durfte. Unmittelbar kam dem Verlag zugute, dass Johann Georg III. Cotta 1722 vom Senat die Konzession für den Betrieb einer Druckerpresse und vom Herzog das Privileg für eine Foliobibel, 1723 gar vom Herzog die Konzession beliebig vieler Pressen in Tübingen erlangte, auf denen dann u.a. seine erste Foliobibel von 1724 und der Text der berühmten Kupferbibel von 1729 gedruckt wurde. Nur wenig später zog Cotta seine Pressen nach Ludwigsburg ab, um sie im Rahmen seines Privilegs als Hof- und Canzleybuchdrucker zu verwenden.

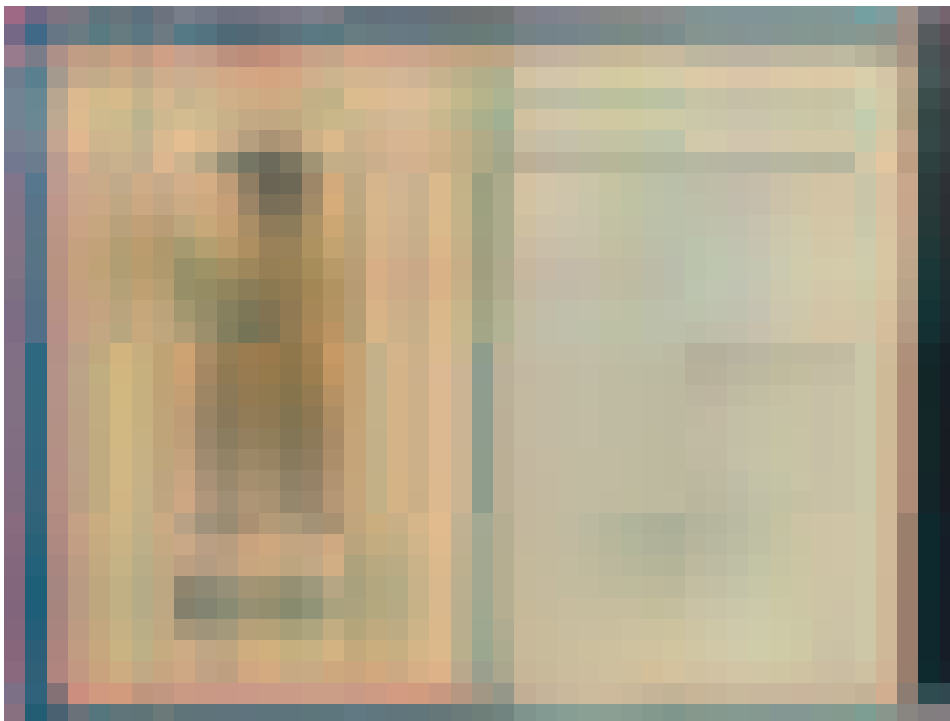
Der Tübinger Verlag indes geriet, je mehr sich das Geschäft im Zeichen der Hof- und Canzleidruckerei in die Residenz nach Ludwigsburg, dann wieder nach Stuttgart verlagerte und je mehr das Tübinger Stammhaus nur noch mit der linken Hand durch Faktoren betrieben wurde, in Verfall. Es kamen unter Christoph Friedrich Cotta (1724–1807) nur noch wenige Neuerscheinungen heraus, wobei sich zudem bemerkbar machte, dass die traditionelle Landesuniversität Tübingen seit längerem im Niedergang begriffen war und zuletzt ganz im Schatten der Hohen Carlsschule stand, die Carl Eugen zur Rekrutierung und Ausbildung seiner neuen bürokratischen Funktionselite eingerichtet hatte. Ebenso wenig konnte der Cotta-Verlag von der Leserevolution, also von der Entwicklung der „extensiven Lektüre“ (Engelsing) und eines anonymen Massenpublikums profitieren. Diese war seit den 1720er Jahren auch in Tübingen spürbar und bot dem Nachdruck, der im Verein mit Nachdruckern der freien Reichsstadt Reutlingen betrieben wurde, ein profitables Feld.

Das war die Lage, als Johann Friedrich Cotta (1764–1832) die „J.G. Cottaische Buchhandlung“ am 1. Dezember 1787 übernahm. Zunächst bewegte er sich ganz auf traditionellen Bahnen, als er den Verlag mit den Werken ortsansässiger Juristen, Theologen, Mediziner aktualisierte; neue Akzente setzte er mit der politischen Publizistik und Journalistik, die er aus den juristisch-staatswissenschaftlichen Wurzeln entwickelte: Sein Bruder Christoph Friedrich verfasste die ‚Teutsche Staatsliteratur‘, eine Rezensionszeitschrift, in Straßburg ließ er das jakobinische ‚Strasburgische politische Journal‘ erscheinen. Unüblich für einen gelehrten Verlag aber war, dass Johann Friedrich Cotta das Angebot auf die lukrative Unterhaltungsliteratur ausdehnte und Verbindung zum allgemeinen Lesepublikum aufnahm, dies mit der ‚Frauenzimmerzeitschrift‘ ‚Amaliens Erholungsstunden‘, die nach der Trennung von den ursprünglichen Herausgebern in ‚Flora‘ umbenannt wurde und deren wichtigste Mitarbeiter der Colmarer Pädagoge Gottlieb Conrad Pfeffel und der Stuttgarter Epigrammatiker Christoph Friedrich Haug waren, später aber auch mit einer Fülle von Kalendern und Almanachen.

Der auch noch damals stark regional, württembergisch-oberdeutsch geprägte Verlag tat 1795 mit Schillers ‚Horen‘, Posselts ‚Europäischen Annalen‘ und Archenholtzens ‚Annalen der brittischen Geschichte‘ einen neuen Schritt, insofern sie seine Infrastruktur und damit seine Reichweite und Handlungsfähigkeit auf eine neue Grundlage stellten. Alle diese

Zeitschriften zielten auf ein „nationales“ Publikum, erforderten einen stetigen und schnellen Vertrieb auch und vor allem im Gebiet des literarisch weiter entwickelten Leipziger Buchhandels, also einen leistungsfähigen Kommissionär. Cotta rückte von der Peripherie ins Zentrum des Buchhandels, und er stellte unter Beweis, dass er die führenden Autoren, an welchem Ort Deutschlands sie auch leben mochten, verlegen konnte und wollte.

Entscheidend waren dann die Jahre der ersten Blüte von 1798 bis 1805, in denen die Kontur des Universalverlags festgelegt wurde. Im Jahr 1798 erfolgte die seit langem projektierte Gründung von Posselts „raisonnirter Zeitung“. Die ‚Neueste Weltkunde‘ sollte unter den Begriffen der „Vollständigkeit“, „Unpartheylichkeit“ und einer quellenkritisch aufgefassten „Wahrheit“ ein Archiv der Zeitgeschichte sein. Mit ihr schuf Cotta die erste moderne Tageszeitung in Deutschland, die als ‚Augsburger Allgemeine‘ das ganze 19. Jahrhundert über in Europa in einem Atemzug mit der ‚Times‘ genannt wurde. 1798 kam das erste Heft von Goethes Kunstzeitschrift ‚Propyläen‘ heraus, dem Aushängeschild der ‚Weimarer Kunstfreunde‘, der von 1816 an Goethes ‚Über Kunst und Alterthum‘ nachfolgen sollten. Ebenfalls 1798 erschien das erste Blatt der Bohnenbergerschen ‚Charte von Wirtemberg‘, die dann mit der Ammanschen ‚Charte von Schwaben‘ vereinigt wurde; diese Amman/Bohnenbergersche Karte, die erst 1829 zum Abschluss kam, war die erste vollständige trigonometrisch-astronomische Karte Südwestdeutschlands. In den folgenden Jahren erschienen dann neben den großen Dramen Schillers (‚Wallenstein‘, ‚Wilhelm Tell‘), die ‚Flegeljahre‘ von Jean Paul, Lehrbücher der Chemie und Mathematik, historische und philosophische, juristische und medizinische Schriften, vor allem aber gründete oder übernahm Cotta mit jedem Jahr neue Zeitschriften, seien es die ‚Englischen‘, ‚Französischen‘ oder ‚Italienischen Miszellen‘ oder Niemanns ‚Policy-Journal‘, Hartlebens ‚Policy-Fama‘



*Friedrich Schiller:
Wilhelm Tell. Schauspiel.
Zum Neujahrsgeschenk
auf 1805.*

Gegenüber:**Oben:**

*Das Ausland. Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und
sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf
verwandte Erscheinungen
in Deutschland. Sechzehnter
Jahrgang, October 1843:
Alterthümer von Yucatan.*

Unten:

*Kunst-Blatt Nr. 27
von Montag, dem 4. April 1825:
Frescomalereyen deutscher
Künstler in Rom: Agramant
von Roland erschlagen nach Jul.
Schnorr gest. von Ruscheweyh.*

und Häberlins ‚Staats-Archiv‘. In die Jahre der durch die Napoleonischen Kriege ausgelösten Buchhandelskrise fielen die ersten großen Werkausgaben der Klassiker Herder, Goethe, Johannes von Müller und Schiller sowie die Gründung des ‚Morgenblatts für gebildete Stände‘, Humboldts Reisewerk, das bei Cotta Fragment blieb, und eine schier unübersehbare Vielzahl von deutsch-französischen Sprachlehren aus der Feder des Abbé Mozin, außerdem die ersten Ausgaben der forst- und jagdwissenschaftlichen Klassiker von Hartig. Danach kamen die Pestalozzische Pädagogik, die von Poppe, Dingler (‚Polytechnisches Journal‘) und Prechtel vertretene Technologie, die von Memminger bestrittene württembergische Statistik in den Verlag, die Kunstgeschichte (Boisséré) und Archäologie (Gau, Bröndsted, Gerhard), ferner die Geographie, ganz abgesehen von einer unabsehbaren Fülle historischer und literarischer Werke und weiterer Zeitschriften (‚Hertha‘, ‚Das Ausland‘, ‚Jahrbuch für wissenschaftliche Kritik‘) und immer wieder neuer Gesamtausgaben von Schiller und Goethe. Grandioser Abschluss der Expansion war 1827 die Errichtung der Literarisch-artistischen Anstalt in München, in der die 1822 in Stuttgart gegründete „Geographische Anstalt“ aufging und in der alle graphischen Aktivitäten des Verlags, angefangen von den Landkarten bis hin zu den künstlerischen Mappen- und Galleriewerken, in den verschiedensten graphischen Techniken produziert wurden.

Blickt man auf die Universalität des Cotta'schen Verlagsimperiums in ihrer chronologischen Entwicklung wie in deren Zusammenhang mit den großen historischen und geistes- und kulturgeschichtlichen Umwälzungen, dann ist bemerkenswert, wie sie von den epochalen Tendenzen der Goethezeit profitierte, mehr noch wie sie sie aufnahm und vorantrieb. Cotta hörte sprichwörtlich „das Gras wachsen“. Dies gilt für das Entstehen einer deutschen „Nationalliteratur“, zu der für Cotta vor allem die Klassiker, aber auch Voss, Pfeffel, Hölderlin und Jean Paul, die Romantiker von A.W. Schlegel bis Uhland gehörten, wie für die Wissenschaftsentwicklung und die Differenzierung ihrer Disziplinen, für die Entstehung der „öffentlichen Meinung“, für die Trennung von Staat und Gesellschaft und für die industrielle Revolution, sei es im Bereich der methodischen Agronomie, sei es im Maschinen- und Verkehrswesen. Man greift zu kurz, wenn man hierin nur die Erneuerung des alten akademischen Verlags unter den Bedingungen eines entfesselten Literaturmarkts im Zeitalter einer alle Tradition sprengenden Wissenschafts- und Gesellschaftsdynamik erkennt. Charakteristisch für Cottas Universalität ist auch ein neues Selbstverständnis des Verlegers, der sich in ganz neuartiger Weise selbst als Akteur auf dem literarischen Markt sah. Cotta war das Kind einer liberalen und säkularen Aufklärung, die im Wettbewerb der Ideen das Organ des Fortschritts erkannte, weshalb er, so wie er die Autorschaft und Ideenproduktion mit großzügigen Honoraren lukrativ machte und wie für die Verlags- so auch für die Autorenrechte kämpfte, neuen Ideen und Erkenntnissen Marktplätze bot. Dies ist der Kern vieler seiner Zeitschriften und Zeitungen, aus denen immer wieder Autoren auch in den Cotta'schen Buchverlag fanden, vor allem aber der Flaggschiffe ‚AZ‘ und ‚Morgenblatt‘, deren universale Anlage jede Erscheinung und Entwicklung des politischen bzw. kulturellen Lebens aufgreifen und der Öffentlichkeit zur Diskussion vorstellen sollte.

So wie Johann Friedrich Cotta die Dimensionen des „Klassikerverlags“ für seine Nachfolger festlegte, so prägte sich die weitere Geschichte des Cotta-Verlags bis zum Verkauf 1889 an Adolf Kröner im jeweiligen Gewicht von einzelnen Fächergruppen aus, wobei sich Verlag und Verleger jeweils im Einklang mit den geistes- und kulturgeschichtlichen Veränderungen des 19. Jahrhunderts bewegten. Nach Johann Friedrich Cottas Tod wurde



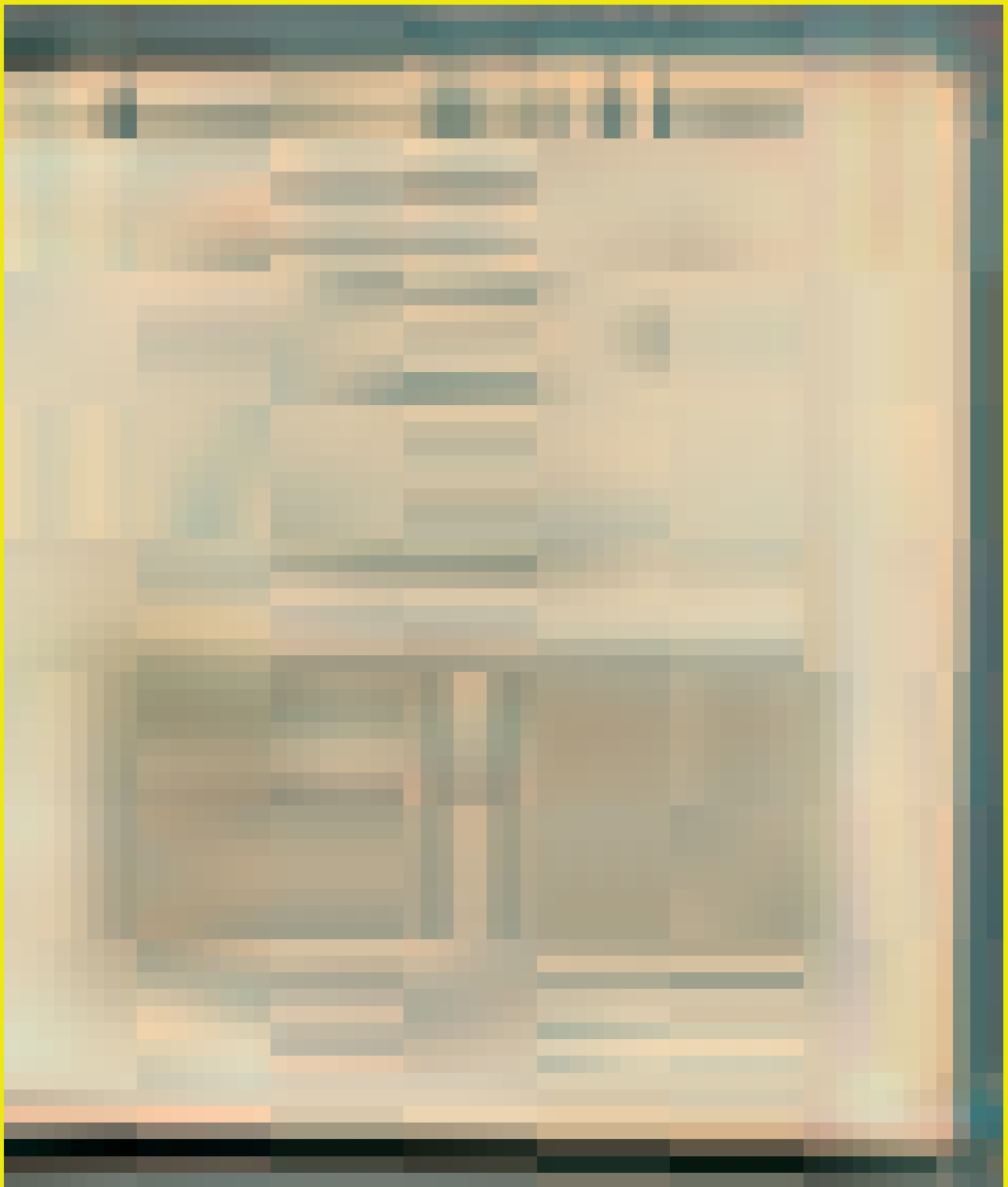
der Verlag von seinem Sohn Georg und dessen Schwager Herrmann von Reischach ganz im Geiste der Pietät fortgeführt. Eine solide Basis bildete weiterhin der „Klassikerverlag“, der namentlich in den Werkausgaben Goethes und vor allem Schillers, aber auch den Werken der schwäbischen Romantiker bestand und an den sich Standardwerke der jungen germanistischen Philologie und Literaturgeschichtsschreibung anlehnten. Hier gelang es nicht nur, die exklusiven Verlagsrechte an den Weimarer Dioskuren durch Privilegien des Deutschen Bundes auf lange Zeit zu sichern, sondern auch den Klassikerverlag 1838 durch den Kauf des Göschen-Verlags mit den Verlagsrechten an Wielands, Lessings, Klopstocks und Klingers Werken auszubauen. Auch unter Georg von Cotta blieb das Verlagsprofil dem Geist einer populären Aufklärung verpflichtet – exemplarisch dafür stehen Alexander von Humboldts ‚Kosmos‘, der zum größten Erfolg des Verlags wurde, oder Hermann

Hauffs und Eduard Widenmanns Reihe ‚Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit‘, die das weiterhin erscheinende ‚Ausland‘ ergänzte, oder die 1853 ins Leben gerufene ebenso monumentale wie preisgünstige „Volksbibliothek deutscher Klassiker“. Und wie bei seinem Vater standen vor allem die Periodika für die angestrebte Universalität des Verlags, namentlich die ‚Allgemeine Zeitung‘, die besonders in ihren Beilagen enzyklopädisch über die ganze Vielfalt der wissenschaftlichen Erkenntnisse und Fortschritte berichtete und an der Georg von Cotta, auch was die Akquisition der Beiträge und Korrespondenten anging, den entscheidenden Anteil nahm, und das von Hermann Hauff geleitete ‚Morgenblatt‘. Georg selbst gründete die ‚Deutsche Vierteljahrsschrift‘, die sich im Stile einer englischen Review mit allen Fragen und drängenden Problemen der Zeit beschäftigte. Neue Akzente ergaben sich aus den persönlichen Interessen, Bindungen und Gesinnungen. Der unermüdliche Protagonist des Eisenbahnwesens im württembergischen Landtag war befreundet mit Friedrich List, entsprechend erschienen bei Cotta das epochale ‚Nationale System der politischen Ökonomie‘ und das ‚Zollvereinsblatt‘; ein weiterer Klassiker der Nationalökonomie – das ‚System der Staatswissenschaft‘ – stammte von Lorenz Stein, während Wilhelm Heinrich Riehl das Feld konservativer Sozialpolitik und Kulturwissenschaft bestellte. Georg von Cottas eigene Frömmigkeit, die so sehr zur allgemeinen Rekonfessionalisierung der 1840er Jahre passt, stand dem Gewicht der Theologie, der Liturgie und der Erbauungsschriften im Verlag Pate. 1843 wurde zudem in München eine Bibelanstalt gegründet und an die Literarisch-artistische Anstalt angeschlossen, die von 1836 an von einem eigenen Geschäftsführer, Rudolf Oldenbourg, geführt wurde; die Bibelanstalt wurde dann um die 1845 gekaufte Vogel'sche Buchhandlung aus Regensburg erweitert. Markant ist auch der agronomische Verlag mit Elsner, Schwerz, Pabst und dem ‚Landwirthschaftlichen Correspondenzblatt‘, der eng mit der Landwirtschaftsschule in Hohenheim verbunden war. Die Palette der Naturwissenschaften reichte von der Mathematik und der Botanik über die Medizin bis zum technologischen Verlag mit dem ‚Polytechnischen Journal‘; im Philosophischen sind vor allem die Gesamtausgabe der Schellingischen Werke und die ‚Kritischen Gänge‘ Friedrich Theodor Vischers, im nun sehr bedeutenden Historiographischen die mittelalterlichen Quellenwerke, Leopold von Rankes ‚Französische Geschichte‘ und die ersten Bände von Gregorovius’ ‚Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter‘ zu nennen.

Als Georg von Cotta am 1. Februar 1863 starb, übernahm sein jüngster Sohn Carl den Verlag, der Jurist und ausgebildeter Verlagsbuchhändler war. In Carls Aegide fielen der Verlust des Klassikerprivilegs im Jahr 1867, der mit erheblichen finanziellen Einbußen verbunden war und den Verleger zur Ausgabe neuer, historisch-kritischer oder kommentierter Ausgaben von Goethes und Schillers Werken bestimmte; einziger bedeutender Zuwachs war im literarischen Bereich der Erwerb des Verlagsrechts von Grillparzers ‚Sämtlichen Werken‘, die dann auch Teil der monumentalen ‚Bibliothek der Weltliteratur‘ wurde. Darüber hinaus wurden die Kräfte konzentriert, mit der Folge, dass ganze Verlagsteile und Bereiche verschwanden: 1868 wurde der Göschen-Verlag an den Teilhaber Louis Roth, 1869 wurden die Bibelanstalt und der von Vogelsche Verlag an Brockhaus verkauft; im selben Jahr übernahm der langjährige Geschäftsführer Rudolf Oldenbourg, der seit längerem schon unter seinem Namen auch einen eigenen Verlag führte, die Literarisch-artistische Anstalt. Wesentlich auf die Änderungen des Publikumsgeschmacks und den Erfolg neuer Zeitschriftentypen wie dem illustrierten Wochenblatt geht die Einstellung des ‚Morgenblatts‘

nach Hermann Hauffs Tod zurück, 1870 traf es die ‚Deutsche Vierteljahrsschrift‘. Damit nicht genug, auch das übrige Verlagsprofil erlebte eingreifende Änderungen. Ganze Wissenschaftszweige wie Mathematik, Astronomie, Militärwissenschaften, die ohnehin nur am Rande mitgeführt worden waren, darüber hinaus aber auch die Geographie wurden nun ganz eingestellt, die Agronomie, die Länder- und Völkerkunde und die Philologie zurückgenommen; die bedeutende zeitgenössische schöne Literatur spielte ohnehin kaum eine Rolle, sie fand eher zu den neuen Berliner Verlagen, während Cotta sich weiterhin nach Österreich orientierte. Die Akzente lagen auf den Rechts- und Staatswissenschaften, der Medizin, der Technologie und vor allem auf der Historiographie, wo der Verlag in allen Bereichen letzte Höhepunkte feiern konnte. Nicht nur Gregorovius' ‚Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter‘ wurde endlich vollendet, es erschien dann seine ‚Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter‘ und aus der Feder Eduard Meyers die ‚Geschichte des Altertums‘. Das Herzstück des historischen Verlags war mit Hans von Zwiédineck-Südenhorst verbunden, der nicht nur die ‚Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte‘ (1884–1888), sondern auch von 1887 bis 1912 die ‚Bibliothek deutscher Geschichte‘ in 45 Abteilungen herausgab und mehrere Werke zur neueren deutschen Geschichte verfasste. Wirkliches Neuland auf höchstem Niveau betrat Carl von Cotta mit dem Aufbau des Musikalienverlags, dessen Spezialität die Klaviermusik, auch Klavierbearbeitungen von Orchestermusik, war; insbesondere für die Reihe ‚Instruktive Ausgabe klassischer Klavierwerke‘ konnte man neben Sigmund Lebert und Ignaz Lachner auch Hans von Bülow und Franz Liszt gewinnen.

Schon bevor Carl von Cotta am 18. September 1888 starb, war klar, dass kein Cotta seine Nachfolge im Verlag antreten würde. Und so war der am 30. Januar 1889 erfolgte Verkauf an Adolf Kröner, mit dem der Cotta-Verlag schon seit 1882 bei der ‚Bibliothek der Weltliteratur‘ eng zusammengearbeitet hatte, eher eine Formsache. Es entsprach Krönerts Tatkraft und Geschäftssinn, dass er den übernommenen Verlag, der nur noch entfernt an die frühere universale Vielfalt und Bedeutung erinnerte, weiter auf bestimmte Kerngebiete konzentrierte und in sein Verlagsimperium gleichsam einsortierte. Kröner beendete resolut die Geschichte des Cotta'schen Universalverlags. Unter der Firma „J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.“ führte er die Musikalien, die Historiographie, die Memoirenliteratur – hier gelang ihm mit Otto von Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen‘ einer der größten verlegerischen Erfolge der Epoche – und die Nationalökonomie. Weiterhin nutzte Kröner den Verlag als Marke vor allem für den nun schon legendären „Klassikerverlag“, dem er mit der Jubiläumsausgabe von Goethes Werken und der Fortsetzung der ‚Bibliothek der Weltliteratur‘ weitere Marksteine hinzufügte; darüber hinaus gelang es Kröner, dem Verlag die bedeutendere neuere schöne Literatur zu gewinnen, indem er ihm Titel seiner „Union Deutsche Verlagsgesellschaft“, Teile des Verlags F. und P. Lehmann mit den Sudermann-Rechten und die Verlage Liebeskind und Wilhelm Hertz mit Keller, Fontane, und Paul Heyse einverleibte.



„Mit jedem Tag erreicht die Vermessenheit des Verfassers der neuesten WeltKunde einen höheren Grad“¹

Johann Friedrich Cottas 1798 in Tübingen gegründete politische Tageszeitung

Vom 1. Januar 1798 an erschien in Tübingen täglich, auch sonntags, die ‚Neueste Weltkunde‘ – ein politisches Tagblatt, das seiner Ankündigung folgend „wie ein treuer Spiegel die wahre und ganze Gestalt“² des Zeitgeschehens reflektieren wollte. Die Herausgeber hatten ein Missverhältnis diagnostiziert zwischen den aufregenden politischen Zeitereignissen und deren journalistischer Bearbeitung, als Konsequenz versprachen sie einen neuen Typ Zeitung, wie man ihn, gleichwo in Europa, nirgends finden könne. Zwar war es den Herausgebern (neben Johann Friedrich Cotta zunächst noch Christian Jakob Zahn) nicht gelungen, Friedrich Schiller, mit dem sie bereits vertragseinig waren, zum Chefredakteur zu bestellen, doch hatten sie in dem Historiker und Publizisten Ludwig Ernst Posselt einen seinerzeit hoch geschätzten Ersatzmann verpflichten können.

Am 7. September 1797 trat Johann Wolfgang Goethe in Cottas Tübinger Haus und in dessen Leben ein, um es eigentlich nie wieder zu verlassen. „Göthe kann mir von seinem Aufenthalt bey Ihnen nicht genug gutes sagen“, schrieb Schiller zwei Wochen später an den Verleger Johann Friedrich Cotta, „er ist in Ihrem Hause sehr zufrieden gewesen, spricht mir von Ihnen selbst mit wahren Interesse.“³ Und Cotta, geschmeichelt vom Erfolg seiner nicht ganz uneigennütigen Gastfreundschaft, erwiderte: „Ich werde die Stunden nie vergessen, die ich mit ihm zubrachte und nichts bedauern, als daß ich mit Ihnen und ihm nicht mein Leben zubringen kann.“⁴

Tübingen war nicht Weimar oder Jena, doch konnte der 33-jährige Sortiments- und Verlagsbuchhändler fürs erste zufrieden sein: Von nun an hatte er vertrauten Umgang mit den beiden bedeutendsten Schriftstellern seiner Zeit, deren einen er bereits seit 1794 unter Vertrag hatte, deren anderer sich noch eine Weile, aber auch nicht mehr allzu lange bitten ließ. Zehn Jahre geschickte Geschäftspolitik des Debütanten Cotta samt seinem ein Jahr jüngeren Compagnon und Ex-Kommilitonen Christian Jakob Zahn, gleich ihm ein promovierter Jurist, hatten den provinziellen, verschuldeten Familienbetrieb an der Pforte der Münzgasse nicht nur konsolidiert, sondern zu einer exquisiten Adresse in der Verlagsbranche entwickelt.

Es war also kein realitätsfernes Projekt großenhahn sinniger Fantasten, wenn die beiden Geschäftsleute Ende Oktober 1797 einen Sonderdruck herausbrachten, in dem sie mit gehörigem Selbstbewusstsein eine neue Tageszeitung annoncierten, nicht irgendeine, sondern eine „wie das ganze übrige Europa sie nicht aufweisen könne.“⁵

In dem Prospekt werden Grundsätze skizziert, die man 200 Jahre später noch gerne befolgt sieht, wenn man eine seriöse Tageszeitung aufschlägt: Die Berichterstattung soll umfassend sein und die Wichtigkeit von Ereignissen nicht allein daran messen, ob sie im Kabinett oder bei einem Kriegseignis vorgefallen sind. Auch die unspektakulären Bege-

*Gegenüber:
Neueste WeltKunde,
hrsg. von Ernst Ludwig Posselt,
Jahrgang 1798. Erster Band.*

benheiten, Erfindungen und Rezensionen verdienen berücksichtigt zu werden. Von der Präsentation wird Unparteilichkeit, vom Inhalt Wahrheit verlangt. Es soll deutlich erkennbar sein, wo die Fakten aufhören und die Meinungen und Spekulationen anfangen. Die Genauigkeit soll akribisch sein: „Ein Factum, das in der ersten Zeit allgemein für wahr galt, aber in der Folge falsch befunden wird, soll jedesmal ausdrücklich widerrufen werden.“⁶ Obendrein verbürgen sich die Herausgeber für eine anschauliche Darstellung und eine klare Sprache.

Dem Bildungsreisenden Goethe, der bei seiner Rückreise von der Schweiz wieder in Tübingen logierte, diesmal im Hotel „Traube“ vor dem Lustnauer Tor, gaben die beiden Verleger eines der 10 000 Faltblätter mit auf den Weg, selbstverständlich in der Absicht, den Dichter als gelegentlichen Autor zu gewinnen. Doch der hielt sich davon fern, so sehr er den geschäftstüchtigen Herausgeber achtete. Nur vage stellte er gelegentliche Beiträge in Aussicht. Was Goethe missfiel, war die politische Richtung, die das Projekt von Anfang an nehmen wollte. Seinem Freund Schiller schrieb er: „Das Blatt wird ein großes Publikum finden, ob ich gleich nicht leugnen will, daß mir die Manier widersteht, sie erinnert mich an die Schubartische Chronik und hat weder Geschmack noch Würde; doch was hat das zu bedeuten. Wenn Freund Cotta nur seine Rechnung dabei findet.“⁷

Kompagnon Zahn war zum Jahresende aus dem Verlag ausgeschieden. Für die politische Richtung der neuen Tageszeitung stand deren Chefredakteur Ernst Ludwig Posselt, ein Geschichtsprofessor aus dem Badischen, der bereits ein politisches Journal für den Verlag edierte. Posselt war nicht die erste Wahl Cottas gewesen, viel lieber hätte er Friedrich Schiller zurück nach Württemberg geholt. Sogar ein Vertrag war Mitte 1794 von beiden unterzeichnet worden, der Schiller an die Spitze einer dreiköpfigen Redaktion setzen sollte, ausgestattet mit einem Jahresfixum, das jeden Tübinger Professor vor Neid hätte erblassen lassen, sowie zusätzlichen Spesen.⁸ Letztlich fühlte sich Schiller jedoch gesundheitlich den Herausforderungen nicht gewachsen, wollte ohnehin lieber Dichter sein, wenngleich mit besserer finanzieller Absicherung als zuvor. Es sprach für Cottas Klugheit, dass er Schiller nicht allzu lange bitten ließ und ihn aus dem Vertrag wieder entließ, dafür mit der Aussicht, den dankbaren Autor umso gefälliger für andere gemeinsame Vorhaben machen zu können. Darum und wegen unsicherer politischer Verhältnisse hatte die Zeitung noch eine Weile zurückstehen müssen. Neben Chefredakteur Posselt trat im Februar 1798 der Schriftsteller Ludwig Ferdinand Huber als zweiter Redakteur ein, der aus der Mainzer Jakobiner-Republik über die Schweiz nach Tübingen gekommen war. Die Identität eines dritten Redakteurs ist mit letztllicher Sicherheit wohl nicht zu klären, vermutlich handelte es sich um den badischen Ästhetik-Professor Alois Wilhelm Schreiber.⁹ Gedruckt wurde die ‚Weltkunde‘ – wie auch die ‚Horen‘ – von Johann Friedrich Balz¹⁰ in den Räumen der heutigen „Bierbrezel“ in der Haaggasse. Der Vertrieb erfolgte vom Verlagssitz am Holzmarkt an die Abonnenten des In- und Auslands.

Das Blatt erschien vom 1. Januar 1798 an täglich, auch sonntags, unter dem Titel ‚Neueste Weltkunde‘ – als die erste Tageszeitung überhaupt in der Tübinger Geschichte. Ihre Auflage betrug anfangs 2 500 Exemplare¹¹, davon 1 400 durch Abonnenten gezeichnet. 34 Abonnenten lebten übrigens in Tübingen. Dass die Zahl der Leser um ein Vielfaches höher war, weil die Zeitung von Hand zu Hand weitergereicht wurde, ist aus zahlreichen zeitgenössischen Korrespondenzen bekannt. Sie hatte, von der äußeren Aufmachung her, noch nicht viel von einem Organ, wie man es heute kennt. Sie maß 24 Zentimeter in der Höhe,

20 Zentimeter in der Breite, zählte zunächst meist vier, selten sechs Seiten, orientierte die Leser nicht mit griffigen Überschriften.

Ein weitreichendes und verzweigtes Korrespondentennetz schuf die keineswegs selbstverständliche Grundlage des in der ‚Neuesten Weltkunde‘ verarbeiteten Nachrichtenstoffs, nur wenige deutsche Blätter konnten damals Vergleichbares bieten. Ohnehin hielt sich der Großteil der verbreiteten Presse aus der Tagespolitik heraus. Man solle nicht erwarten, was Hauptstoff der meisten anderen Zeitungen sei, erhartete Chefredakteur Posselt in seinem Eröffnungsartikel die publizistischen Absichten; also keine aus dem Zusammenhang gerissenen Einzelheiten, keine auf die Aufzählung von Politikern beschränkten Nachrichten, keine Bilanz der Kanonenschüsse bei irgendeiner Prominenten-Vermählung oder anderen Festlichkeit. Verbürgen wollte man sich dagegen, wie schon bei der Ankündigung versprochen worden war, für Vollständigkeit der Fakten, Unparteilichkeit, Wahrheit, Darstellung im Zusammenhang und angemessene Sprache.

„Über die neueste Politik, und über den Plan dieses politischen TagBlattes“, war der Aufmacher der ersten Nummer betitelt, der auf vier Seiten, ohne Zwischenüberschriften, noch kein Ende fand, sondern – „Der Schluß folgt“ – erst nach weiteren zweieinhalb Seiten der nächsten Ausgabe. Nach diesem Prinzip folgten noch viele weitere Artikel, die in tägliche Portionen zerschnitten waren, und wohl mancher Zeitgenosse hätten gerne den Rat verwirklicht gesehen, den Schiller nach einer Woche Zeitungslektüre an Cotta schickte, damit ihn Posselt beherzige: „Es wird dem Werk eher nützen als schaden, wenn die Ereignisse ihn drängen, daß er kurz seyn muß: dadurch wird er einen gewissen Tact erlangen immer gleich das Bedeutende aufzugreifen und es auch auf die bedeutendste Art zu sagen, er wird die Declamatorische Art wozu er jetzt noch etwas geneigt ist, vollends ablegen und große Resultate in wenig Worten hinwerfen.“¹²

Die neueste Politik, von der zum Auftakt die Rede war, bezog sich auf die Französische Revolution. Der Chefredakteur breitete sie aus als ein epochales Ereignis, das der ‚Weltkunde‘ eine programmatische Perspektive geben sollte. Er verglich die Wucht der Revolution mit der Gewalt einer gigantischen tektonischen Verschiebung, ihr politisches Potenzial stellte er von der herausragenden Bedeutung her auf eine Ebene mit dem philosophischen Potenzial des Königsberger Vernunftlehrers Immanuel Kant. Vom Start weg katapultierte sich das Blatt ins Tagesgespräch der deutschen Intellektuellen, niemand von Rang konnte es sich leisten, die ‚Neueste Weltkunde‘ zu ignorieren. „Ich zweifle keinen Augenblick, dass Sie mit dieser Unternehmung Glück haben werden“, gratulierte Schiller seinem Verleger. „Posselt ist für dieses Werk unter hunderttausenden ausgezeichnet, er hat Kenntniß, Beredsamkeit, Feuer und wie es scheint eine seltene Raschheit und Fertigkeit des Blicks und der Feder, was zu solchen Arbeiten *conditio sine qua non* ist, und was so wenige Gelehrte besitzen.“ Formulierungen, mit denen Schiller gewiss noch einmal unterstrichen haben wollte, wie wenig er für diese Arbeit geeignet gewesen wäre. Gegenüber Goethe, dessen Antipathien gegen Posselt ihm bekannt waren, gab er seiner Haltung eine andere Wendung: „Die tollen Sprünge, welche Herr Posselt vor dem Publikum macht, werden Cotta wahrscheinlich bereichern; denn er schreibt mir, daß er jetzt schon beinahe gedeckt sei.“ Auch in den weiteren Ausgaben bildete die Beschreibung der politischen Situation in der Französischen Republik einen Schwerpunkt. Nach modernem Nachrichtenverständnis ergab sich diese Priorität wie von selbst, denn nach wie vor kochte und garte es dort aufs Heftigste. Und die Leser erlebten das neue System in einen aufregenden Überlebenskampf

verwickelt mit den umgebenden alten Mächten und Großmächten. Dessen Ausstrahlung in den deutschen Südwesten und die ideologische Verwandtschaft mit den Zielen der alles andere als unparteiischen ‚Weltkunde‘-Publizistik blieb den Gegenkräften der Revolution keineswegs verborgen. Ihr Misstrauen war schon allein dadurch genährt worden, dass es Cotta mit großem Verhandlungsgeschick gelungen war, sein Blatt, vorerst auf ein Jahr befristet, ohne jegliche Vorzensur verbreiten zu dürfen. Dem Herzog und der Mehrheit seines Ministerrats hatte eingeleuchtet, dass Cotta auch ein unternehmerisches Interesse daran hatte, seine Zeitung nicht durch anstößige Artikel zu gefährden. Auch hätte eine Vorzensur den angestrebten schnellen Nachrichtenumschlag verhindert.

Rings um Württemberg beobachtet man mit Argwohn das unzensurierte Blatt. Und weil Posselt die anfängliche Mäßigung im Ton allmählich lockerte, konnte es nicht ausbleiben, dass schon bald eine um die andere Breitseite gegen das publizistische Flaggschiff gefeuert wurde. „Mit jedem Tag erreicht die Vermessenheit des Verfassers der neuesten Weltkunde einen höheren Grad, und wenn man die letzteren Blätter betrachtet, so glaubt man sie auf einem Punkt zu sehen, den sie zu übersteigen nicht mehr fähig seyn kann“, hieß es in der Anfang März 1798 bereits zweiten Protestnote, die der österreichische Gesandte Graf Fugger der württembergischen Regierung überbrachte.¹³ Zur gleichen Zeit sprach auch der russische Gesandte von Maltitz mit einer Beschwerde in Stuttgart vor¹⁴, wenig später erweiterte Fürstbischof Wilderich von Speyer den Kreis der Beschwerdeführer. Letzterer empörte sich, es seien in zwei Artikeln seine Motive falsch wiedergegeben, warum er im linksrheinischen Teil seines Bistums die Leibeigenschaften aufgehoben hätte. Allerdings musste er sich vorhalten lassen, dass im Kern gedruckte Erlasse des franzosenfürchtigen Gottesmannes als Quellen herangezogen worden waren. Scheinheilig erklärte sich die Redaktion bereit, einen Gegenartikel abzdrukken, „wodurch die Wahrheit berichtigt wird“.¹⁵

Nach einer aufwändigen Untersuchung der vielfältigen Klagen beließ es der württembergische Regent bei einer Rüge für die Tübinger Zeitungsmacher, derweil namentlich Fugger die „zügelloseste Preßfreyheit“ weiterhin angriff. Ein andermal beschwerte er sich, nachdem eine Gruppe von annähernd hundert Stifflern abends „unter öffentlicher Absingung des Marseille-Lieds“ ins Wirtshaus gezogen war: „Man kann sich über diese so weit gediehene Verführung der Jugend nicht wundern, wenn man bedenkt, daß eben Tübingen der Aufenthaltsort des durch seine zensurfreye Flugschriften sich als den thätigsten Propagandisten bewiesenen Posselt ist.“¹⁶ Die düpierten Anschwärzer suchten nun nach anderen Wegen, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Da in Zensurangelegenheiten die deutschen Fürsten keine uneingeschränkte Souveränität hatten, wurde Klage beim kaiserlichen Reichshofrat in Wien eingelegt.¹⁷ Dieses neben dem Reichskammergericht oberste Gericht im Reich sah „durch dergleichen verführerische Schriften“ wie „die zu Tübingen unter dem Titel: Die neueste Weltkunde erscheinende Zeitung“ die öffentliche Ordnung und Ruhe gefährdet und befahl dem württembergischen Herzog am 13. August 1798, „den Druck ersagter Zeitung ungesäumt zu untersagen“ und innerhalb von zwei Monaten den Vollzug mitzuteilen.¹⁸ Weil doppelt zugenäht das Verbot besser zu halten versprach, untersagten die kaiserlichen Behörden der Turn und Taxis'schen Reichspost, das ohnehin schon verbotene Blatt auch noch zu vertreiben. Doch Herzog Friedrich hatte Wind von dem Urteil bekommen und schrieb nach Wien, dass er noch vor Eintreffen des Urteils die Zeitung aus eigenen Stücken verboten habe. Eingriffe in die Landessouveränität ließen sich die deutschen Fürsten nicht gerne gefallen.

Doch nicht nur der württembergische Herzog, sondern auch der Tübinger Verleger verfügte über exzellente Kontakte. Noch ehe die Verbotsverfügung aus Wien in Stuttgart angelangt war, hatte Cotta von seinem Korrespondenten ebenfalls Kunde bekommen und geistesgegenwärtig reagiert. Ein Referent der herzoglichen Regierung war gerade im Begriff, den Verbotsbefehl ans Tübinger Oberamt weiterzuleiten, als bei ihm eine Bittschrift Johann Friedrich Cottas aus Tübingen eintraf. Er habe die Nachricht von dem bevorstehenden Verbot erfahren, ließ der Verleger wissen. Da ihm bereits durch geleistete Vorauszahlungen an Gehältern ein Schaden von mindestens 17 000 Gulden entstünde, flehe er um gnädigsten landesherrlichen Schutz. Und er schlug vor, statt des bisherigen Zeitungstitels einen anderen auszuwählen und den Chefredakteur Posselt, gegen den er das Verbot in erster Linie gerichtet sah, abzulösen.¹⁹ Die Regierung berichtete darüber unverzüglich dem Herzog und schlug vor, sich an Cottas Vorschlag zu halten, allerdings mit dem Zusatz, dass die neue Zeitung unter Zensur gestellt werden müsse.²⁰

So geschah es. Dass ihm allerdings die Zensurfreiheit genommen wurde, bestürzte den Tübinger Verleger. Nur zehn Stunden Zeit blieben fürs Schreiben und Drucken der Zeitung und die Zensur würde um die Mitternachtszeit fallen – ein Unding, dies von Tübingen aus erledigen zu wollen. Darum fragte Cotta an, ob man ihm unter dem Titel ‚Allgemeine Zeitung‘ die Neugründung einer Tageszeitung in Stuttgart genehmigen würde. Zu deren Beaufsichtigung, versprach er, würde er sich „aufs öfterste“ von Tübingen nach Stuttgart begeben, „damit diese Zeitung immerhin mit der größten Sorgfalt redigiert würde“.²¹ Die Genehmigung dazu erteilte der Herzog am 5. September 1798.²²

Am 8. September 1798 war die ‚Weltkunde‘ tot, am Tag danach lebte sie wieder. Auch in den Augen der Wiener Hofkanzlei, die sich am 7. Oktober empört an den Reichshofrat wandte. Man bezweifle, hieß es, „daß der Verfasser mit dem Titel der Zeitung auch seine bisherigen Gesinnungen und den Geist, in welcher er die neueste Weltkunde geschrieben hat, ändern werde.“²³ Doch solches war bei der Lizenzvergabe nicht verlangt worden. Mit hin zielte das Wiener Verdikt so gut wie ins Leere. Zu beklagen war am Ende fast nur, dass das Blatt fortan unter Vorzensur gestellt war.

Posselt hatte als Chef den Hut nehmen müssen, erhielt indes heimlich einen unbefristeten Mitarbeitervertrag. Nachfolger als Chefredakteur wurde der bisherige Stellvertreter Ludwig Ferdinand Huber. Therese Huber, seine Frau, war erst kurz vorher aus der Schweiz ebenfalls nach Tübingen übergesiedelt. Über den blitzschnellen Umzug schrieb sie in der 1806 bei Cotta erschienenen (und von ihr anonym verfassten) Biographie ihres Mannes: „Diese Veränderung ward in Zeit von drei oder vier Tagen nöthig gemacht, beschlossen und ausgeführt. Für denjenigen, dem dieses Geschäft ganz fremd ist, kann diese Ortsveränderung sehr geringfügig vorkommen; wer aber die vielen kleinen Handleistungen und Hilfsmittel kennt, die zur täglichen Herausgabe eines solchen Blattes gehören, der kann Cottas Thätigkeit und Unternehmungsgeist seine Verwunderung nicht versagen. Er hatte für dieses Blatt täglich vier Setzer und zwei Pressen geeignet, diese mußten von Tübingen nach Stuttgart transportiert oder dort ersetzt werden, und ungeachtet dieses Wegs von acht Stunden, der zwischen dem alten und neuen Lokale lag, ward die Zeitung täglich ununterbrochen fortgesetzt.“²⁴

Tübingen hatte als Verlagsort der Cotta’schen Zeitung ausgedient, trug aber noch eine Weile indirekt zum weiteren Gedeihen des Blatts bei. Nicht nur, weil hier der Verleger vorerst noch seinen Hauptwohnsitz hatte, sondern auch, weil der Buchdrucker Reuß bis zum Ende jenes Jahres die Beilage der ‚Allgemeinen Zeitung‘ druckte.

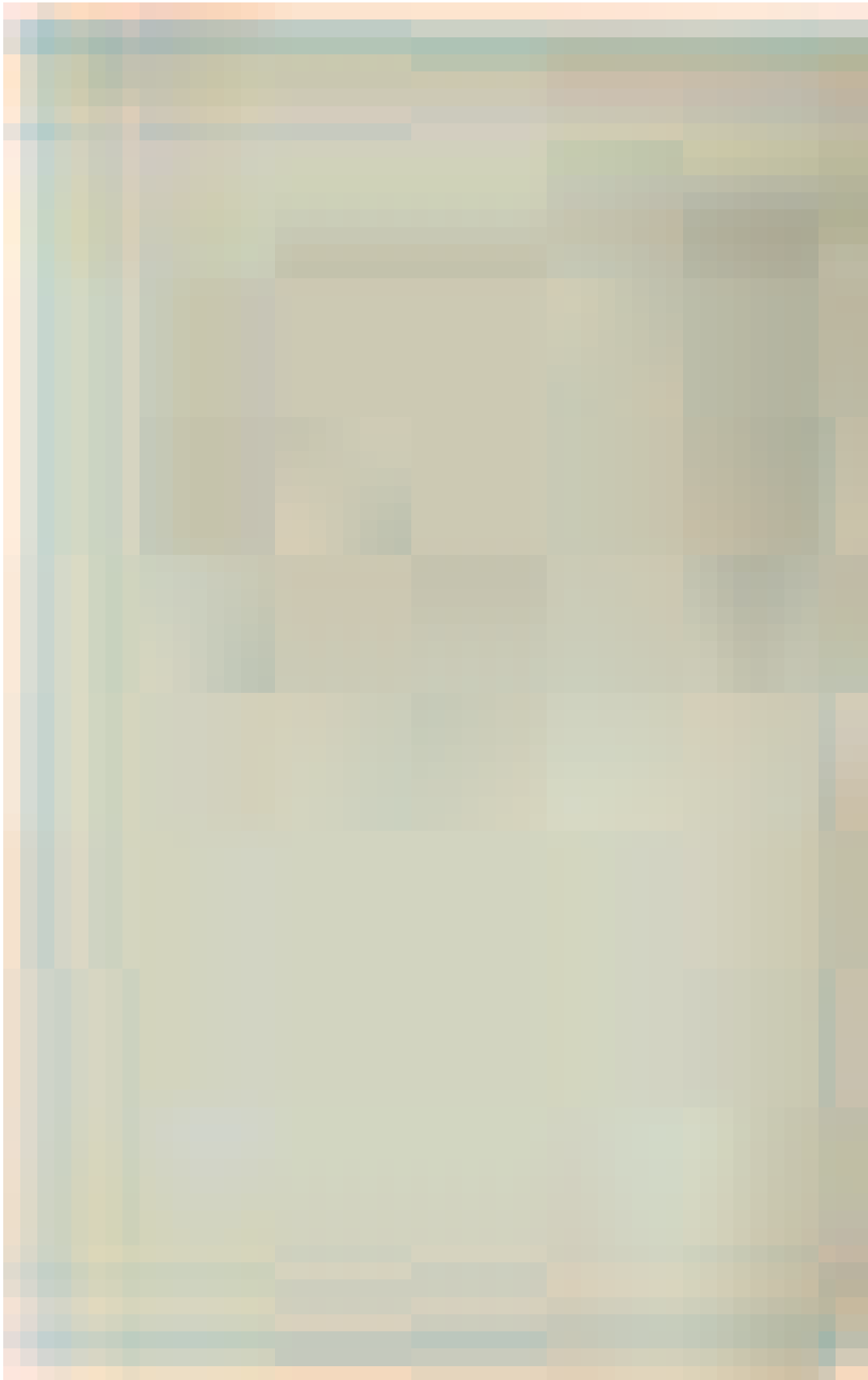
Wegen Differenzen mit dem württembergischen Herzog musste Cotta den Verlagsort noch zweimal wechseln, 1803 von Stuttgart ins bayerische Ulm und von dort aus, als Ulm Württemberg zugeschlagen wurde, im September 1810 nach Augsburg. Dort gedieh sie zu der führenden Zeitung Europas, als die sie in den zeitungsgeschichtlichen Darstellungen über das 19. Jahrhundert durchweg genannt wird.

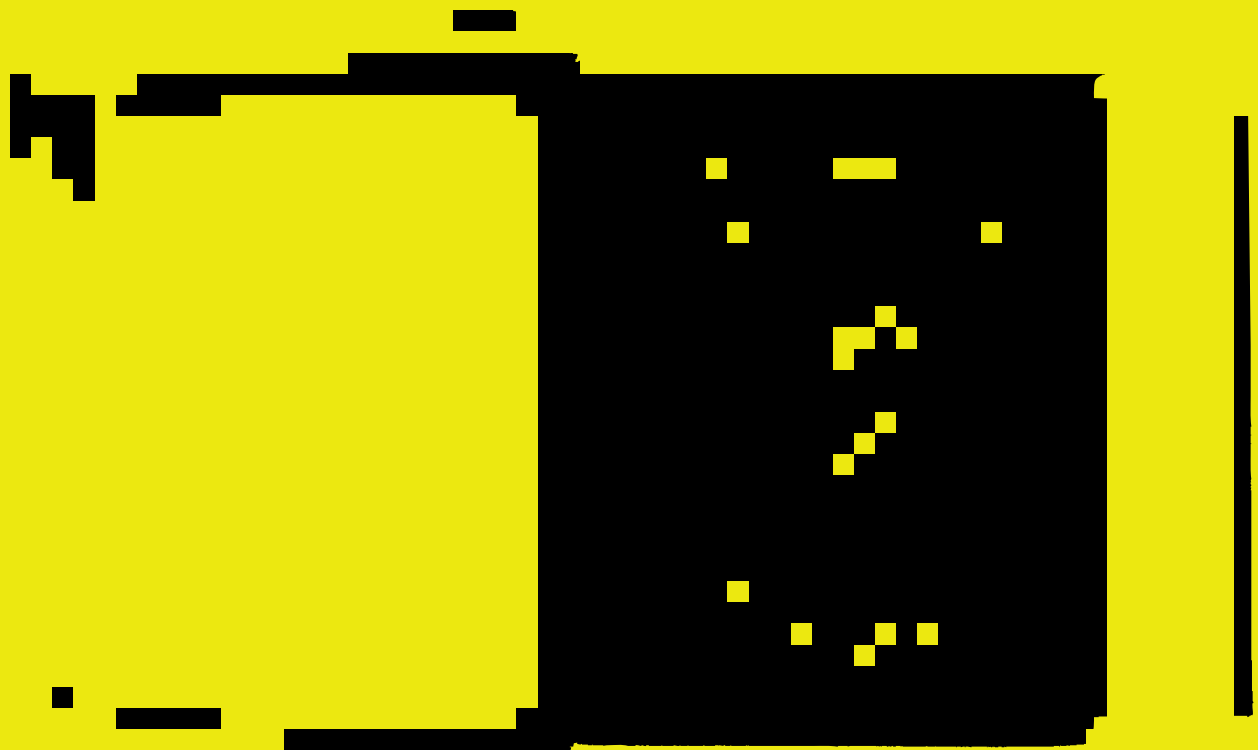
Hans-Joachim Lang

Anmerkungen

- 1 Graf Fugger an Graf Zeppelin, 7. März 1798, Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, Karton 211. – Ausführlich sind die Anfänge der ‚Neuesten Weltkunde‘, später ‚Allgemeine Zeitung‘, dargestellt in Hans-Joachim Lang: Im Foyer der Revolution. Als Schiller in Tübingen Chefredakteur werden sollte: die Gründerzeit von Cottas ‚Allgemeiner Zeitung‘, Tübingen 1998.
- 2 Ankündigung ‚Die neueste Weltkunde‘ vom 31. Oktober 1797.
- 3 Schiller an Cotta, 21. September 1797, zit. nach Wilhelm Vollmer (Hrsg.): Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, Stuttgart 1876, S. 256.
- 4 Cotta an Schiller, 3. Oktober 1797, zit. nach Vollmer, S. 262.
- 5 Ankündigung ‚Die neueste Weltkunde‘ vom 31. Oktober 1797.
- 6 Ebd.
- 7 Goethe an Schiller, 10. Januar 1798, zit. nach Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, Stuttgart o.J. [1882], S. 11.
- 8 Contract über den Verlag einer Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung von Hn. Hofrat Schiller, Cotta-Archiv Marbach.
- 9 Schreiber war zwei Tage bei Posselt, um mit ihm Einzelheiten für eine Anstellung zu besprechen. Posselt forderte daraufhin Cotta auf, einen Vertrag aufzusetzen. Posselt an Cotta, 18. September 1797, Cotta-Archiv Marbach.
- 10 Bernhard Fischer: Der Verleger Johann Friedrich Cotta. Chronologische Verlagsbibliographie 1787–1832, München 2003, Bd. 1, S. 306.
- 11 Ebd.
- 12 Schiller an Cotta, 8. Januar 1798, zit. nach Vollmer, S. 283.
- 13 Vgl. Anm 1.
- 14 Darauf bezog sich der württembergische Herzog Friedrich in einem Dekret vom 8. März 1798 an den Geheimen Rat, zit. nach Vollmer, S. 633.
- 15 Zit. nach Vollmer, S. 645.
- 16 Fugger an Thugut, 24. Mai 1798, Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, Karton 211.
- 17 Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Staatskanzlei, Bücherkommission im Reich, Karton 16.
- 18 Ebd.
- 19 Zit. nach Vollmer, S. 646f.
- 20 A.a.O., S. 648.
- 21 A.a.O., S. 650.
- 22 A.a.O., S. 651.
- 23 Hofkanzlei an den Reichshofrat, 7. Oktober 1798, Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Bücherkommission, Karton 16.
- 24 [Therese Huber]: L. F. Huber's sämtliche Werke seit dem Jahre 1802 nebst seiner Biographie, Tübingen 1806, S. 159f.

*Gegenüber:
Verbotdekret der
Allgemeinen Zeitung,
12.10.1803.*





Klassiker im Großformat

Georg von Cottas Prachtwerke

„Ohnehin ist wie Sie ganz richtig bemerken, beim Wetteifer des deutschen Buchhandels mit dem auswärtigen, eine kräftige ernstlich gemeinte Unterstützung von Seiten der vaterländischen Künstler erforderlich, wenn nicht das Publikum mit dem Gedanken vertraut werden soll, das Schöne, Elegante und Gediegene im Fache der Holzschnidekunst, des Stahlstichs und der Typographie müsse von England und Frankreich kommen!“¹

Als Georg von Cotta (1796–1863) nach dem Tod seines Vaters 1832 das Traditionsunternehmen übernahm, versuchte er, sich als Klassiker-Verleger mit gebührenden Prachtausgaben auch international zu profilieren. Es gab auf dem deutschen Markt nichts, was etwa der von Septimus Prowett 1825–26 edierten Quartausgabe von John Miltons ‚Paradise Lost‘ entsprach, die mit 24 großformatigen Stahlstich-Tafeln nach Zeichnungen von John Martin (1789–1854) ausgestattet war. Eine direkte Herausforderung muss auch die Pariser Folioausgabe von Goethes ‚Faust‘ 1828 gewesen sein, illustriert mit Lithographien nach Zeichnungen von Eugene Delacroix.

Prachtausgaben galten als typographische Denkmale für Klassiker und die – wie es damals hieß – „ersten Dichter der Nation“.² Prachtwerke galten auch als Prüfstücke der Druckerkunst. Drucktechnisch wie künstlerisch sollte das Bestmögliche geboten werden. Dazu gehörten schweres, geglättetes Papier, ein größeres Buch-Format, eine tadellose Bindung, schöne Typen, ein klares Satzbild und Illustrationen von namhaften Künstlern.

Georg von Cotta nutzte die erste Phase eines allgemeinen industriellen und wirtschaftlichen Aufschwungs in Deutschland, um das Renommee des geerbten Verlages mit einer ehrgeizigen Prachtausgaben-Serie aufzupolieren. Über die Literarisch-artistische Anstalt in München, die seit 1827 zum Stuttgarter/Tübinger Unternehmen gehörte, knüpfte er Kontakte zu den Historienmalern der Münchner Akademie. Mit Wilhelm von Kaulbach, dem neuen Star der Szene, entwickelt er ein umfangreiches Prachtausgabenprogramm, das er zeitlebens – bis 1863 – nicht vollständig realisieren konnte.³ Bezug nehmend auf den Goethezyklus, den Kaulbach für das neue Schlafzimmer der Königin in der Münchner Residenz geschaffen hatte, plante der Verleger eine zweibändige Werk-Ausgabe des Weimarer Dichturfürsten. Sie sollte „alle Pracht-Editionen, die in Deutschland bis jetzt gemacht worden sind, in jeder Beziehung übertreffen, und dem Publicum eine Probe sein von dem, was geleistet werden kann, und eine Garantie für noch besseres, was in Zukunft geleistet wird“, so der am 1. Juni 1836 an Kaulbach herangetragene Anspruch des Jungunternehmers. Die an englischen Vorbildern orientierte Edition erschien 1837 mit acht Stahlstichen nach Zeichnungen von Ferdinand Fellner, Wilhelm Kaulbach, Friedrich Preller und Anton Stilke. Dabei mussten die Herstellung und der Druck der Stahlstiche an Londoner Werkstätten vergeben werden, die mit der 1820 von Charles Heath entwickelten Tiefdrucktech-

Gegenüber:
Friedrich Schiller:
Prachtausgabe der Gedichte,
1859–1862.

nik versiert glanzvolle Effekte erzielen, die den weitaus ungeübteren deutschen Stechern nicht gelangen. Die Kosten waren enorm. Bezahlte Cotta den Künstlern insgesamt 903 Gulden und 42 Kreuzer, so waren die englischen Stecher mit 8 572 Gulden und 2 Kreuzern zu entlohnen, dazu kamen nochmals Papier- und Druckkosten allein für die Stahlplatten von 9 716 Gulden. Dennoch, die Investition lohnte sich, denn die rund 30 Gulden teure Prachtausgabe verkaufte sich schnell und verhinderte obendrein einen Pariser Nachdruck.⁴ Eine ähnlich ausgestattete zweibändige Schillerausgabe, diesmal allein von Kaulbach illustriert, folgte zeitnah 1838.

Es ist bezeichnend für Georg von Cottas Innovationsfreude und Risikobereitschaft, dass er bereits 1835 auf ein anderes, gleichfalls in England entwickeltes Illustrationsverfahren setzte: den Holzstich. Die mit Stecherwerkzeugen fein bearbeiteten Hochdruckplatten aus Hirnholz erlaubten es, Initialen, Randleisten, Vignetten und Bilder direkt in den Satzspiegel einzufügen und in einem Arbeitsgang zu drucken. Zierformen, wie sie aus alten Handschriften und Inkunabeln bekannt waren, konnten so neu belebt werden.

Mit Kaulbach besprach Cotta eine Pracht-Edition sämtlicher Gedichte Goethes mit 60–70 großen und kleineren Bildern in Holzstich. „Es wäre ein Commentar der bildenden Kunst zu dem Schönsten und Reichsten, was die deutsche Poesie geliefert hat und gewiss ein Unternehmen Ihrer würdig und für alle Zeiten unvergänglich.“⁵ Auf dem deutschen Buchmarkt wäre ein solch reich bebildertes Buch damals eine Sensation gewesen. 1833 war erst das von Robert Reinick (1805–1852) und Franz Kugler (1808–1858) illustrierte ‚Liederbuch für deutsche Künstler‘ erschienen, das im Atelier des Xylographen Friedrich Wilhelm Gubitzy (1786–1870) gestochen worden war. Neue Maßstäbe setzte aber die Quartausgabe von Le Sages ‚Histoire de Gil Blas de Santillane‘, die 1835 von Paulin in Paris verlegt wurde. Der Schelmenroman erschien als Volksausgabe in wöchentlichen Lieferungen zu je fünf Sous. Die Erstauflage betrug 15 000 Exemplare. Einige wenige wurden auf teurem Japanpapier oder Velin abgezogen. Als der Verleger nach den ersten Lieferungen merkte, wie gut sich die Illustrationen verkauften, wurde die Anzahl der Schmuckelemente erhöht. Insgesamt fertigte der Künstler Jean Gigoux (1806–1894) 597 Federzeichnungen, die von englischen und französischen Xylographen auf Hirnholz übertragen wurden.

Zweifelsohne wollte Cotta an den Gil Blas-Erfolg anknüpfen. So wandte er sich noch 1835 an Eugen Napoleon Neureuther (1806–1882)⁶ mit der Bitte, Johann Gottfried Herders ‚Cid‘ mit Randzeichnungen, Initialen und Vignetten zu begleiten. Zunächst war keine teure Pracht-Ausgabe, sondern eine volkstümliche Ausgabe der spanischen Romanzen geplant. Doch weder Cotta noch Neureuther und offenbar auch nicht der zunächst mit Probedrucken beauftragte Heinrich Neuer, Lehrer für Holzschneidekunst an der polytechnischen Schule in München, hatten das nötige Know-how. Schließlich entzog Cotta Neuer den Auftrag und ließ die 70 Zeichnungen von englischen Spezialisten stechen. Die Preise waren entsprechend hoch. „Der Druck der Holzschnitte erfordert ganz eigene für dieses Geschäft gebildete Männer, die nicht allein Kunstsinn, sondern auch Kunstgeschick haben“, resümierte Cotta. „Ich habe mich weder Zeit, Mühe noch Kosten reuen lassen und werde in diesem Bemühen fortfahren. Dagegen schmeichle ich mir aber auch, dass die Officin der J.G. Cotta’schen Buchhandlung mit dem Druck des ‚Cid‘ mehr geleistet hat, als bisher überhaupt in Deutschland in diesem Fache geleistet worden ist.“⁷ Als das Buch endlich 1838 erschien, gehörte es immer noch zu den frühen Originaldrucken in Holzstichtechnik auf dem deutschen Buchmarkt. Entsprechend ließ Cotta das aufgrund der hohen Produktions-

kosten als Prachtausgabe ausgewiesene Produkt mit einem großen illustrierten Buchhändler-Plakat (eins der ersten seiner Art) bewerben und kündigte zugleich eine preiswertere Taschenausgabe an. Den Plan, Goethes Gedichte mit bis zu 70 Holzstichen nach Kaulbachs Entwürfen zu publizieren, gab er auf.

Zur „Vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst“ 1840 ließ Cotta seine neuesten Prachtausgaben im Festzug durch Stuttgart tragen. Die jeweils zweibändigen Werke von Goethe und Schiller sowie Herders ‚Cid‘ wurden so im Rahmen des Festzeremoniells den Inkunabeln der Gutenbergzeit an die Seite gestellt. Eine für diesen Anlass geplante und beworbene illustrierte Ausgabe des Nibelungenliedes mit Illustrationen des Historienmalers Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872) und Arabesken von Neureuther konnte u.a. wegen der üblichen Produktions-Schwierigkeiten beim Holzstich erst 1843 erscheinen.

Mit Schnorr von Carolsfeld hatte Cotta wieder einen prominenten Künstler verpflichten können. Schnorr arbeitete seit 1827 an den Fresken in den Nibelungen-Sälen der Münchener Residenz, war also mit dem Epos bestens vertraut. Dass die Prachtausgabe schließlich dem bayerischen König gewidmet werden konnte, machte sie für Cottas Adressaten umso begehrenswerter. Prachtausgaben kauften der Adel und das gehobene Bürgertum.

Problematisch entwickelte sich die 1840 begonnene Zusammenarbeit mit Kaulbach an einer Prachtausgabe von Goethes ‚Reineke Fuchs‘. Der Stoff des Tierepos lag dem satirisch veranlagten Maler. Aber angesichts der Drastik seiner Darstellungen musste der Verleger um das Wohlwollen nicht nur des bayerischen Hofes fürchten. Als Kaulbach ihm den Entwurf für die Stahlstichplatte zum Siebten Gesang ‚Das Gastmahl der Tiere‘ vorlegte, protestierte Cotta:

„Wer aber kauft bei uns teure Kunst u. buchhändlerische Werke? Der Adel, Staatsmänner und Diplomaten, reiche Partikuliers pp und wozu kaufen sie? Um in ihren Salons etwas Neues und Schönes aufzulegen, mit ihrer Familie, mit dem Besucher darüber zu sprechen; Damen sind hier nicht ausgeschlossen, im Gegenteil, sie haben die erste Stimme. Wir verletzen einen großen Theil dieses Publicums durch blutige Satyren über Hof und Geistlichkeit, gegen Aemter, Orden, Gebräuche pp wollten wir nun Darstellungen aufnehmen gegen die nicht bloß der äußere prude Anstand sondern wahre Schamhaftigkeit gegründete Einwendungen machen, die keine Frau offen in die Hand nehmen und frei besprechen kann. [...] Der Goethesche Reinecke [...] spricht nirgends von hohen und höchsten Herrschaften die huren, fressen und saufen.“⁸ Vor allem das zungenküssende Löwenpaar wollte der Verleger retuschiert haben, konnte sich aber nicht gegen den selbstbewussten Künstler durchsetzen, der zu guter Letzt – in der Schlussvignette – seinen Auftraggeber verspottete: Der mit Palette und Narrenstab ausgestaffte Maler führt das Cotta'sche Wappentier, den Greif, spazieren. Dabei sind dem stolzen Vogel die Flügel zusammengebunden. Biedermeierhäubchen und Rosenkranz geben ihm zudem das Image einer betulich, bigotten Gattin. Während das Kind des ungleichen Paares, Klein-Reineke, auf einem Steckenpferd peitschenschwingend vorweg galoppiert, folgt ein Schwarm (Kritiker)-Wespen den Ausflüglern. Trotz aller Befürchtungen verkaufte sich das Prachtwerk ausgezeichnet. Mag sein, dass die Affäre des bayerischen Königs mit der Tänzerin Lola Montez das Interesse des Publikums an den Satiren sogar förderte. 1846 erschienen, erhöhte der Verlag 1847 die erste Auflage um 1 750 Exemplare auf 5 750. Weitere Auflagen und eine kleinere Holzstich-Ausgabe folgten nach der 1848er Revolution und der Abdankung König Ludwig I. Und unter allen Prachtwerken des Verlages ist dieses aus der Art geschlagene bis heute das überzeugendste geblieben.

Kurz nach Abschluss des ‚Reinecke Fuchs‘ erinnerte Cotta Kaulbach an den überfälligen ‚Faust‘. Doch Kaulbach, zwischen München und Berlin pendelnd, hatte keine Zeit und wohl auch kein Interesse mehr am Illustrationsgeschäft und vermittelte seinen Schüler Engelbert Seibertz (1813–1905). Cotta unterstrich in seinem Anschreiben die hohen Erwartungen, die er mit dem Projekt verknüpfte: „Eine Illustration des ‚Faust‘ überhaupt u. durch Ihre Compositionen insbesondere kann nicht anders, als im hohen Style u. für das vermögendere Publicum unternommen werden. Hiezu ist nun kaum eine andere Ausstattung oder kleineres Format möglich wie bei unserer Prachtausgabe von ‚Reinecke Fuchs‘.“⁹ Von Beginn an war sich der Verleger des Risikos bewusst, eine so teure Ausgabe auf den deutschen Markt zu bringen. Das Subskriptionsverfahren hatte sich für solch spekulative Projekte genauso bewährt wie eine Lieferung in Folgen, so dass die Käufer immer nur Teilbeträge zahlen mussten, bis das Werk komplett war und zum Buchbinder gebracht werden konnte. Vier Jahre betrug die Herstellungsdauer des Faust-Folianten, der 1854 auf den Markt kam. Viel zu spät begann Cotta eine Jubiläums-Prachtausgabe zu Schillers 100. Geburtstag am 10. November 1959 zu planen. Er verpflichtete nicht nur eine neue Generation von Münchner Historien-Malern, die mit „realistischen“ und vor allem „koloristischen“ Ölbildern in den Ausstellungssalons für Furore sorgten, allen voran Karl von Piloty (1826–1886) sowie Arthur von Ramberg (1819–1875), sondern er wollte auch, das ewige Gezänk zwischen Malern und Stechern leid, eine Reproduktionstechnik einsetzen, die die Vorlagen unverfälscht wiedergibt: die Fotografie.

Cotta hatte 1854 auf der Industrieausstellung im neuen Münchner Glaspalast, wo er selbst seine Prachtwerke präsentierte, die reprographischen Arbeiten des Augsburger Fotografen Joseph Albert (1825–1882) kennengelernt. Albert, der schnell zum Königlich-bayerischen Hoffotografen aufstieg und ein großes Atelier in München aufbaute, sollte die Kunstreproduktionen für die Schiller-Jubiläums-Ausgabe besorgen. Um der Rot-Grün Blindheit des Filmmaterials zu begegnen, wurden die Künstler verpflichtet, Grisaille-Gemälde zu liefern. Die Albuminabzüge Alberts mussten sorgfältig geschnitten und in die teils farbig gedruckten Medaillonrahmen der Druckseiten eingeklebt werden. Nicht vor 1858 begonnen, schritt die Produktion der Gedichtausgabe nur langsam voran. 1861, es lag erst die Hälfte der Ausgabe vor, berichtete der vom Verlag bestellte Rezensent Friedrich Theodor Vischer in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ beschwichtigend von den Problemen: Zurückgewiesene Entwürfe, Passerschwierigkeiten, falsch belichtete oder falsch fixierte Fotografien und durchschlagender Leim führten zu regelmäßigen Reklamationen des Verlegers. Vier Jahre nach dem Schiller-Jubiläum, das in fast allen größeren Städten und Gemeinden der deutschen Fürstentümer als dreitägiges Nationalfest mit Fest- und Fackelaufzügen, Banketten, Denkmalenthüllungen und Bekränzungen gefeiert worden war, konnte die vollendete „Inkunabel“ der fotografischen Buchillustration als „Wunderwerk der Typographie“ bestaunt werden. Dem Denkmalcharakter des Buches entsprechend, bot der Verlag einen besonderen Einband an: „in starken Relief gepreßtem Chagrinleder in den Farben anilinroth, anilinviolett, braun und grün, mit einer Unterlage von Sammet für das Medaillon und folgenden in Bronze ausgeführten, auf galvanischem Weg echt vergoldeten Ornamenten: auf der Vorderseite: a) 4 Rosetten (Knöpfe), b) großes Medaillon, Schillers Büste, c) Einrahmung. Auf der Kehrseite: 4 Rosetten (wie oben). Auf dem Rücken: 1 vergoldeter Schild, 2 kleinere Rosetten.“¹⁰ Mit dieser bibelähnlichen Ausstattung fand die Jubiläumsausgabe ihren Platz in den Salons der besseren Gesellschaft. Es war eine Manifestation des Klassiker-Verlages,

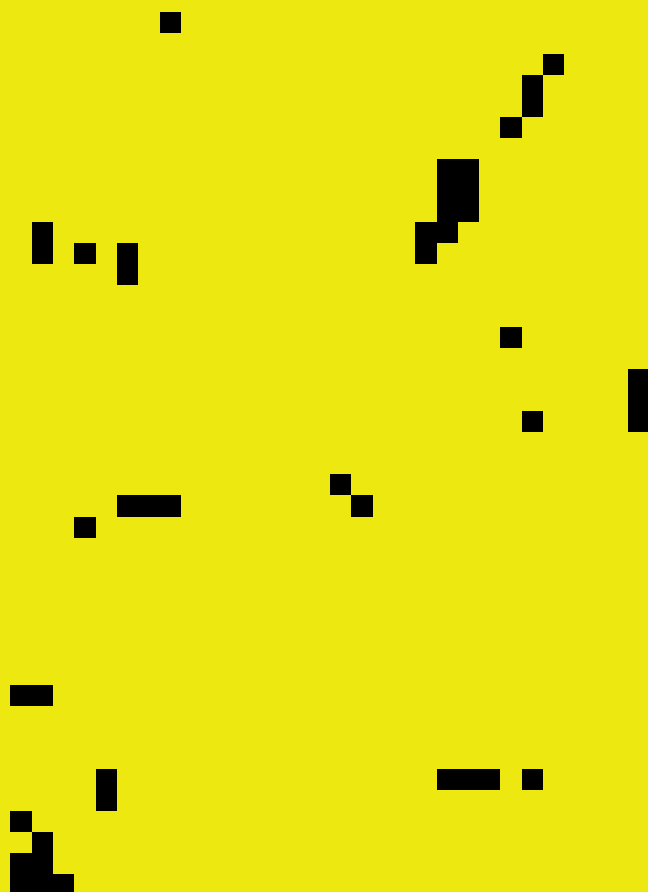
ein Exponat des Industriezeitalters und ein Dichterdenkmal mit nationalem Anspruch. In ähnlicher Ausstattung erschien kein zweites Werk.

Georg von Cotta brachte noch unmittelbar nach dem Tode Ludwig Uhlands am 13. November 1863 eine Gedicht-Prachtausgabe auf den Weg. Ein solches Werk war der Verlag den Tübingern schuldig, die gleichzeitig für ein lebensgroßes Denkmal in ihrer Stadt sammelten. Merkwürdig, dass unter Georg von Cottas Ägide nie die bereits mit Kaulbach besprochene Prachtausgabe von Goethes Epos ‚Hermann und Dorothea‘ zustande kam. Als sich der Verlag nach dem Tod des innovativen Verlegers endlich an das Projekt heran wagte und am 19. Juni 1865 den Maler Arthur von Ramberg verpflichtete, lief die Zeit des Klassikermonopols aus. Am 9. November 1867 wurden alle Urheber- und Verwertungsrechte für Werke von Autoren frei, die vor dem 9. November 1837 verstorben waren. Zwei Jahre gab der Verlag Ramberg für die Illustrationen, doch dieser lieferte nur zögerlich. Am 17. Juni 1869 kündigte der Verlag dem Künstler. Inzwischen waren drei ‚Hermann und Dorothea‘-Prachtwerke auf dem deutschen Markt erschienen. Cotta sah keine Chance, damit zu konkurrieren – und verrechnete sich erneut. Ramberg wechselte zu Grote in Berlin, der rechtzeitig zur Reichsgründung mit einer opulenten Folio-Ausgabe des Nationalepos aufwarten konnte.

Ira Mazzoni

Anmerkungen

- 1 Georg von Cotta an Eugen Napoleon Neureuther, 14. Januar 1836. Autorencopierbuch I, S. 62, Cotta-Archiv Marbach.
- 2 Dieser Aufsatz basiert im Wesentlichen auf Ira Diana Mazzoni: Prachtausgaben: Literaturdenkmale in Quart und Folio, (Marbacher Magazin 58/1991), Marbach, Deutsche Schillergesellschaft 1991.
- 3 Georg von Cotta an Wilhelm von Kaulbach, 11. März 1835. Autorencopierbuch I, S. 91–93, Cotta-Archiv Marbach. Die in dem Brief erwähnte Ausgabe von Hermann und Dorothea unterbleibt genauso wie die Ausgabe der Gedichte Goethes.
- 4 Alle Angaben zu den Kosten folgen der Darstellung von Dorothea Kuhn, Verleger und Illustrator. Am Beispiel der J.G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung, in: Buchillustration im 19. Jahrhundert, hrsg. von Regine Timm. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1988, S. 213–240, hier S. 230.
- 5 Georg von Cotta an Wilhelm von Kaulbach, 11. März 1835. Autorencopierbuch I, S. 62, Cotta-Archiv Marbach.
- 6 Eugen Napoleon Neureuther, ein Schüler des Historienmalers Peter Cornelius in München, war in der Wandmalerei wie in der Graphik spezialisiert auf romantische Arabesken. Bei Cotta waren von ihm 1829–30 die „Randzeichnungen zu Goethes Balladen und Romanzen“ auf 41 lithographischen Tafeln im Folioformat erschienen.
- 7 Georg von Cotta an Eugen Napoleon Neureuther, 10. Dezember 1838. Eigenhändiger Briefentwurf, Cotta-Archiv Marbach.
- 8 Georg von Cotta an Wilhelm von Kaulbach, 21. Februar 1844. Autorencopierbuch II, S. 385, Cotta-Archiv Marbach.
- 9 Georg von Cotta an Engelbert Seibert in Arnshausen, 26. April 1850. Autorencopierbuch III, S. 324, Cotta-Archiv Marbach.
- 10 Anzeige in der (Augsburger) Allgemeinen Zeitung 1864, Nr. 15 v. 15. Januar, S. 244.



Alexander von Humboldts Zusammenarbeit mit dem Cotta-Verlag

Humboldt und Cotta? Es mag vielleicht ungewöhnlich erscheinen, dass unter den vielen prominenten und bedeutenden Autoren, denen der Cotta-Verlag in den langen Jahren seiner Wirksamkeit zu einer angemessenen Öffentlichkeit verhalf, gerade ein Naturwissenschaftler besonders hervorgehoben werden soll. Doch die Zusammenarbeit zwischen einer der bedeutendsten Figuren der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts und dem Verlagsimperium Cotta ist nicht nur eine der am längsten bestehenden Kooperationen des Hauses Cotta, sondern auch eine der wichtigsten. Die mitunter größten Projekte, die den Verlag auch wirtschaftlich stark beanspruchten, verbinden sich mit dem Namen Alexander von Humboldt.

Kunst und Natur – Goethe, Humboldt und Cotta

Goethe schätzte Alexander von Humboldt als seinen bedeutendsten Zeitgenossen. Der später nicht nur von dem Weimarer Minister als größter Naturforscher des 19. Jahrhunderts angesehene Humboldt war am 14. September 1769, gut zwei Jahre nach seinem Bruder Wilhelm von Humboldt, in Berlin zur Welt gekommen. Und Berlin sollte schließlich auch die Stadt sein, in der er sich nach seiner großen, epochemachenden Südamerikareise (1799–1804) und zwei Jahrzehnten in Paris schließlich ab 1827 niederlassen sollte. Nach weiteren 32 Jahren rastloser wissenschaftlicher Arbeit starb er dort im Jahre 1859. Bereits in seiner Jugend hatte ihn eine unbezwingbare Passion für die exotischen Gegenden des Erdballs, für Naturkunde und für das Reisen in ferne Länder gepackt. Diesen Traum erfüllte er sich im Alter von 30 Jahren, als er zu einer Reise der Extreme aufbrach, die ihn nach Kuba, Venezuela, Kolumbien und über die Anden in das heutige Ecuador und Peru führte. Auf dieser Reise, die den Rest seines Lebens bestimmen und schließlich die Geographie als Wissenschaft bis heute prägen sollte, unternahm Humboldt rekordträchtige Bergbesteigungen (auf den Chimborazo), erstellte Höhenprofile, zeichnete Karten, dokumentierte Pflanzen, Tiere und Mineralien – und studierte nicht zuletzt sehr intensiv auch die Kulturen der Völker, auf die er traf. Humboldts teilweise sehr scharfe Kritik von sozialen Missständen und Sklaverei tragen ihm bis heute große Sympathien ein.

1804 kehrte Humboldt über die Vereinigten Staaten wieder nach Europa zurück, zunächst nach Paris und dann, nach einem längeren Rom-Aufenthalt im Jahre 1805, schließlich nach Berlin, das er aber bereits 1807 wieder verließ, um sich in den folgenden 20 Jahren in Paris ganz der Auswertung seiner großen Forschungsreise zu widmen. Hatte die Reise selbst seine finanziellen Mittel schon sehr beansprucht, brachte ihn die Publikation ihrer Ergebnisse fast an den Rand des Bankrotts – und nicht nur ihn.

Damit kommt endgültig das Haus Cotta ins Spiel. Dort hatte Humboldt schon im ersten

*Gegenüber:
Briefumschlag,
Alexander von Humboldt
an Johann Friedrich Cotta,
29.12.1809.*

Jahrgang von Schillers Zeitschrift ‚Horen‘ 1795 einen kurzen Prosatext veröffentlicht; doch die intensive und direkte Geschäftsbeziehung zum Hause Cotta beginnt mit der Herausgabe der Erträge aus der Südamerika-Expedition, und zwar mit den ‚Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse‘ in der „J.G. Cotta’schen Buchhandlung“, erschienen zu Tübingen 1806. Es handelt sich bei der kleinen Schrift um einen Vortrag. Humboldt war Anfang 1805 – ein erstes Zeichen des dann rasch und lawinenartig anwachsenden Ruhmes – in Abwesenheit in die angesehene Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgenommen worden. Seinen ersten regulären Vortrag hielt er dann knapp ein Jahr später, gedruckt wurde das Heft sowohl in Berlin als auch in Tübingen und dort bei Johann Friedrich Cotta (mit Druckfehlern, wie Humboldt in einem Brief gereizt vermerkt). In den Briefen der Jahre 1804/1805 hatte sich Humboldt dem von ihm umschmeichelten Verleger immer mehr angenähert. Tastend, fast konspirativ (denn sein Pariser Verleger sollte davon natürlich nichts mitbekommen), dann immer drängender und deutlicher, drückt er seine Absicht aus, in dem hoch angesehenen Hause die Erträge seiner Reise erscheinen zu lassen. Es ist der Verlag, der sich genau in diesen Monaten anschickt, zum zentralen Verlag der deutschen Klassiker zu werden, denn Johann Friedrich Cotta bemüht sich intensiv um einen Generalvertrag mit Goethe; und 1805 wird – unter Schillers Mitwirkung übrigens – dann auch der Vertrag über Goethes gesammelte Werke abgeschlossen.

Diese Konstellation hat etwas Zeittypisches und Charakteristisches, das aus der Rückschau erst wieder rekonstruiert werden muss. Denn Alexander von Humboldt betrat zu dieser Zeit nicht nur die Bühne der sich gerade erst im Frühstadium ihrer Institutionalisierung befindlichen Naturwissenschaften, sondern auch, was kaum bekannt war und erst in der neueren Forschung wieder herausgearbeitet wurde, die Bühne der Literatur, der Ästhetik, der Kunst. Bereits und gerade von den Zeitgenossen wurde die ästhetische Dimension seiner Naturauffassung wahrgenommen und gewürdigt. Ein Rezensent des Berliner Vortrags über die Physiognomik der Pflanzen kündigt das Heft am 14. März 1806 in der ‚Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung‘ wie folgt an:

„Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner müh- und gefahrvollen Reise wieder bey den Seinen zu wissen: so mußte der zweyte sogleich lebhaft entstehen, und Jedermann höchst begierig seyn auf eine Mittheilung aus der Fülle der eroberten Schätze. Hier nun empfangen wir die erste Gabe, in einem kleinen Gefäß sehr köstliche Früchte.“ Das naturkundliche Wissen wird eingebettet in eine ästhetisch und emotional aufzufassende Präsentationsform, und so kann der Rezensent, durchaus arbeitssparend, dann gleich ein längeres Zitat aus Humboldts Text einschieben. Betont wird dabei, dass hier die Natur „in der Seele lebendig“ und die „Einbildungskraft“, das heißt die Phantasie des Lesers, „aufgeregt“ werde, sich diese Schätze der Natur „auf das kräftigste und erfreulichste zu vergegenwärtigen.“ Und hierin liegt nicht nur ein Hinweis auf die Schriftstellerqualitäten Humboldts, der sich dann ganz besonders in den ‚Ansichten der Natur‘ (in Tübingen bei Cotta 1808 erschienen) mit einer stilistisch höchst ambitionierten Prosa an seine bildungs- und erfahrungshungrigen Leser wendet. Es deutet sich auch an, warum ihn die Zeitgenossen und auch die Humboldtverehrer des späteren 19. Jahrhunderts direkt neben Goethe stellen: Beide Cotta-Autoren verkörpern die Utopie einer Einheit von Wissenschaft und Kunst, genauer noch: die ästhetische Aneignung einer just in dieser historischen Phase der Wissenschaftsentwicklung durch Fragmentarisierung und Analyse, ja durch ‚Entzauberung‘ bedrohten ganzheitlichen Weltsticht.

Gegenüber:

*Brief, Alexander von Humboldt
an Georg von Cotta, 22.12.1858.*



Und bis heute gilt Humboldt als jemand, dem es gelungen ist, die Grenzen zwischen den ‚zwei Kulturen‘, den Naturwissenschaften einerseits und den Geisteswissenschaften andererseits, souverän zu überbrücken.

Genau dies zeigt sich in den großangelegten Publikationen von Humboldts in den folgenden Jahren und Jahrzehnten erscheinenden ‚Reisewerks‘, die in aufwendiger Produktion und in vielfältiger Kooperation mit Künstlern, Kupferstechern und natürlich Verlegern und Druckern entstehen. Dort geht es zuallererst um die Natur in ihrer ganzen Fülle, die in Ensembles beschrieben, ja veranschaulicht und in ihrem jeweils durch die geologischen und klimatischen Verhältnisse geprägten Charakter geschildert wird. Deshalb verwendet Humboldt in diesem Zusammenhang häufig den in der Goethezeit verbreiteten Begriff der ‚Physiognomik‘, der von der Analyse des Menschen auf die Erfassung der Besonderheiten von Ländern, Landschaften und Tieren wie auch Pflanzen ausgeweitet wird.

In der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts hat das Zusammenwirken von Autor und Verleger, wie es Humboldt und Cotta praktizierten, eine außerordentliche Bedeutung. Exemplarisch: Der Forschungsreisende, aus den Tropen zurückgekehrt mit einer Unmenge von eigenen Zeichnungen und Aufzeichnungen, beauftragt – beispielsweise in Rom während seines dortigen Aufenthalts – angesehene Künstler (wie etwa Joseph Anton Koch), aus seinen vor Ort in der Landschaft angefertigten Skizzen anspruchsvolle kolorierte Zeichnungen zu entwickeln, welche ihrerseits wiederum als Vorlage für einen Kupferstecher in Paris dienen: Es ist leicht zu ermessen, welch ein hohes Maß an logistischem Aufwand, welche Kosten und nicht zuletzt welcher durchaus weltumspannende Horizont für diese Unternehmungen vorausgesetzt werden muss. Zuweilen besorgte Humboldt sich für seine Tafeln zum Reisewerk auch noch nachträglich Zeichnungen und Stiche, etwa aus Mexiko.

Die Geschichte der Ästhetik und des Wissens verdankt dieser Verbindung zwischen Cotta und Humboldt die prominente Ausgestaltung der Gattung des wissenschaftlichen Tableaus, jener Verbindung von Landkarte, Landschaftsbild und Begriffinventar – also allgemein von Text und Bild –, wie es sich vielleicht am schönsten in jener berühmten Darstellung mit einem Teil-Querschnitt Südamerikas zur ‚Geographie der Pflanzen in den Tropenländern‘ von 1807 manifestiert. Goethe hatte, als er das Buch geliefert bekam, die Tafel, die als Beilage gedacht war, nicht erhalten und dann, inspiriert durch Humboldts Text, selbst eine tableau-artige Darstellung entworfen, die unter dem Titel ‚Höhen der alten und der neuen Welt bildlich verglichen‘ in die Wissensgeschichte eingegangen ist. – Der daraus entstandene Stich enthält auf einem pultartigen Felsen im Vordergrund die Widmung: „Herrn Alexander von Humboldt“.

Die Intrigen des Klassikers

Friedrich Schiller war es, der den Kontakt zwischen *seinem* Verleger mit dem Naturforscher anbahnte. Allerdings war diese Vermittlungstätigkeit, was Schiller angeht, von Eifersucht, ja unschöner Missgunst geprägt, und so fällt durchaus ein Schatten auf den zweiten Klassiker, den Cotta in seinem Verlag hatte. Humboldt dagegen hat Schiller sehr verehrt und die Sympathiebekundungen sind nicht selten über den Verleger an Schiller gelangt. Eine keineswegs auf Gegenseitigkeit beruhende Sympathie! Bereits 1794 hatte sich Schiller, als er zugkräftige Autoren für seine ambitionierte Kulturzeitschrift ‚Die Horen‘ suchte, auch an Alexander von Humboldt gewandt. Die von diesem eingesandte Erzählung hatte bei

Schiller eher Enttäuschung hervorgerufen, wenngleich er sie in den ‚Horen‘ dann doch drucken ließ.

Und während Humboldt 1808 in den ‚Ansichten der Natur‘ Schiller öffentlich für Gespräche rühmt, die er 14 Jahre zuvor über medizinisch-philosophische Fragen mit ihm hatte führen dürfen; und während er Schiller mit einem Zitat aus der ‚Braut von Messina‘ am Ende seiner eigenen Vorrede zu den ‚Ansichten der Natur‘ ein Denkmal setzte, hatte sich dieser, was Humboldt erst viele Jahre nach Schillers Tod erfuhr, bereits in den späten 90er Jahren des 18. Jahrhunderts gegenüber dem Freund Körner geradezu hasserfüllt über Alexander von Humboldt geäußert. In dem inzwischen berühmt-berüchtigten Brief vom 6. August 1797 an Körner schreibt er unter anderem:

„Ueber Alexandern habe ich noch kein rechtes Urtheil, ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Eine zu kleine unruhige Eitelkeit beseelt noch sein ganzes Wirken, ich kann ihm keinen Funken eines reinen objectiven Interesse abmerken, und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuren Reichthum des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenstande, den er behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte, schneidende Verstand der die Natur, die immer unfäßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schaamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte, und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maaßstabe macht. Kurz mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabey ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu seyn. Er hat keine Einbildungskraft und so fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft — denn die Natur muß angeschaut und empfunden werden, in ihren einzelnsten Erscheinungen, wie in ihren höchsten Gesetzen.

Alexander imponiert sehr vielen, und gewinnt in Vergleichung mit seinem Bruder meistens, weil er ein Maul hat und sich geltend machen kann. Aber ich kann sie, dem absoluten Werth nach, gar nicht miteinander vergleichen, so viel achtungswürdiger ist mir Wilhelm.“

Sieben Jahre später intrigiert Schiller gegenüber Cotta recht unverfroren gegen Humboldt und vor allem gegen die Übernahme von dessen Mammutwerk in den Verlag der Klassik. Aus Weimar schreibt er am 31. August 1804 nach Tübingen: „Um die Reisebeschreibung des andern Herrn v. Humboldt wird unter den Buchhändlern ein großes Reissen seyn, und es ist auch von Seiten des Publicums eine große Erwartung. Aber Herr v. Humboldt hat keine gute Gabe zum Schriftsteller, und seine Reise möchte leicht interessanter gewesen seyn als die Beschreibung derselben ausfallen dürfte.“ Die malizösen Bemerkungen scheinen zunächst Wirkung zu zeigen, denn Cotta antwortet wenige Tage später: „Was Sie mir wegen Humbolds [!] Reise schreiben finde ich sehr gegründet und ich will also davon abstehen.“

Cotta hat diesen Entschluss jedoch bald wieder umgestoßen, und Alexander von Humboldts epochales Reisewerk erschien ab 1807 in Paris, auch unter Mitwirkung Cottas, der zu diesem Zweck mit dem Pariser Buchhändler Maximilien Samson Frédéric Schoell (1766–1833) zusammenarbeitete, und dann auch in deutscher Übersetzung bei Cotta selbst. Schon um die Jahreswende 1804/05 verhandelte Cotta erneut mit Humboldt, und der schrieb ihm am 24. Januar 1805 aus Paris: „Mit wem würde ich mich lieber einlassen, als mit Ihnen, der der Freund meiner Freunde ist. Meine Reise wird Schillern dedicirt, ein

Grund mehr, daß wir uns vereinigen. Ich werde Ende nächsten Sommers in Berlin sein u. dann in Ruhe an der Herausgabe von 8 – 9 verschiedenen Werken, doch ähnlich in Format u. Kupfern arbeiten. [...] Ich habe das größte Vertrauen auf Ihren Charakter u. zweifle daher nicht daß wir uns vereinigen.“ Es war, wie bekannt, der Beginn einer wunderbaren Freundschaft – die nur durch die Beziehung zum Sohn Georg von Cotta noch überboten werden konnte.

Die Ernte: Alexander von Humboldt und Georg von Cotta

Seltsame Koinzidenz der Ereignisse: Im selben Jahr wie Goethe stirbt auch sein Verleger, der *große* Johann Friedrich Cotta. Unmittelbar nach seinem Tod am 29. Dezember 1832 wandte sich Alexander von Humboldt, der sich inzwischen im Zenit seines Ruhmes befand – seine Berliner ‚Kosmos‘-Vorlesungen hatten 1827/28 zeitweise bis zu 1 500 Zuhörer, darunter auch der preußische König –, an den einzigen Sohn und versuchte, ein Projekt wieder aufzunehmen, das eigentlich schon längst vertraglich unter Dach und Fach gewesen war: den Druck der genannten Vorlesungen in einem großen Werk, das noch einmal alles in einer großen Summe zusammenfassen sollte. Der ‚Kosmos‘ wurde, als er endlich mit einer langen Verzögerung erschien, tatsächlich zu Humboldts Hauptwerk. Erkennbar mit hohem literarischem und wissenschaftlichem Anspruch formuliert, möchte dieser „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“, wie das Werk im Untertitel heißt, eine umfassende Synthese der Welt in ihrem Werden und Wandel, in der Vielfalt ihrer Erscheinungen und in ihrem Echo in der menschlichen Seele bieten. Das Opus begann, nach vielen Vertröstungen und Verspätungen, mit dem ersten Band im Jahre 1845 bei Cotta (jetzt in Stuttgart, aber noch mit der Ortsangabe ‚Stuttgart und Tübingen‘) zu erscheinen. Band 2 folgte 1848, der dritte Band kam 1850 heraus und der vierte erst 1858 im Jahr vor Humboldts Tod; ein fünfter, nicht mehr von Humboldt selbst fertiggestellter und fragmentarischer Band erschien 1862.

Alexander von Humboldt, längst eine Persönlichkeit von Weltruhm, schreibt also am 28. März 1833, drei Monate nach dem Tod Johann Friedrichs an den Sohn seines Verlegers, in der Hoffnung auf weitere Gewogenheit des Hauses Cotta und seine „tätigsten Dienste“ anbietend: „Die Bande der Anhänglichkeit und der liebevollsten Achtung, die, seit einer so langen Reihe von Jahren und unter so manchen Veränderungen einer tiefbewegten Zeit, Ihren verehrten Vater (einen der merkwürdigsten Männer unserer Epoche!) an meine Familie geknüpft [...] macht meinem Bruder und mir jede Annäherung von den Hinterlassenen, jede Äußerung ihrer Zuneigung ungemein erfreulich.“

Die Sorge erwies sich als unbegründet. Das Verhältnis, das der Jüngere – Georg von Cotta war 1796 geboren und über ein Vierteljahrhundert jünger als Humboldt – zu dem Verfasser dieses Briefes entwickelte, ist eine der schönsten und engsten Freundschaften zwischen Geschäftspartnern im 19. Jahrhundert überhaupt geworden. Der Verleger bezahlt freiwillig und großzügig Honorare, ja er drängt dem durch die Reise und die nachfolgenden Aufarbeitungen finanziell sehr beengten Forscher üppige Vorschüsse geradezu auf; er unterstützt ihn, wo er kann und überschüttet ihn mit Freundschaftsbekundungen und Lob: „Gott wird Ihre Tage erhalten und Sie werden den Schluß Ihres unsterblichen Werkes, der ruhmgekröntesten Schöpfung dieses Jahrhunderts, bei gutem Wohlseyn erleben, nicht die Cotta'sche Buchhandlung gewährt darauf Vorschuß, nein die himmlischen Mächte gewähren Ihnen diesen Zeitvorschuß auf Ihre Unsterblichkeit noch in diesem Leben [...]

zu genießen.“ Humboldt reagiert auf ein großzügiges Geschenk Cottas an zwei seiner Mitarbeiter mit der vielzitierten Wendung: „Es ist ein erblicher Zug Ihres Stammes, immer zu großartig und reichlich zu geben.“

Die Großzügigkeit hat sich für beide Seiten gelohnt: Der ‚Kosmos‘ wurde einer der größten Bucherfolge des 19. Jahrhunderts. Dass sich die Interessenten um die ersten Exemplare des zweiten Bandes beinahe prügeln, ist bekannt. Und allein die einzelnen Teile der Erstausgabe wurden in mindestens 87 000 Exemplaren verkauft, ohne die unzähligen in rascher Folge erscheinenden Taschen- und Sonderausgaben bzw. Nachdrucke. Das Bogenhonorar, von Cotta gleich zu Druckbeginn im Voraus gewährt, wird als das höchste Autorenhonorar im ganzen 19. Jahrhundert bezeichnet.

Am 21. April 1859 wird Alexander von Humboldt bettlägerig, seine Kräfte schwinden schnell, am 6. Mai stirbt er, die Beisetzung im Park von Schloss Tegel ist am 11. Mai. Noch am 19. April hatte er das letzte Manuskriptstück nach Stuttgart geschickt.

Georg Braungart

Bibliographische Hinweise

Alexander von Humboldt: Netzwerke des Wissens, Katalog – Berlin 1999/2000, Bonn 1999.

Borch, Rudolf: Alexander von Humboldt. Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten, Berlin 1948.

Graczyk, Annette: Das literarische Tableau zwischen Kunst und Wissenschaft, München 2004.

Heyl, Bettina: Das Ganze der Natur und die Differenzierung des Wissens. Alexander von Humboldt als Schriftsteller, Berlin 2007.

Verschiedene Archivbestände aus dem Cotta-Archiv des Deutschen Literaturarchivs Marbach.



Ausblick: Der Cotta-Verlag nach Johann Friedrich Cotta

Rund ein halbes Jahr nach seinem bedeutendsten Autor Johann Wolfgang von Goethe stirbt Johann Friedrich Cotta am 29. Dezember 1832 in Stuttgart. Ein Zeitalter ist zu Ende. Johann Friedrich Cotta hat das von seinen Ahnen übernommene Haus zu Deutschlands führendem Verlag gemacht. Nicht nur auf literarischem, sondern auch auf wissenschaftlichem Gebiet genießt Cotta einen erstklassigen Ruf, zu dem auch die Periodika des Unternehmens wie die ‚Allgemeine Zeitung‘ oder das ‚Morgenblatt für gebildete Stände‘ beitragen. Johann Friedrich Cottas Nachfahren haben nicht dessen Genie, leiten den ihnen anvertrauten Verlag aber mit großem Fleiß, Geschick und Pflichtbewusstsein. So bleibt der Cotta-Verlag bis ins 20. Jahrhundert hinein sowohl ein wirtschaftlich äußerst solides Unternehmen als auch der große Name der deutschen Verlagslandschaft.¹

Johann Friedrich hinterlässt zwei Kinder, Georg (1796–1863) und Ida (1806–1862), verheiratet mit dem württembergischen Kammerherrn Major Freiherr Hermann von Reischach. Georg von Cotta² hat Philosophie, Ästhetik und Politik in Göttingen, Heidelberg und Tübingen studiert, ist im diplomatischen Dienst Württembergs Teilnehmer an den Wiener Konferenzen über die Schlussakte des deutschen Bundes 1821 gewesen und anschließend – wohl ohne wirkliche Neigung – in den Verlag seines Vaters eingetreten. Der Sohn übernimmt die Verantwortung des ihm hinterlassenen, großen und unübersichtlichen Unternehmens nur zögerlich; sein erster Impuls ist, die Erbschaft auszuschlagen. Seine ersten Handlungen dienen der Übersicht: Er organisiert die Abläufe innerhalb des Verlags neu, legt Post-, Honorar- und sogenannte Druckauftragsbücher an, die er selbst führt, restrukturiert die Buchhaltung; außerdem verkauft er fast alle nichtbuchhändlerischen Unternehmensteile (Papier-, Maschinen- und Leinwandfabriken) außer den Landgütern. Diese Konzentration auf das Wesentliche stellt den Verlag für die kommende Zeit auf eine stabile finanzielle Basis. Cotta bleibt als Verleger im Hintergrund und hält seine Autoren auf Distanz. Der Verlag kann es sich jetzt leisten, zu warten, dass die Autoren auf ihn zutreten und muss seine Autoren nicht mehr suchen. Auch zum Börsenverein unterhält er keine Beziehungen, kaum welche zu Kollegen. Stets ist er bemüht, seine aristokratische Isolation aufrecht zu erhalten.

Cottas mangelndes Genie als Verleger korrespondiert mit dem mangelnden Genie der Epoche: Es ist die Zeit der Nachgeborenen, und so setzt die Verlagsarbeit ganz auf Kontinuität. Cotta ist der Verlag der deutschen Klassiker und besitzt die Rechte an den Werken Schillers, Goethes und Herders, 1838 kommen durch den Erwerb der Göschen'schen Buchhandlung noch die Rechte an Klopstock, Lessing und Wieland dazu. Dieses Erbe pflegt der Verlag durch immer neue Ausgaben, die in verschiedenen Ausstattungsmustern meist parallel nebeneinander laufen; erst jetzt beginnen sich die vom Vater investierten Honorare auszuzahlen,

Gegenüber:

Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle, 1856.

kann mit den „Klassikern“ nicht nur Renommee erworben, sondern auch Geld verdient werden.

Die Werke Schillers sind im 19. Jahrhundert besonders beliebt. 1835/36 erscheint eine neugeordnete zwölfbändige Werkausgabe mit Stahlstichen verschiedener Künstler, die 1837/38 auch als Taschenausgabe erscheint und insgesamt rund 100 000 Mal verkauft wird – eine für die damalige Zeit sensationelle Zahl. 1839/40 erscheint eine weitere Prachtausgabe, 1844 eine zehnbändige und 1860/62 noch einmal eine zwölfbändige Werkausgabe; insgesamt erhalten die Erben Schillers bis 1864 dafür ein Honorar von 275 000 Gulden. Von Goethe – weitaus weniger einträglich als Schiller – erscheinen von 1832–42 noch die Nachlassbände der Ausgabe letzter Hand, dazu wird 1840 von Joachim Meyer und Wendelin von Maltzahn die erst ab 1865 erscheinende kritische Ausgabe in die Wege geleitet, außerdem kommt 1836/37 eine Quartausgabe in vier Bänden heraus, des Weiteren unter anderen 1840 eine neugeordnete Ausgabe in vierzig Bänden und 1850/51 noch einmal eine dreißigbändige Werkausgabe. Erwähnenswert ist auch der Prachtdruck des ‚Reineke Fuchs‘ mit den Stahlstichen von Wilhelm von Kaulbach 1846, der als eines der schönsten Bücher des 19. Jahrhunderts gilt.

Der Klassikerverlag Cotta profitiert besonders von der Ausweitung der Leserschichten im Verlauf des 19. Jahrhunderts und dem wachsenden Bedürfnis nach Bildung und deren Repräsentation. 1853 gründet der Verlag die „Volksbibliothek deutscher Klassiker“, die die große deutsche Literatur in preiswerten Ausgaben verfügbar machen will: In fünf Jahren erscheinen dreihundert Lieferungen zum Preis von je 20 Kreuzern, dabei Werkausgaben von Goethe, Schiller, Klopstock, Lessing, Wieland, Platen, Thümmel, Lenau und anderen; zwei weitere Reihen, in deren Rahmen jetzt auch Einzelwerke von Humboldt, Iffland, Hebel oder Voß erscheinen, schließen sich an. Außerdem werden separate Ausgaben für den Gebrauch in den Schulen herausgebracht. Auch der Umstand, dass 1837 aus dem ‚Morgenblatt für gebildete Stände‘ das ‚Morgenblatt für gebildete Leser‘ wird, zeugt von den gesellschaftlichen Veränderungen. Die in Augsburg erscheinende ‚Allgemeine Zeitung‘ (sie wird bis 1896 zum Verlag gehören) erreicht in diesen Jahren mit 11 115 Exemplaren ihre höchste Auflagenhöhe.

Der Katalog des sogenannten „poetischen Verlags“³ ist in vier Bereiche unterteilt: Gesamtausgaben, Gedichte, Romane und Theater. Dabei nehmen die Gedichte, zu denen auch die Erzählungen in Versen gerechnet werden, mit Abstand den größten Raum ein, die Romane den kleinsten. Cotta gilt als *der* Lyrik-Verleger in Deutschland. So schreibt Friedrich Hebbel am 22. Dezember 1856 an Cotta: „Ich bin nicht um eine Buchhandlung in Verlegenheit. Herr Campe würde das Geschäft gern machen, auch Herr Weber wäre ohne Zweifel [...] bereit und hier in Wien hat sich auf das bloße Gerücht hin schon jemand bei mir gemeldet. [...] Aber Deutschland ist seit langem gewohnt, Gedichte bei Ihnen zu suchen, und ich frage daher zunächst bei Ihnen an, ob Sie auch meine Sammlung in Verlag nehmen wollen.“⁴

Neben Hebbels ‚Gedichte‘ (1857) verlegt Cotta die Werke August von Platens, auch einige Bücher von Friedrich Rückert, beide konnte bereits Georgs Vater für den Verlag gewinnen. Von dem damals sehr beliebten Nikolaus Lenau erwirbt man, kurz bevor er in geistige Umnachtung fällt, die ewigen Verlagsrechte für 20 000 Gulden. Die verkaufsträchtigsten Gedichte sind jedoch die Gedichte von Ludwig Uhland, deren Erfolg später nur noch von denen Emanuel Geibels übertroffen wird (dessen ‚Gedichte‘, die 1858 übernommen wer-

den, erreichen 1882 die 100. Auflage). Dem Verlagsort Stuttgart und der beratenden Tätigkeit von Gustav Schwab, dem Freund des Verlegers, ist es zu verdanken, dass auch andere schwäbische Dichter in Cotta ihren Verleger finden – nicht selten aus reiner Gefälligkeit. Außer Justinus Kerner sind hier etwa Karl Mayer, Graf Alexander von Württemberg oder Gustav Pfizer zu nennen.

Von Eduard Mörike – seit 1828 regelmäßiger Beiträger im ‚Morgenblatt‘ – veröffentlicht Cotta nur zwei Bücher: ‚Gedichte‘ (1838 mit den weiteren Auflagen 1848 und 1856) und ‚Mozart auf der Reise nach Prag‘ (1855). Ein anderer großer Name der Literatur der Jahrhundertmitte ist Annette von Droste-Hülshoff, von der 1842 Gedichte und ‚Die Judenbuche‘ im ‚Morgenblatt‘ erscheinen; ihre ‚Gedichte‘ veröffentlicht Cotta 1844, ‚Das Geistliche Jahr‘ 1852. Beiden – Mörike wie Droste-Hülshoff – ist jedoch zu Lebzeiten der große Erfolg versagt.

Ansonsten fehlen die großen Autoren der Zeit im Verlagsprogramm des Cotta-Verlags; die Jungdeutschen – Gutzkow, Heine, Laube, Dingelstedt – sind zwar Mitarbeiter der ‚Allgemeinen Zeitung‘, treten aber als Verlagsautoren nur mit Einzelwerken in Erscheinung. Es dominiert die Goldschnittpoesie der Epigonen, die ungeheuer erfolgreichen Verserzählungen wie ‚Otto der Schütz‘ von Kinkel (1849), ‚Waldfräulein‘ von Zedlitz (1843), ‚Waldmeisters Brautfahrt‘ von Roquette (1851), ‚Die Maikönigin‘ von Müller von Königswinter (1852) oder ‚Jung-Friedel der Spielmann‘ von Max Becker (1854). Mit Berthold Auerbach, heute noch durch seine ‚Schwarzwälder Dorfgeschichten‘ bekannt, kann man 1855 einen weiteren sehr produktiven und erfolgreichen Autor an den Verlag binden, dessen zwanzigbändige Werkausgabe bereits zwei Jahre später zu erscheinen beginnt.

Man erinnert sich heute vor allem an das literarische Programm Cottas. Der „poetische“ Verlag ist das Polster, auf dem das Unternehmen ruht. Obwohl er finanziell mehr als die Hälfte des Gesamtumsatzes einbringt, nimmt er jedoch nie mehr als ein Drittel der Gesamtproduktion ein. Georg von Cotta selbst, eher wissenschaftlich als musisch begabt, sieht sich als Wissenschaftsverleger. Als Verleger von Dichtung ist Cotta ausgesprochen konservativ, als wissenschaftlicher Verleger dagegen ungewöhnlich progressiv. Eine seiner ersten verlegerischen Initiativen ist 1838 die Gründung der ‚Deutschen Vierteljahresschrift‘, die Beiträge aus Philosophie, Literatur und Kunstkritik, Politik, Volkswirtschaft, Verkehrswesen und Soziologie enthält und zu den bedeutendsten Organen dieser Art im 19. Jahrhundert zählt. Auch zahlreiche andere Zeitschriften zu einzelnen Disziplinen erscheinen bei Cotta, etwa Johann Gottfried Dingers ‚Polytechnisches Journal‘ (ab 1820) oder Friedrich Lists ‚Zollvereinsblatt‘ (1843–46). Obwohl wissenschaftliche Werke im Gegensatz zu literarischen schneller veralten, finden sich in Cottas Programm einige, die auch heute noch ihre Gültigkeit und Bedeutung bewahrt haben.

Cottas wissenschaftliches Programm umfasst alle damals relevanten Disziplinen: Theologie (zu gleichen Teilen evangelisch und katholisch), Medizin, Chemie (mit den Werken Justus von Liebig), Magnetismus, Geographie (mit den beliebten Reisebeschreibungen), Land- und Forstwissenschaft (ein besonderes Steckenpferd des Waldbesitzers und Schafzüchters Cotta), Technologie (Christian Bernoulli ‚Dampfmaschinenlehre‘, 1833) oder Kriegswissenschaft. In der Geschichtsschreibung ragen Ferdinand Gregorovius’ achtbändige ‚Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter‘ (1859–72) und Leopold von Ranke ‚Französische Geschichte‘ (1852–62) heraus, auf dem Gebiet der Philologie erscheinen Ludwig Uhlands ‚Sagenforschungen‘ (1836) und ‚Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder‘ (1844/45) oder Karl Simrocks populäre Nachdichtungen der mittelalterlichen deutschen Dichtung. Die

Rechts- und Staatswissenschaften sind unter anderem mit den Werken Friedrich Lists – ‚Das nationale System der politischen Ökonomie‘ (1841), das drei Auflagen in vier Jahren erlebte – und Lorenz von Stein, dem Begründer der modernen Staatswissenschaft, dessen Fragment gebliebenes ‚System der Staatswissenschaft‘ in zwei Bänden 1852 und 1856 herauskommt, repräsentiert. Auf dem Gebiet der Soziologie ist Wilhelm Heinrich Riehl der bedeutendste Autor des Verlags, sein Grundlagenwerk ‚Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik‘ (bestehend aus ‚Die bürgerliche Gesellschaft‘, ‚Land und Leute‘ und ‚Die Familie‘) wird 1869 vollendet. Solcherart sind die Bücher, in denen der Verleger seine eigentliche Leistung sieht; so schreibt Cotta am 16. November 1852 an Riehl: „Ich werde die Freude mit ins Grab nehmen zu Lists Nationalökonomie, wie zu Ihrer ‚bürgerlichen Gesellschaft‘, einen wenn auch sehr leisen, doch geistig (nicht merkantil) buchhändlerischen Anstoß gegeben zu haben.“⁵

Das größte Ereignis des wissenschaftlichen Verlags Cotta ist jedoch Alexander von Humboldts zwischen 1845 und 1862 in fünf Bänden erscheinender ‚Kosmos‘ – eines der meistgelesenen (oder besser: meistgekauften) Bücher der Zeit, das, wie Cotta schon am 3. Dezember 1847 an Humboldt schreibt, „in der Geschichte des Buchhandels wirklich Epoche macht“. Humboldt bekommt die höchsten Honorare des Jahrhunderts (10 Louisdor pro Bogen) – auch Vorschüsse werden ohne Wenn und Aber bewilligt – und der zweite Band erreicht mit 10 000 Exemplaren die höchste Erstauflage in der Geschichte des Verlags. Stolz schreibt Cotta über die Tumulte bei dessen Erscheinen an die „Teuerste Exzellenz“: „Der Kommissionär der J. G. Cotta’schen Buchhandlung kann nicht Worte finden, ihr den Sturm zu schildern, den sein Haus zu bestehen hatte, als dieser 2. Band bei ihm ankam. Er mußte sich recht eigentlich gegen das Andrängen der Nachragenden und Abholenden in Verteidigungsstand setzen, um nicht beraubt zu werden und die Abgabe der Pakete in Ordnung zu vollbringen; und so geschah es, daß Pakete, die nach Petersburg bestimmt waren, oder nach London, geradezu geplündert wurden (ohne daß man es hindern konnte), um sie nach Wien oder nach Hamburg zu schicken, oder umgekehrt. Es wurden wirkliche Schlachten geschlagen, um in den Besitz dieses Werkes zu kommen, sich denselben abzurufen, ja es hat selbst an Bestechungs-Versuchen nicht gefehlt, um zu bewirken, daß dieser oder jener die Priorität erziele.“⁶

Carl Erlbald Julius Balduin von Cotta (1835–1888), Georg von Cottas Sohn, der schon früh zum Nachfolger ausgebildet wurde, übernimmt den Verlag nach dessen Tod 1863 als ein sehr solides Unternehmen. Die Situation des Erben ist jedoch ungünstig: selbst gehört ihm nur ein Vierzehntel des Verlags, weitere sechs Vierzehntel seinen Geschwistern, die andere Hälfte hält die Familie Reischach. Auch hier zögert der gesundheitlich ohnehin angeschlagene Erbe zunächst, kündigt gar das Geschäftsführerverhältnis, bis zwei weitgehend tatenlos verbrachte Jahre später nach dem Tod seines Onkels Reischach auch dessen Anteile übernommen werden können und Carl von Cotta der alleinige Geschäftsführer des Verlags werden kann.

Eine weitere Schwächung trifft den Verlag mit dem sogenannten „Klassikerjahr“ 1867, dem Jahr, in dem die Privilegien für alle vor 1837 verstorbenen Autoren ablaufen. Ein Gesetz, das das Herzstück des Verlags, die Klassikerausgaben, betrifft, die zudem als zwar zuverlässig, aber auch als einfallslos gestaltet und zu teuer gelten. Die Reaktion Carl von Cottas ist eine weitere Konzentration der Verlagsgeschäfte: 1865 wird das ‚Morgenblatt‘, 1870 die ‚Deutsche Vierteljahresschrift‘ eingestellt, alle auswärtigen Verlagszweige werden

verkauft, auch die bisher ausschließlich für den eigenen Bedarf genutzte Stuttgarter Druckerei. Andererseits profitiert der Verlag weiterhin von seinem Standort Stuttgart und dessen Stellung als Hauptkommissionsplatz in Süddeutschland, der Schweiz und Österreich. Dem Verlust der Hoheit über die Klassiker versucht Cotta sowohl durch neue, bessere Ausgaben zu begegnen, als auch durch eine weitere Popularisierung; so wird 1882 zusammen mit den Gebrüder Kröner auf Grundlage der Bestände des Klassikerverlags die schließlich rund 300 Bände umfassende ‚Bibliothek der Weltliteratur‘ gegründet. Gleichzeitig weitet Cotta den wissenschaftlichen Zweig seines Verlages aus, er verlegt Standardwerke wie die vierundzwanzigbändige ‚Bibliothek deutscher Geschichte‘ (1887–1912), Eduard Meyers ‚Geschichte des Altertums‘ (1884–1902) oder Ferdinand Gregorovius’ ‚Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter‘ (1889).

Dass der poetische Verlag dabei nebensächlich zu werden beginnt, wirkt sich finanziell nicht aus, denn Auerbach, Geibel, Roquette und andere erreichen weiterhin höchste Auflagen. Literarisch steht die Zeit still. Unter den wenigen neuen Autoren ragen die Österreicher Leopold von Sacher-Masoch, Marie von Ebner-Eschenbach und Franz Grillparzer, dessen Nachlass man verlegt, heraus.

Unter Carl von Cotta wird bereits schon das Verlagsarchiv angelegt, Verlagspublikationen aus dem 17. und 18. Jahrhundert werden systematisch gesammelt, der Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta erscheint 1876. Mit Carl von Cotta stirbt nach sieben Generationen der letzte Cotta; er hat seinen einzigen Sohn nicht zum Nachfolger erzogen. Am 1. Januar 1889 wird der Verlag an Adolf Kröner verkauft, der ihn unter der Bezeichnung „J. G. Cotta’sche Buchhandlung Nachfolger“ weiterführt.

Adolf Kröner (1836–1911), geborener Stuttgarter und seit 1859 selbst Verleger, gliedert den Verlag in seine „Union Deutsche Verlagsgesellschaft“ ein, zu der auch der Verlag der „Gartenlaube“ und der Spemann Verlag gehören. Während Carl von Cotta den adligen Gestus seines Vaters übernommen hat und nur selten selbst den Kontakt zu Autoren, Kollegen oder dem Börsenverein suchte, ist Kröner gerade in dem letzten Punkt von ganz anderer Natur. Er ist eine der führenden Persönlichkeiten des deutschen Börsenvereins, dem er mit einer Unterbrechung zehn Jahre lang von 1882–92 vorsteht. Unter seinem Vorsitz werden die sogenannten „Schleuderer“, die mit ihren niedrigen Preisen vor allem kleinere Sortimenter schädigen, erfolgreich bekämpft und mit der „Kröner’schen Reform“ wird 1887 der vom Verleger festgesetzte Ladenpreis als verbindlich für alle Mitglieder in Deutschland, Österreich und der Schweiz erklärt. Dieser „Bismarck des deutschen Buchhandels“⁷ wird in einer Würdigung aus den Zwanziger Jahren im kernigen Ton der Zeit wie folgt charakterisiert: „Ungeheure Impulsivität verbunden mit eiserner Konsequenz, wohl abgewogenes Maßhalten und volle Beherrschung aller Mittel der Wirkung, das waren die hervorstechendsten Merkmale dieses Herrenmenschen, der bei seiner unverkennbaren Gewaltnatur doch die Selbstbeherrschung nie verlor.“⁸

Es weht ein frischer Wind im Verlag, und der erste große Coup lässt nicht lange auf sich warten. Kröner, der ein großer Verehrer Bismarcks ist und bereits die ‚Allgemeine Zeitung‘ nutzt, um dessen Ideen in Süddeutschland populär zu machen, verfasst auf Gerüchte hin, dass Bismarck seine Memoiren schreiben wolle, einen Brief, in dem er Bismarck fragt „ob Euer Durchlaucht vielleicht geneigt sein würden, Ihre Aufzeichnungen, wenn auch die Veröffentlichung erst in ferner Zeit möglich sein sollte, dem altberühmten Cotta’schen Verlage anzuvertrauen“.⁹ Nachdem Bismarck sichergestellt hat, dass die „Cotta’sche Ver-

lagshandlung“ tatsächlich „wohl das erste Institut dieser Art in Deutschland“ ist,¹⁰ geht er die erwünschte Verbindung mit dem Cotta-Verlag ein, deren erstes Ergebnis ‚Die politischen Reden des Fürsten Bismarck‘ in 14 Bänden (1892/93) sind. Gleich nach Bismarcks Tod erscheinen 1898 die ersten beiden Bände der ‚Gedanken und Erinnerungen‘, mit denen der Verlag an die großen Erfolge des Klassikerverlags anknüpfen kann.

Dabei verliert der literarische Verlag Cottas weiterhin den Anschluss an die Entwicklungen der Zeit. Mit dem Erwerb des Verlags Lehmann kommt mit Hermann Sudermann ein Autor in den Verlag, der für die kommenden Jahre sein bedeutendster sein wird. Kröner setzt vor allem auf Unterhaltungsliteratur und auf Autoren wie Ida Boy-Ed, Wilhelmine von Hillern, Felicitas Rose, Richard Voß, Rudolf Herzog, deren Werke – ein „Gebräu von Forschung und Sentimentalität“¹¹ – weiterhin zur Unterhöhnung des guten Rufs des Verlages beitragen. Auch die neu gegründeten Periodika unterstützen diese Entwicklung. Mit dem von Otto Braun herausgegebenen ‚Cotta’schen Musen-Almanach‘ (1891–1900) versucht man hundert Jahre später an den Schiller’schen anzuknüpfen, veröffentlicht aber trotz einiger Perlen von Conrad Ferdinand Meyer, Ricarda Huch oder Isolde Kurz kaum Überlieferenswertes. Ähnlich steht es mit der Zeitschrift ‚Die Romanwelt. Zeitschrift für die erzählende Litteratur aller Völker‘ (ab 1894), die in einer Auflage von 15 000 Exemplaren erscheint; Namen wie Sudermann, Fulda, Wildenbruch oder Spielhagen behagen aber schon der zeitgenössischen Kritik nur wenig.¹² Die heute großen Namen werden abgelehnt: Dehmel, Liliencron, Heinrich Mann, Rilke, andere, wie Hesse und Schnitzler, zu spät umworben. An die bedeutenden Autoren einer allerdings auch schon abgelegten Epoche gelangt man 1901 durch den Erwerb des Verlags von Wilhelm Hertz, mit dem Fontane, Keller (zuvor beide abgelehnt) und Paul Heyse zu Cotta-Autoren werden.

Dennoch übernimmt Adolf Kröners Sohn Robert (1869–1945) 1911 ein großartiges Erbe. Finanziell steht der Verlag weiterhin sehr gut da, unter Adolf Kröner wurde er stetig vergrößert; er gilt noch immer als ein großer Name unter den deutschen Verlagen und als die erste Anlaufstelle für junge Autoren. Der Untergang des Hauses beginnt mit dem Ersten Weltkrieg. Während des Krieges herrscht zwar kein Mangel an Aufträgen, aber es fehlt an Arbeitskräften und an Material, um der Nachfrage zu begegnen, dazu tun die Niederlage und die anschließende Inflation ihr Übriges, um den Verlag zu schädigen. Außerdem bedeutet der Erste Weltkrieg eine geistige Zäsur. Die Autoren der neuen literarischen Strömungen – Expressionismus, Dada oder die Großstadtliteratur der Zwanziger Jahre – finden nicht in den Cotta-Verlag, dessen wichtigste Autoren neben Sudermann jetzt Rolf Lauckner, Heinrich Lilienfein und Gustav Schüler heißen.

Verhängnisvollerweise wackelt auch noch das Fundament des Unternehmens, der Klassikerverlag, dessen noble und mächtige Editionen nicht mehr den Geschmack der Zeit treffen; gefragt sind jetzt die schönen und kleinen, auf Vollständigkeit setzenden Dünndruckausgaben, wie sie etwa der Insel-Verlag macht. Um die Situation zu retten, wirft Robert Kröner 1921 den dritten Band von Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen‘ auf den Markt – gegen den Willen der Erben, da nach Bismarcks Verfügung der Band erst nach dem Tod des Kaisers hätte erscheinen dürfen. Der große Erfolg der ersten Bände wiederholt sich, die erste Auflage von 200 000 Exemplaren ist schon bei Erscheinen vergriffen. Die Monumentalisierung der eigenen Geschichte wird auch in wirtschaftlich schwierigeren Zeiten betrieben: Verfasserregister zum ‚Morgenblatt‘ und zur ‚Allgemeinen Zeitung‘ werden erstellt, dazu erscheint die dreibändige Sammlung der ‚Briefe an Cotta‘.¹³

Am 8. Oktober 1943 setzt der Bombenhagel auf Stuttgart das Verlagshaus in der Königsstraße in Flammen; zwar wurde das Archiv rechtzeitig ausgelagert, aber die kostbare Handbibliothek und sämtliche in Druck befindlichen Werke (wie die „Kleine Stuttgarter“ Hölderlin-Ausgabe) werden vernichtet. Nach dem Tod von Robert Kröner 1945 übernimmt dessen Sohn Adolf Robert Kröner die Geschäfte. Dieser wandelt den Verlag 1949 in eine Kommanditgesellschaft um und bemüht sich, mit einer Dünndruck-Ausgabe der Werke Goethes und Mörikes, Claudius' und Eichendorffs an die großen Zeiten des Klassikerverlags anzuknüpfen. Das Archiv wird 1952–54 an die Stuttgarter Zeitung verkauft, die es dem Schiller-Nationalmuseum zur Verfügung stellt. Am 1. Juli 1956 wird der Verlag von einer Gruppe Stuttgarter Verleger und Buchhändler erworben und in eine GmbH umgewandelt, noch im selben Jahr geht der Besitz an Wilhelm Schlösser über. 1977 erwirbt die Firma Ernst Klett den Verlag, in deren Haus er seither unter dem Namen Klett-Cotta existiert.

Stefan Knödler

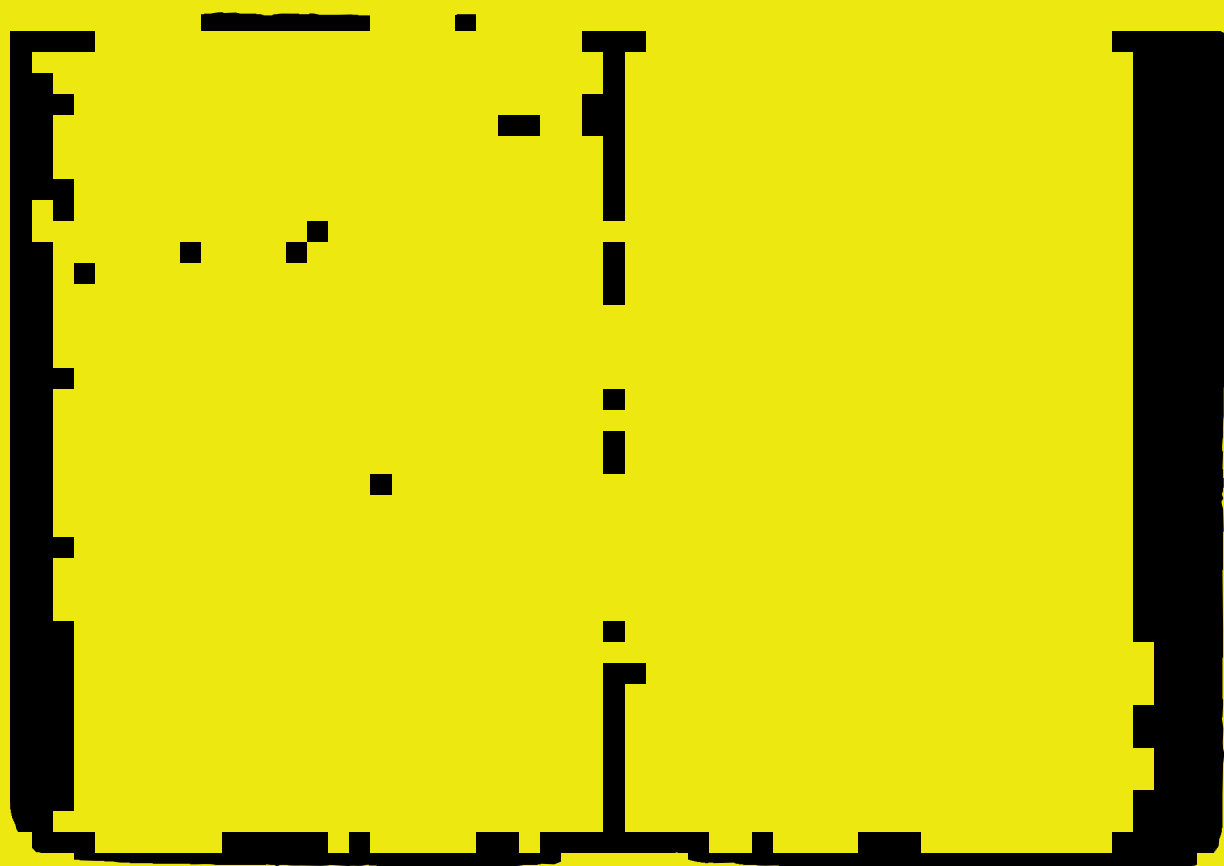
Anmerkungen

- 1 Zur Geschichte des Cotta-Verlags vgl. Liselotte Lohrer: Cotta. Geschichte eines Verlags 1659–1959, Stuttgart 1959, und den Katalog der ständigen Ausstellung des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs Marbach von Dorothea Kuhn, Cotta und das 19. Jahrhundert, Marbach 1980 (Marbacher Kataloge 35).
- 2 Über Georg von Cotta informiert Henriette Kramer: Georg von Cotta (1796–1863) als Verleger, Frankfurt 1985 (Sonderdruck aus dem „Archiv für Geschichte des Buchwesens“, Bd. XXV, Lieferungen 5 und 6).
- 3 Vgl. Wolfgang Berg: Der poetische Verlag der J.G. Cotta'schen Buchhandlung unter Georg von Cotta (1833–1863). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur in den Jahren nach Goethes Tod, in: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Nr. 101a, 21. Dezember 1959, S. 1805–1911 (Archiv für Geschichte des Buchwesens XVII).
- 4 Hebbel an Georg von Cotta, 22. Dezember 1856, Briefe an Cotta. Vom Vormärz bis Bismarck 1833–1863, hrsg. von Herbert Schiller, Stuttgart und Berlin 1934, S. 538.
- 5 Georg von Cotta an Wilhelm Heinrich Riehl, 16. November 1852, Briefe an Cotta. Vom Vormärz bis Bismarck 1833–1863, hrsg. von Herbert Schiller, S. 599.
- 6 Georg von Cotta an Alexander von Humboldt, 3. Dezember 1847, Briefe an Cotta. Vom Vormärz bis Bismarck 1833–1863 a.a.O., S. 32.
- 7 Liselotte Lohrer: Cotta a.a.O., S. 144.
- 8 „Adolf Kröner. 1836–1911“, in: Deutsche Buchhändler. Vierundzwanzig Lebensbilder führender Männer des Buchhandels, hrsg. von Dr. Gerhard Menz, Leipzig 1925, S. 133–144, hier S. 143.
- 9 Carl von Cotta an Bismarck, 30. April 1890, zit. nach Liselotte Lohrer: Cotta a.a.O., S. 147.
- 10 Carl Duttenhofer an seinen Bruder Max, o.D., zit. nach ebd., S. 148.
- 11 Liselotte Lohrer: Cotta a.a.O., S. 152.
- 12 Vgl. den Katalog: Cotta und das 19. Jahrhundert a.a.O., S. 108.
- 13 Briefe an Cotta. Das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794–1815, hrsg. von Maria Fehling 1925, Das Zeitalter der Restauration 1815–1832, hrsg. von Herbert Schiller 1927 und Vom Vormärz bis Bismarck 1833–1863, hrsg. von Herbert Schiller 1934.

Folgende Seite:

Johann Friedrich Cotta:

Contocorrent-Buch, 1800–1812.



Katalog

Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Cotta-Seminars

Brauner, Verena VB
 Deiß, Jana JD
 Domke, Juliane JDo
 Erath, Manuel ME
 Fauler, Nina NF
 Garrel, Eva-Maria von EMvG
 Gege, Katharina KG
 Grundler, Verena VG
 Häge, Elisabeth EH
 Hahn, Lena LH
 Hildebrand, Kathleen KH
 Hock, Jana JH
 Ittershagen, Karsten KI
 Kegler, Franziska FK
 Kern, Andrea AK
 Krauss, Kerstin KK
 Löffler, Charlotte CL
 Lucas, Julia JL
 Martel, Regina RM
 Miehe, Hannah HaMi
 Möck, Eva-Maria EM
 Müller, Hansjörg HaM
 Murawska, Kaja KaM
 Mutschler, Konrad KM
 Pereira da Cunha, Francisca FC
 Rauscher, Christiane CR
 Reinhardt, Marion MaR
 Riemann, Moritz MR
 Sacher, Anja AS
 Sacher, Lilli LS
 Soppa, Ruth RS
 Theurer, Davina-Sophie DST

Cotta-Archiv: Helmuth Mojem HM
 Stadtmuseum: Evamarie Blattner EB

Da die nachfolgenden Katalogtexte, die in enger Abstimmung mit Helmuth Mojem, dem Leiter des Cotta-Archivs, entstanden sind, keinen besonderen Anspruch auf wissenschaftliche Originalität erheben, wurde der Übersichtlichkeit halber auf bibliographische Nachweise der zitierten Textstellen verzichtet. Sie entstammen in der Regel den ausgestellten Stücken selbst, vielfach auch anderen publizierten oder unpublizierten Beständen des Cotta-Archivs. Häufig herangezogen wurde das Standardwerk zur Verlagsgeschichte: Liselotte Lohrer: Cotta. Geschichte eines Verlags, Stuttgart 1959; ferner die Briefwechsel Schillers mit Cotta (hrsg. v. Wilhelm Vollmer, Stuttgart 1876, bzw. in den entsprechenden Bänden der Schiller-Nationalausgabe) und Goethes mit Cotta (hrsg. v. Dorothea Kuhn, Stuttgart 1979/83), schließlich die drei Bände: Briefe an Cotta (hrsg. v. Maria Fehling u. Herbert Schiller, Stuttgart 1925/34). Das Buch von Monika Neugebauer-Wölk: Revolution und Constitution. Die Brüder Cotta, Berlin 1989, wurde öfter zu politischen Fragen rund um Cotta konsultiert. Hilfreich war auch der Ausstellungskatalog von Dorothea Kuhn: Cotta und das 19. Jahrhundert, Marbach am Neckar 1980, ebenso Stephan Füssels Neuedition der Prachtausgabe von Schillers Gedichten, Köln 2004. Als außerordentlich nützlich erwiesen sich schließlich die Veröffentlichungen des langjährigen Leiters des Cotta-Archivs, Bernhard Fischer, von denen hier stellvertretend nur die Chronologische Verlagsbibliographie zu Johann Friedrich Cotta, Marbach am Neckar 2003, und die Beiträgerregister zu AZ und Morgenblatt (München 2000 bzw. 2003/5) angeführt seien.

Im Katalog verwendete Abkürzungen:

Deutsches Literaturarchiv Marbach: DLA
 Cotta-Archiv, Stiftung der ‚Stuttgarter Zeitung‘: DLA CA
 Universitätsarchiv Tübingen: UAT
 Universitätsbibliothek Tübingen: UBT

Abteilung 1

Der Verlag: Glanz und Größe

Die J.G. Cotta'sche Buchhandlung aus Tübingen, die später in Stuttgart residierte, trägt sicherlich den berühmtesten Namen der deutschen Verlagsgeschichte. Das gesamte 19. Jahrhundert las seine literarischen Klassiker in Cotta-Ausgaben, und dies nicht etwa nur in nachgereichten Sammlungen und Editionen. Vielmehr brachte der Verlag die Hauptwerke der deutschen Literatur in ihrer Blütezeit während der Jahre nach 1800 selbst ans Licht und war dadurch der klassischen Kunstperiode so sehr verbunden, dass man ihn selbst als Teil davon begreifen kann. Die prägenden Gestalten des Zeitalters waren gewissermaßen als Cotta-Autoren etikettiert – durchaus ein Ruhmestitel –, allen anderen voran Goethe und Schiller, ebenso aber auch Jean Paul und Hölderlin, Hebel und Uhland, Mörike und die Droste. Von den Werken dieser Dichter schrieben sich Glanz und Größe des Cotta'schen Verlags her, eine Gloriole, die auch seinen Inhaber umstrahlte, der allerdings – selbst eine markante Persönlichkeit – sein eigenes Licht wahrlich nicht unter den Scheffel zu stellen brauchte. Der phänomenale Aufstieg des Unternehmens aus zwar respektablen, aber letztlich bescheidenen Dimensionen zu einem gigantischen Verlagsimperium, der allein als Lebensleistung Jo-

hann Friedrich Cottas gewürdigt werden muss, machte ihn gar zum Gründer einer Dynastie; nicht nur für die Zukunft, in der ihn sein Sohn Georg und sein Enkel Carl von Cotta beerbten, sondern auch für zurückliegende Zeiten, wo die Geschichte der Buchhandlung unter den drei Prinzipalen Johann Georg Cotta I., II. und III., von der illustren Phase des 19. Jahrhunderts erleuchtet, Kontur annahm. Vom Scheitelpunkt seines Erfolges aus schuf sich der große Cotta Nachfolger wie Vorläufer, ja selbst als der Verlag später an die Firma Kröner und im letzten Jahrhundert an die Firma Klett übergang, blieb die Strahlkraft seines Namens ungebrochen. Das beinahe mythische Ansehen der J.G. Cotta'schen Buchhandlung ermisst sich – um aus vielen Zeugnissen eines herauszugreifen – an der Formulierung in einem Brief des jungen Theodor Fontane, durch den dieser bei einem der einflussreichen literarischen Berater des Verlags, Gustav Schwab, anfragte, ob er denn seine Gedichte mit einiger Aussicht auf Erfolg an den Verlag senden könne (es wurde dann nichts daraus): „Cotta, das gelobte Land der Poeten, das die Meisten sehn, aber nicht erreichen dürfen [...]“ [19.10.1849]

HM

1

Johann Georg I. Cotta (1631–1692)

Kupferstich von Leonhard Heckenauer

20,2 x 13,6 cm

DLA/CA Stahlschrank

Würdevoll und gemessen, mit festen Gesichtszügen, kräftiger Adlernase und klarem Blick – so ließ sich der Gründer des Verlags in einem Kupferstich von Leonhard Heckenauer (1650–1704) für die Nachwelt festhalten. Im Umfeld der Tübinger Universität und unter den wieder günstigeren Bedingungen der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg gedieh das Unternehmen, nicht zuletzt durch den Vorzug der Monopolstellung am Ort, zu einer ersten Blüte. In seinem Nachruf wird man Johann Georg I. Cotta bescheinigen, er sei ein frommer Christ, friedlicher Bürger und freundlicher Charakter gewesen. Darüber hinaus zeigt das Verzeichnis seiner Verlagswerke, dass er den Tübinger Buchhandel mit Begabung und Geschick erfolgreich repräsentierte und damit die führende Stellung des Verlages über seine Generation hinaus etablierte.

JL

2

Johann Georg II. Cotta (1663–1712)

Kupferstich von Andreas Matthäus Wolffgang

20,5 x 13,7 cm

DLA/CA Stahlschrank

Als eleganter Weltmann präsentiert sich Johann Georg II. Cotta durch ein Porträt des Augsburger Kupferstechers Andreas Matthäus Wolffgang (1660–1736). Die wallende Lockenpracht und die feine Kleidung bilden jedoch einen deutlichen Gegensatz zu den tiefen Falten um den Mund und dem melancholischen Ausdruck des etwas abgehärteten Gesichts. Ungeachtet seiner körperlichen Leiden bewies der zweite Cotta jedoch durchaus intellektuelle Regsamkeit, was man seinen vergeistigten Zügen wohl auch ablesen kann, eine Regsamkeit, die sich etwa darin ausdrückte, dass er alle Bücher, die die Cotta'sche Buchhandlung zu verkaufen beabsichtigte, vor dem Druck gelesen haben wollte. Insgesamt stand die Verlagsentwicklung während seiner Leitung unter keinem guten Stern: Die Pfälzischen und Spanischen Erbfolgekriege setzten Württemberg beträchtlich zu, der einstige Ruhm der Universität Tübingen im 17. Jahrhundert begann zu verblassen und der Geist der Aufklärung hatte die Stadt noch nicht erreicht. Obwohl Johann Georg II. Cotta als Verleger hochangesehen war, ging es mit der Cotta'schen Buchhandlung wieder abwärts.

VB / JL



3

Johann Georg III. Cotta (1693–1770)

Aquarell von unbekannter Hand

18,2 x 13,1 cm

DLA/CA Stahlschrank

Johann Georg III. Cotta musste nach dem frühen Tod seines Vaters die Leitung der Firma bereits mit knapp neunzehn Jahren übernehmen und weckte damit bei seinen Konkurrenten die Hoffnung, die J.G. Cotta'sche Buchhandlung leicht aus ihrer führenden Stellung in Tübingen verdrängen zu können. Sie sollten sich täuschen. Das Porträt des dritten Cotta zeigt ohne jede repräsentative Note einen dem bürgerlichen Arbeitsethos verpflichteten Mann. Durchhaltevermögen, Tüchtigkeit, Fleiß, Entschiedenheit – dies alles kann man seinen scharfen Gesichtszügen entnehmen und dies alles bestätigen auch die Spuren, die Johann Georg III. Cotta in den Akten der Tübinger Universität und der herzoglichen Regierung hinterlassen hat. Sie bezeichnen ihn als einen unruhigen, doch erstaunlich vielseitigen und zielstrebigem Charakter mit kühner Willensstärke. Er führte seine Geschäfte, die nicht nur Verlagsangelegenheiten betrafen, ohne Umständlichkeiten und mit solcher Intelligenz und Sachkenntnis, dass er sich schon früh den bittersten Hass der weniger erfolgreichen Konkurrenten zuzog. Durch die Anstrengungen Cottas, an den herzoglichen Hof vorzudringen und seine Geschäftsbereiche auszuweiten, läutete er eine neue Epoche in der Geschichte des Verlags ein und verschaffte dem Hause Cotta die notwendige Basis, um unter der späteren Führung seines Enkels Johann Friedrich über die Tübinger Grenzen hinaus Ansehen zu erlangen.

VB



4

Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf (1764–1832)

Lithographie von unbekannter Hand

24 x 17,6 cm

DLA/CA Stahlschrank

Johann Friedrich Cotta, der als Person das Inbild seiner Firma geworden ist, mit ihr ohne weiteres identifiziert werden kann, übernahm die Tübinger Buchhandlung seiner Familie 1787 und führte sie über volle 45 Jahre hinweg. Unter seiner Leitung gewann der Verlag Ruhm und Ansehen und wuchs zu nationaler Bedeutung empor. Diese Entwicklung spiegelt sich im Umzug des Unternehmens von Tübingen nach Stuttgart und in der Gründung von Dependancen in Ulm, Augsburg und München. Cotta selbst erwarb sich Reichtum und Anerkennung auch durch sein Wirken auf industriellem, landwirtschaftlichem und politischem Gebiet; der Berater zweier Könige – des württembergischen und des bayerischen – wurde zudem noch mit dem preußischen Hofrattstitel und mit dem erblichen Adel belohnt. Ein großformatiges Ölgemälde von Karl Jakob Theodor Leybold präsentiert Cotta unter diesem Blickwinkel des Erfolgs; das vorliegende, schlichtere Porträt zeigt ihn bei der Arbeit, wohl bei der Lektüre einer Rechnung oder eines Geschäftsbriefes. Sein Gesicht verrät Energie und Entschlossenheit, Spannkraft und Lebhaftigkeit. Johann Friedrich Cottas Leben war allein der Arbeit gewidmet, und wenn man diesem Porträt trauen darf, so füllte sie ihn auch vollkommen aus.

AK



5

Georg von Cotta (1796–1863)

Lithographie von Bonaventura Weiß. 1859

25 x 20,5 cm

DLA/CA Stahlschrank

Als Sohn Johann Friedrich Cottas trat Georg von Cotta eine schwere Nachfolge an. Und in dieser Perspektive, als Nachfolger und als Verwalter des Erbes wird er im Allgemeinen denn auch wahrgenommen. Georg von Cotta konzentrierte die vielfältigen industriellen Engagements seines Vaters wieder auf den Buchhandel; allerdings folgte er ihm in der Eigenschaft eines württembergischen Landtagsabgeordneten nach und führte auch die Bewirtschaftung der beiden großen Güter fort – letzteres sogar mit bemerkenswertem Eifer und Erfolg. Der Verlag verlor unter seiner Leitung allmählich den Kontakt zur aktuellen Literatur, dennoch blieb er unangefochten die erste und vornehmste Adresse im deutschen Buchhandel, zumal er – von dem bestens bewirtschafteten Klassikersektor ganz abgesehen – auf wissenschaftlichem Gebiet nach wie vor maßgebliche Titel produzierte. So täuscht der napoleonische Gestus, in dem Georg von Cotta sich auf diesem Porträt von Bonaventura Weiß (1812–1875) abbilden ließ – er war weniger ein Eroberer denn ein Bewahrer, was sicherlich eine unspektakulärere Form von Leistung darstellt, eine Leistung bleibt es nichtsdestotrotz.

AK



6

Friedrich Hölderlin: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Erster Band.

Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung. 1797

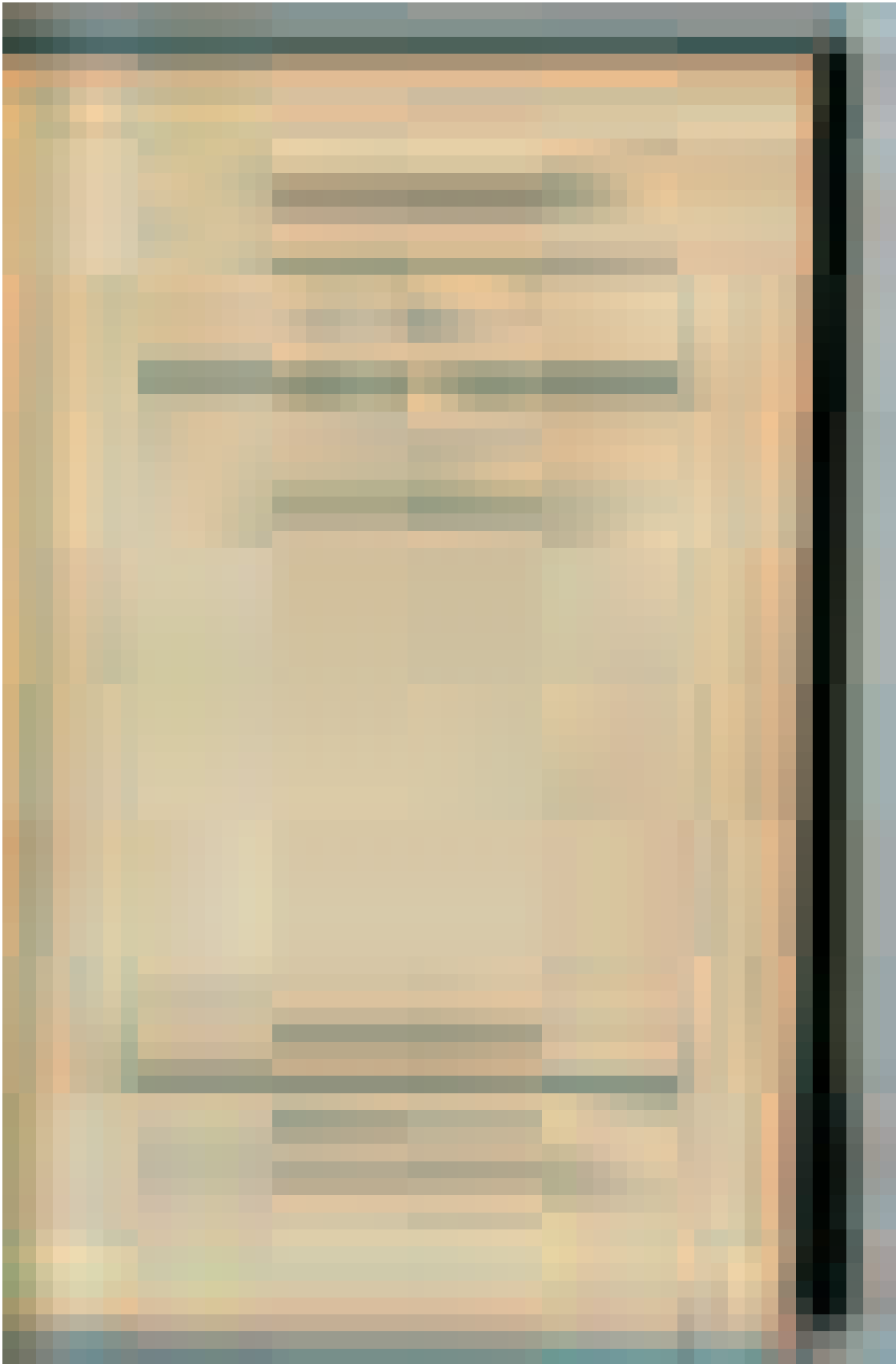
DLA/CA Bibliothek

„Der Verfasser dieses Romans schlug einen eigenen Weg ein, in welchem der junge Mann von Genie und Talenten nicht wird miskennt werden können.“ Der Plan zu dem an Ostern 1797 erschienenen Roman, den Cotta solchermaßen in einer Anzeige anpries, war nur wenige Schritte von seinem Haus entfernt gereift, im Tübinger Stift, wo Hölderlin zwischen 1788 und 1793 studierte. Den Zugang zum Verlag fand das Buch indes auf einem Umweg über Jena, von wo aus Schiller den Autor und sein Werk empfahl: „Hölderlin hat einen kleinen Roman, Hyperion, davon in dem vorletzten Stück der Thalia etwas eingerückt ist, unter der Feder. Der erste Theil der etwa 12 Bogen betragen wird, wird in einigen Monaten fertig. Es wäre mir gar lieb, wenn Sie ihn in Verlag nehmen wollten. Er hat recht viel genialisches, und ich hoffe auch noch einigen Einfluss darauf zu haben. Ich rechne überhaupt auf Hölderlin für die Horen in Zukunft, denn er ist sehr fleißig und an Talent fehlt es ihm gar nicht, einmal in der litterarischen Welt etwas rechtes zu werden.“ Cotta beugte sich diesem Wunsch umstandslos: „Da Sie Hölderlin's Hyperion empfehlen, so wollen wir ihn verlegen“ – was denn auch geschah; der zweite Band des

Romans folgte im Jahr 1799. Irgendein Erfolg war dem in der kleinen Auflage von 350 Exemplaren erschienen und mit 100 Gulden auch nur recht mäßig honorierten Buch nicht beschieden, und erst 1822 kam es zu einer zweiten Auflage; Hölderlin lebte inzwischen längst wieder in Tübingen, im Haus des Schreinermeisters Zimmer. Dass diese Neuauflage des ‚Hyperion‘ überhaupt zustande kam, lag wohl weniger an der literarischen Geltung des weitgehend vergessenen Autors als am grassierenden Philhellenismus während des 1821 erneut ausgebrochenen Befreiungskampfes der Griechen von der osmanischen Herrschaft, dessen erste Welle im 18. Jahrhundert eine Rolle im Roman spielt.

Wie zufällig dies auch erscheinen mag, so kam Hölderlin doch als potentieller Mitarbeiter an Schillers ‚Horen‘ in den Verlag, hatte Teil an jener bewussten Hinwendung Cottas zur deutschen Klassik, als die sein Werben um Schiller erscheinen will; bis der Verfasser des ‚Hyperion‘ „in der litterarischen Welt als etwas rechtes“ anerkannt wurde und den Ruhm des Cotta-Verlags mehrte, sollten freilich noch etliche Jahrzehnte vergehen.

KH



7

Friedrich Schiller: Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht

Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung. 1800

DLA/CA Bibliothek

„Spät kommt Ihr – Doch Ihr kommt!“ Der riesige Umfang seines Stücks, das ihm während der Niederschrift zur Trilogie anschwell, entschuldigt Schillers Säumen. Bereits zu Beginn der 1790er Jahre hatte ihn der Stoff umgetrieben, doch auch die eigentliche Arbeit daran zog sich von 1796 bis 1799 hin, während welcher Zeit Cotta den ‚Wallenstein‘ sogar schon öffentlich ankündigte, um dann wieder die Verschiebung seines Erscheinens bekanntgeben zu müssen, bis das Buch endlich zur Jahresmitte 1800 gedruckt vorlag. Schiller hatte nicht ohne Grund geseufzt: „Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieser Wallenstein aus meiner Hand und von meinem Schreibtisch verschwunden ist. Es ist ein Meer auszutrinken, und ich sehe manchmal das Ende nicht.“ Nun aber riss die Leserschaft dem Verleger das fertige Werk aus den Händen: die erste Auflage von 4 500 Exemplaren verkaufte sich binnen zweier Monate. Allerdings war die Erwartung im Publikum auch durch die Vorabdrucke des „Reiterlieds“ und des „Prologs“ in Schillers ‚Musenalbumach‘ und in der ‚Allgemeinen Zeitung‘, durch die Aufführungen der einzelnen Stücke in Weimar und in Berlin sowie durch die Berichte Goethes darüber in der ‚AZ‘ aufs Äußerste gespannt worden. ‚Wallenstein‘, Höhepunkt des deutschen Geschichtsdramas und ohne Zweifel Schillers Hauptwerk, markiert auch dessen erneute Hinwendung zum Theater, das er nach dem ‚Don Karlos‘ zugunsten historischer und philosophischer Arbeiten aufgegeben hatte. Gleichzeitig leitete die Trilogie die Reihe der Schiller'schen Spät Dramen ein, die bis auf die ‚Jungfrau von Orleans‘ allesamt bei Cotta erschienen und das wohlwollende Wort des Autors für seinen Verleger bewahrheiteten: „Es sollte mich herzlich freuen, wenn der ‚Wallenstein‘ Sie endlich einmal für das viele belohnte, was Sie an mich und meine Werke schon gewendet“.

EM



8

Heinrich von Kleist: Penthesilea. Ein Trauerspiel

Tübingen: im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung. 1808

DLA/CA Bibliothek

Dass das kühnste Drama der deutschen Literatur das Impressum der Cotta'schen Buchhandlung trägt, scheint beinahe ein Missverständnis, war doch das Romantisch-Abgründige, das Schockierend-Bizarre, von dem die ‚Penthesilea‘ genügend enthält, dem Verleger Schillers und Goethes eher fremd. So hat man denn auch häufiger darauf hingewiesen, dass Cotta das Stück, das ursprünglich im Selbstverlag erscheinen sollte, nach seiner Übernahme konsequent ignorierte, ja missachtete. Karl August Varnhagen von Ense berichtet von einer entsprechenden Äußerung: „Wir sprachen von Heinrich von Kleists Penthesilea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugnis, und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde.“ Als dann doch eine Anzeige erschien, kam sie eher einer Distanzierung vom eigenen Verlagsprodukt gleich: „Die Genialität des Verfassers bewährt sich auch in dieser Arbeit, und es ist nur zu wünschen, daß sie sich weniger exzentrisch zeigen möchte.“ Das lag ganz auf der Linie Goethes, der die kleistisch-glühende Dedikation der ‚Penthesilea‘ „auf den Knien meines Herzens“ mit verletzender Kühle aufnahm und im Wissen um die Unaufführbarkeit des Stücks auf der damaligen Bühne dem Autor ein beinahe schon hämisch zu nennendes „hic Rhodus, hic salta“ zurief. Allerdings, Kleist hätte es ahnen können, bekannte er doch, dass er sein innerstes Wesen in das

Stück ausgegossen habe, „den ganzen Schmutz zugleich und Glanz meiner Seele“, worin das 19. Jahrhundert freilich nur den „in Einzelheiten grandiosen, im ganzen verfehlten Versuch“ erkennen konnte, „die Nymphomanie poetisch darzustellen“ (Rudolph Gottschall) und folgerichtig den Autor und sein Buch als „Fall“ in die Rubriken der „Psychopathia sexualis“ klassifizierte. Erst um die Jahrhundertwende – über den Cotta'schen Verlagskatalog konnte man damals immer noch die Erstausgabe des Stücks beziehen – wuchs allmählich das literarische Verständnis für die ‚Penthesilea‘. Dieses Verständnis für einen Autor, „den die Zeit nicht tragen konnte“, dieses Gespür für ein ihm persönlich unzugängliches Werk schon damals bewiesen zu haben, bleibt Cottas bleibendes Verdienst, so wie es Kleist schlicht aber eindrucksvoll formulierte: „Ew. Wohlgeboren haben sich wirklich, durch die Übernahme der Penthesilea, einen Anspruch auf meine herzliche und unauslöschliche Ergebenheit erworben. Ich fühle, mit völlig lebhafter Überzeugung, daß diesem Ankauf, unter den jetzigen Umständen, kein anderes Motiv zum Grunde liegen kann, als der gute Wille, einen Schriftsteller nicht untergehen zu lassen, den die Zeit nicht tragen kann; und wenn es mir nun gelingt, mich, ihr zum Trotz, aufrecht zu erhalten, so werd ich in der Tat sagen müssen, daß ich es Ihnen zu verdanken habe.“

KaM



9

Johann Wolfgang von Goethe: Faust. Eine Tragödie. Zweyter Theil.

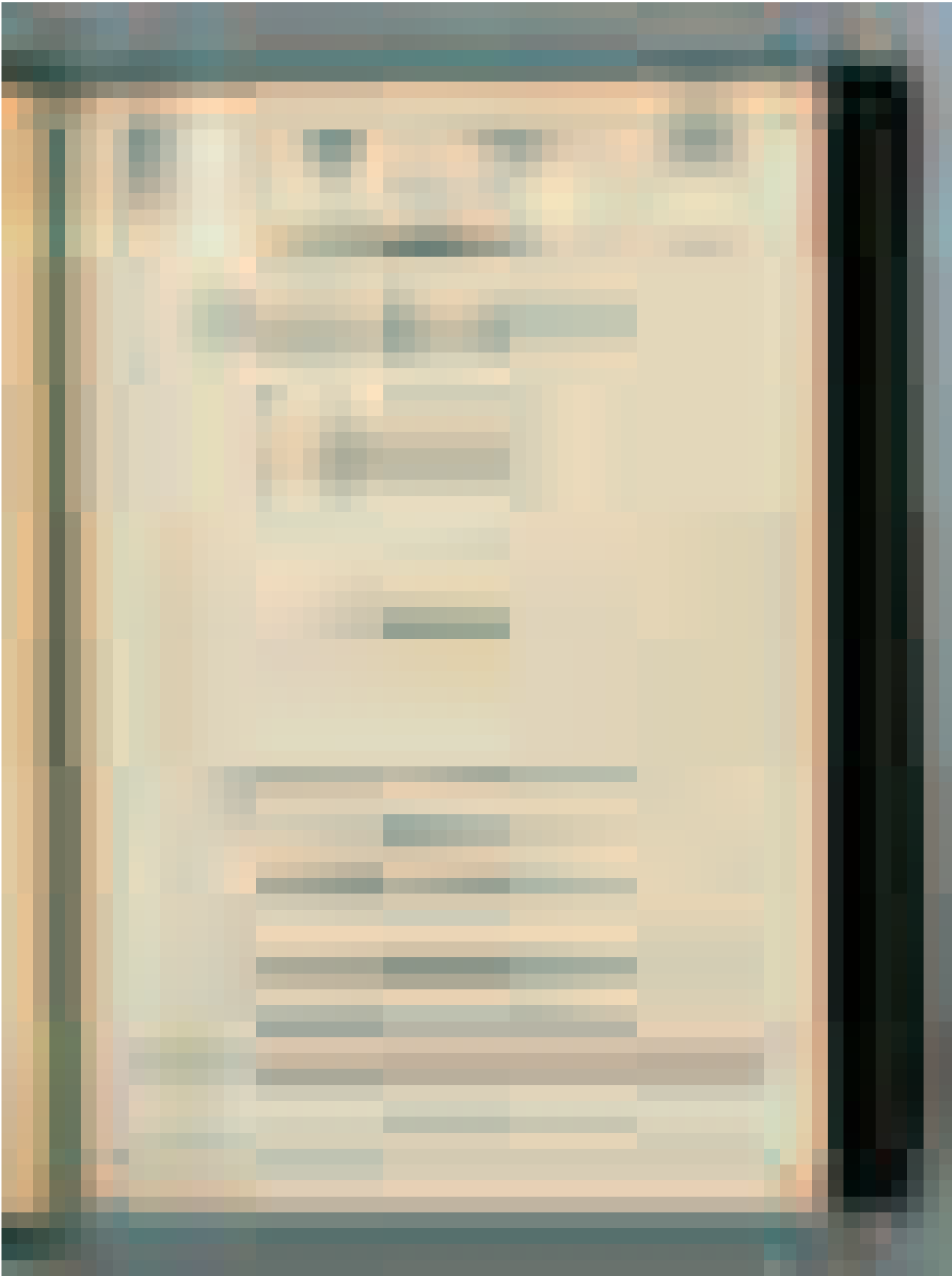
Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung. 1833

DLA/CA Bibliothek

Goethes ‚Faust‘ gilt allgemein als das wichtigste Werk unserer Nationalliteratur, ja sollte man einen Titel nennen, der die Quintessenz der deutschen Dichtung darstellt, es würde von den meisten unfehlbar der ‚Faust‘ genannt. Das Stück beschäftigte Goethe sein ganzes Leben lang, was sich in seiner Publikationsgeschichte spiegelt. ‚Faust. Ein Fragment‘ erschien 1790 noch bei Göschen, die vollständige Fassung des ersten Teils wurde dann 1808 bei Cotta publiziert, nachdem Schiller dem Verleger den Rat gegeben hatte, die Produktivität Goethes durch ein üppiges Honorarangebot anzustacheln; schließlich der zwischen 1825 und 1832 ausgearbeitete zweite Teil, den der Autor erst nach seinem Tod veröffentlicht wünschte, was unmittelbar darauf, im Jahr 1833 geschah. Wer nun annimmt, das Publikum hätte diesen zweiten Teil des ‚Faust‘ als Goethe'sche Offenbarung, als heilige Hinterlassenschaft eines Genies erwartet und aufgenommen, der sieht sich getäuscht. Populär war der junge Goethe, dem späten schlug meist Unverständnis, ja Ablehnung entgegen. Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchens falsche ‚Wanderjahre‘ bezeichnen etwa die frömmelnde Variante der Goethe-Gegnerschaft, Ludwig Börnes Kritik steht für die politischen Aspekte daran, der einflussreichste Wortführer der Goethe-Feinde saß jedoch in Stuttgart, geradezu im Mittelpunkt des Cotta'schen Verlags. Wolfgang Menzel, der wirkungsmächtige Redakteur des ‚Literaturblatts‘ konnte die Rettung des Titelhelden am Ende des Stücks nicht verwinden: „Wenn Faust dafür, daß er Gretchen verführte und verließ, den Himmel verdient, so verdient jedes Schwein, das sich in einem Blumen-

beet wälzt, der Gärtner zu seyn [...]“ – „Goethe stellt uns in der That den christlichen Himmel als die Hofhaltung einer heitern Königin dar, etwa wie den Hof der leutseligen Maria Antoinette [...] Nun wird der arme Sünder eingeführt, es ist Clavigo oder Weißlingen oder Faust, gleichviel, er ist hübsch, eine junge Hofdame bittet für ihn, die Himmelskönigin lächelt und – die Sineküre im Himmel ist sein, mögen hunderttausend andre arme Sünder, die weniger vornehm sind, drunten in der Hölle für ihn büßen. So hat Goethe die Apotheose Fausts im christlichen Himmel dargestellt. Wo bleibt Gott? Ist denn kein Mann mehr im Himmel?“ Freilich, als diese Kritik erschien, war Cotta bereits tot; er war im gleichen Jahr gestorben wie sein größter Autor. Kurz zuvor hatte er Menzel noch den Abdruck eines goethefeindlichen Gedichts nachdrücklich verboten. Nach der sachlichen Argumentation gegen eine Aufnahme des Textes fuhr er fort: „ich habe aber noch einen höhern, menschlichern Grund – Goethe ist seit langen Jahren mein Freund, ich gehöre mit Tausenden zu seinen Verehrern, meine Verehrung beruht nicht nur auf seinen Schriften, sondern auch auf seinen Handlungen. Er war ein wahrhaft deutscher Mann nach disen und nach jenen und wenn der Verf. der Canzone [mit] Goethe'n in seinem Leben und Handeln unbekannt geblieben seyn muß und [ihn] daher nach disen nicht beurtheilen konnte, so sollte er ihm doch in seinen Schriften anders erschienen seyn – und hätte er auch nur Göz von Berlichingen und Hermann und Dorothea geschrieben.“

LS



10

Eduard Mörike: Gedichte

Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung. 1838

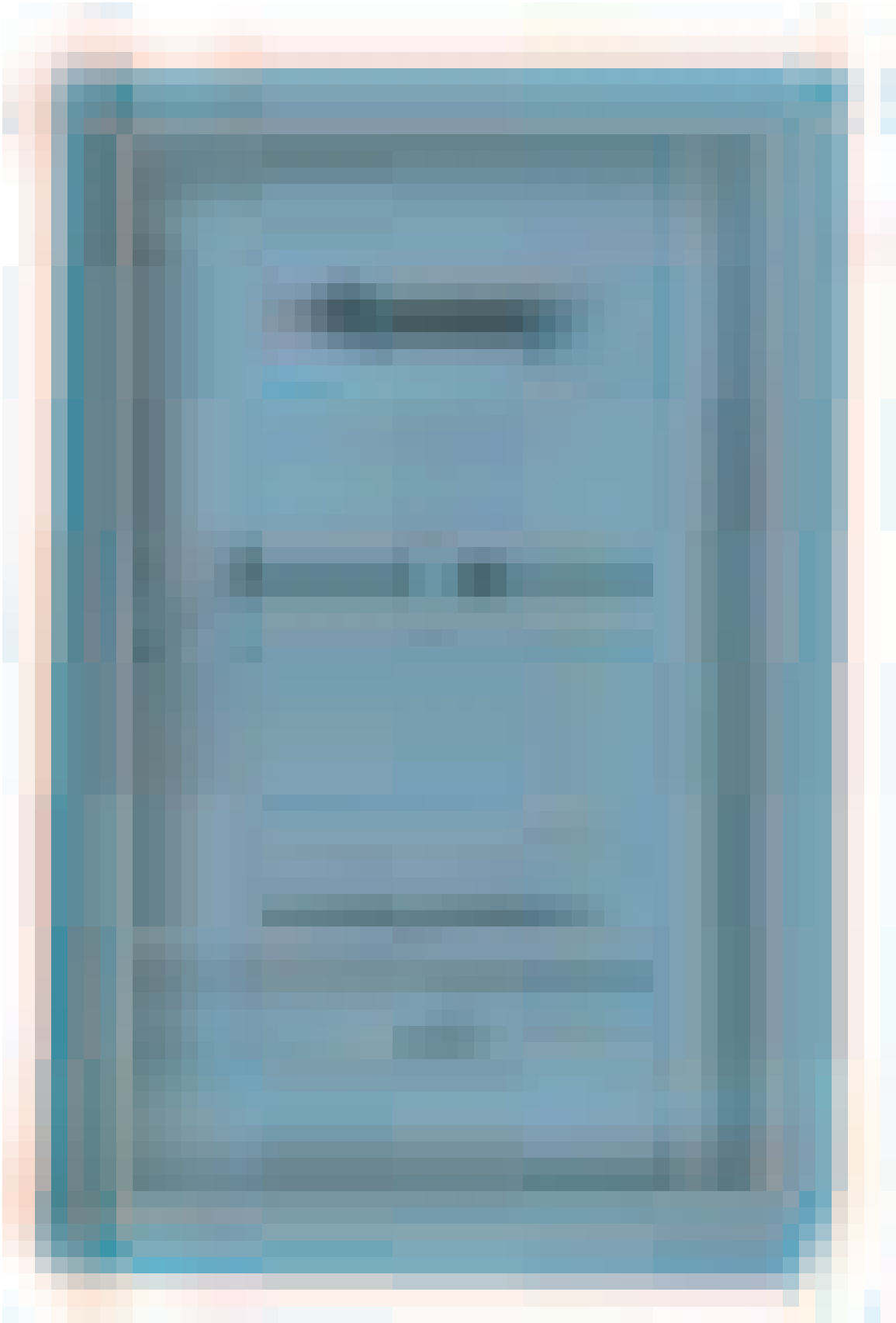
DLA Bibliothek I

„O fläumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!“ – „Jenes war zum letzten Male, / Daß ich mit dir ging, o Clärchen!“ – „Laß, o Welt, o laß mich sein!“ – „Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden“ – „Im Nebel ruhet noch die Welt“ – „Gelassen stieg die Nacht ans Land“. Liebhabern der Poesie, des kunstvoll-einfachen Dichterworts sind diese Versanfänge allesamt Verheißungen, Proben sprachlicher Vollkommenheit, Hinweise auf Gipfelstellen der deutschen Lyrik im 19. Jahrhundert. Sie und viele andere sind in dem vorliegenden Band mit dem damals üblichen schlichten Titel ‚Gedichte‘ versammelt; entstanden sind sie jedoch schon in Mörikes Tübinger Studienzeit, zumeist aber während seiner anschließenden „Vikariatsknechtschaft“, die er mit Unterbrechungen in verschiedenen schwäbischen Gemeinden ableistete. Pfarrer sollte er nämlich, Dichter aber wollte er sein. Oder zumindest etwas ähnliches, und da lag das Cotta'sche Verlagsimperium nahe: „[...] hauptsächlich will ich die Zeit dazu benutzen mir durch irgend eine Arbeit das Zutrauen des Cotta zu erwerben um indessen durch Geschäft bei ihm einen Ausweg und von da vielleicht eine Anstellung bey einer Bibliothek zu finden.“ Dazu kam es zwar nicht, selbst als Mörike sich bei Cotta geradewegs um eine Redakteursstelle bewarb – er zielte auf das nach Wilhelm Hauffs Tod verwaiste ‚Morgenblatt‘ ab; der

unwillige Vikar musste notgedrungen doch in den Pfarrdienst. Seine ‚Gedichte‘ allerdings erschienen 1838 in der J.G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung und erlebten drei weitere, jeweils erweiterte Auflagen. Dies war vor allem deshalb möglich, weil Georg von Cotta Mörike durch die vorzeitige Makulierung von Restbeständen entgegen kam, damit der Dichter die Sammlung verändern und ergänzen könne.

In der Anordnung seiner Gedichte verzichtete Mörike bewusst auf eine äußerliche Gliederung – es erschien ihm „der Mannigfaltigkeit wegen sogar angenehmer, wenn Alles durcheinander steht.“ Nachdem eingangs eher lyrische Gedichtanfänge aufgerufen wurden, möge am Ende also eine dramatischere Strophe stehen:

Sehet ihr am Fensterlein
Dort die rote Mütze wieder?
Nicht geheuer muß es sein,
Denn er geht schon auf und nieder.
Und auf einmal welch Gewühle
Bei der Brücke, nach dem Feld!
Horch! das Feuerglöcklein gellt:
 Hinterm Berg,
 Hinterm Berg
Brennt es in der Mühle!
KH





Abteilung 2

Die Tübinger Frühzeit

1659 ist das Gründungsjahr der „J.G. Cotta’schen Buchhandlung“ in Tübingen, als der Buchhändler Johann Georg I. Cotta (1631–1692) von Nürnberg nach Tübingen kam, um nach dem Tod des Buchführers Philibert Brunn die Geschäftsführung des Verlages zu übernehmen. Durch die Heirat Cottas mit der Witwe Brunn und die Erlangung des akademischen Bürgerrechts konnte er ab dem Tag der Hochzeit, dem 22. November 1659, den Verlag unter seinem Namen führen.

Johann Georg I. Cotta kaufte 1667 das Haus in der Münzgasse 15, das zusammen mit dem später erworbenen Nachbarhaus über mehrere Generationen Stammsitz des Verlages war. Die umfangreiche Verlagsproduktion umfasste hauptsächlich juristische und theologische Titel: Werke von Wolfgang Adam Lauterbach, Christoph Besold, Tobias Wagner oder Johann Adam Osiander, aber auch Wilhelm Schickharts kurze Anweisung zur Anfertigung von Landtafeln oder das Reisetagebuch von Christoph Schweitzer wurden gedruckt. Cotta unterhielt aber nicht nur einen Verlags-, sondern auch einen Sortimentshandel. Bis sein Stiefsohn, Philibert III. Brunn, einen eigenen Verlag gründete, konnte er die Buchhandlung konkurrenzlos in Tübingen führen. Obwohl sich die renommierten Buchführer aus ganz Deutschland in Frankfurt auf der Messe trafen, besaßen die einzelnen Buchhandlungen nur regionale Bedeutung. Durch die Nähe zur Universität nahm Tübingen als Verlagsstadt im südwestdeutschen Raum eine anerkannte Stellung ein. Die Universitätsstatuten, nicht die Stadt, regelten das Gewerbe. Lediglich zwei Buchführer waren in Tübingen zugelassen, die einen offenen Laden halten und bei Messen und Märkten verkaufen durften. Die zum Druck bestimmten Manuskripte unterlagen jedoch der universitären Zensur.

Nach dem Tode Johann Georg I. Cottas führte sein Sohn Johann Georg II. Cotta (1663–1712) die Geschäfte weiter. Er konzentrierte sich auf Autoren der Tübinger Universi-

tät und noch stärker als bei seinem Vater standen bei ihm Theologie und die Rechtswissenschaft im Vordergrund. Mit dem Pfälzischen und Spanischen Erbfolgekrieg sank die Bedeutung der Universität, dennoch konnte der Verlag sein wissenschaftliches Ansehen halten. Nachdem Johann Georg II. – zeitlebens immer kränkelnd – jung verstorben war, musste das Geschäft von seiner Frau weitergeführt werden, bis es Johann Georg III. Cotta (1693–1770) übernehmen konnte. Trotz der weiter nachlassenden Bedeutung der Universität, worunter auch das Buchwesen stark litt, konnte er für die Buchhandlung ein solides Fundament aufbauen, indem er außerhalb Tübingens umfangreiche Aktivitäten entfaltete. Zunächst war der Kontakt zum herzoglichen Hof wegweisend, von dem er das Privileg des Kalenderdrucks, damals die gängigste Lektüre, erkaufte. Diesem folgte 1722 das großzügige Privileg, wie ein Stadtbürger Gewerbe treiben zu dürfen, womit die universitären Einschränkungen wegfielen. Daraufhin gründete Cotta eine Bierbrauerei, für seinen Bruder konnte er die Druckerei von Reiß in der Tübinger Hafengasse erwerben, und von 1734 an hatte er auch das Amt des Postmeisters inne. Ein weiteres tragkräftiges Standbein war der Erhalt zusätzlicher herzoglicher Privilegien. Neben der wissenschaftlichen gewann die schöne Literatur allmählich an Bedeutung. Bis zum Jahr 1770 waren ca. 700 Werke bei den Cottas erschienen.

Eine Interimszeit folgte nach dem Tod Johann Georg III. Cottas. Die Tübinger Buchhandlung wurde zum großen Teil von Gehilfen geführt, bis dann 1787 Johann Friedrich Cotta für 1 700 Gulden Verlag und Buchhandlung übernahm, deren Zustand Elisabeth Zahn in ihren Lebenserinnerungen beschreibt: „Die Buchhandlung in Tübingen [...] war ziemlich in Abgang, weil sie immer nur von Fremden [...] besorgt wurde. [...] Der junge Cotta war fleißig und geschickt, und äußerst sparsam, aber er hatte einen harten Stand [...]“

EB

Gegenüber:

Annette von Droste-Hülshoff: *Gedichte*, 1844.

11

Aufnahmegesuch Johann Georg I. Cottas

5. Dezember 1659

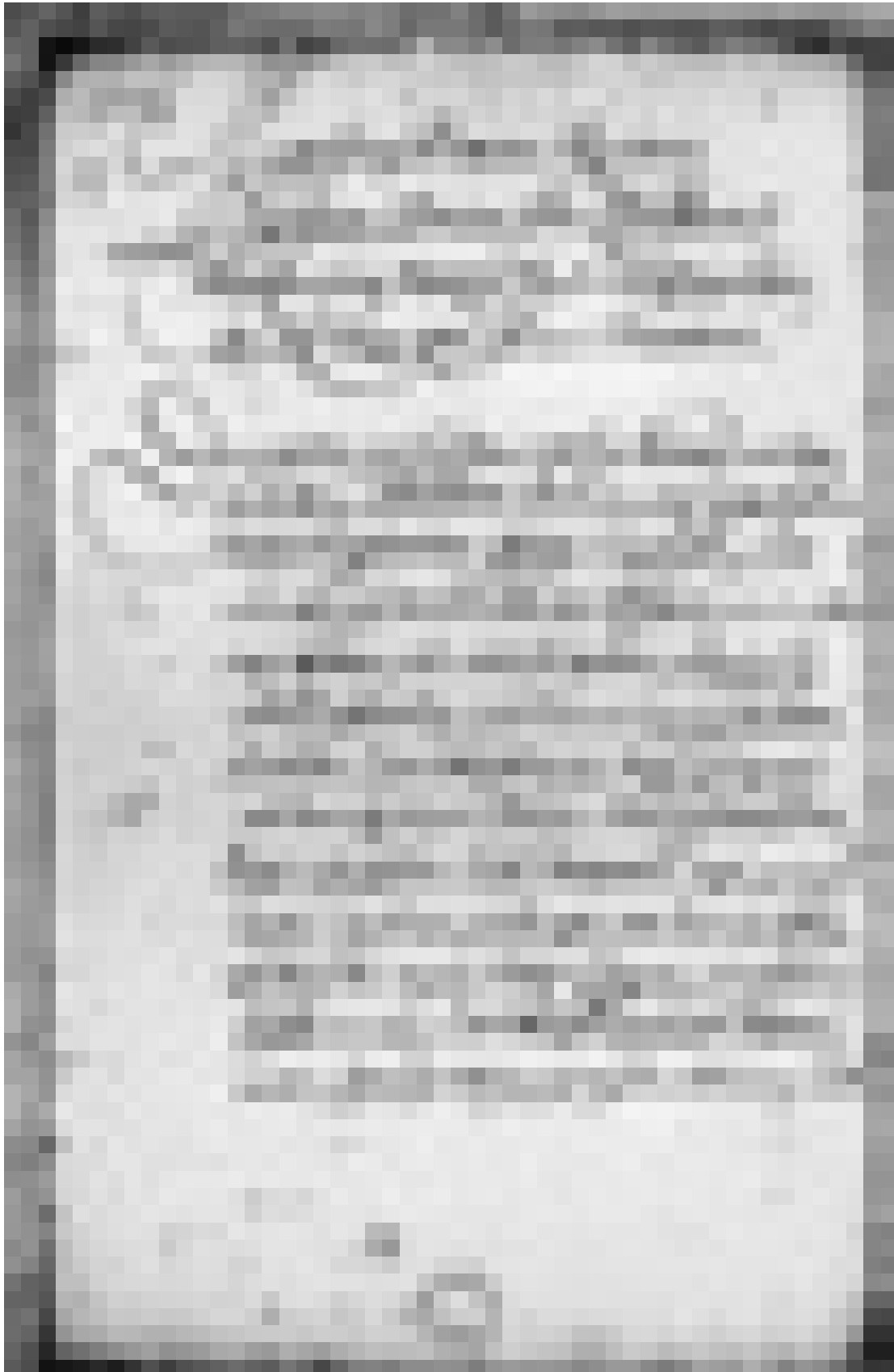
2 Bl.

UAT/9/4.6, Nr. 1

Nach der Heirat mit Euphrosyne Brunn ersuchte Johann Georg I. Cotta bei Rektor und Senat der Universität um Aufnahme in das akademische Bürgerrecht, dem schon eine Woche nach Antragstellung stattgegeben wurde. Ursprünglich stammte Cotta aus Pirna bei Dresden. Früh hatte er beide Eltern verloren und kam in die Obhut von Freunden der Familie. Ein Studium war in dieser Situation undenkbar und so ergriff er den Beruf des Buchhändlers. Offensichtlich mit viel Erfolg, denn schon bald arbeitete er in der sehr angesehenen Buchhandlung Endter in Nürnberg.

Gleichzeitig kam es in Tübingen zu einschneidenden Entwicklungen: 1658 starb der akademische Buchführer Philibert Brunn und hinterließ seiner Frau Euphrosyne Brunn seinen Verlag. Nun durfte aber die Witwe den Verlag nicht selbst leiten und so wurde vom akademischen Rat ein Interimsgeschäftsführer bestimmt, der das Geschäft bis zur Volljährigkeit der Brunn'schen Söhne leiten sollte. Die Wahl fiel auf den „Diener“ Cotta aus der renommierten Endter'schen Buchhandlung. Schon im kommenden Jahr heiratete Cotta die Witwe und führte fortan den Brunn'schen Verlag unter seinem Namen weiter. Mit der Verleihung des akademischen Bürgerrechts unterlag er der universitären Rechtsprechung für Gewerbetreibende, die mit der Alma Mater in Verbindung standen.

KM



12

Leichenpredigt anlässlich des Todes Johann Georg I. Cottas

Ostermontag 1692

UBT/LXVI 51.4

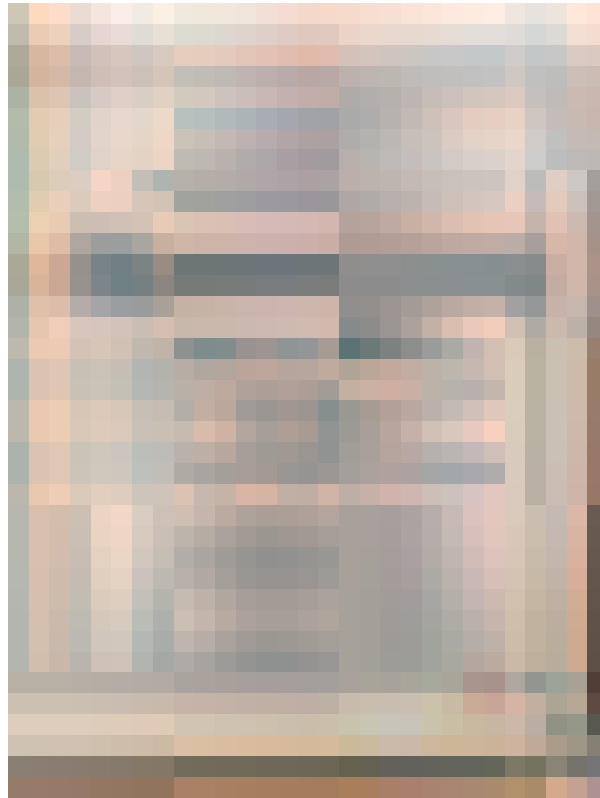
Über das Leben Johann Georg I. Cottas gibt seine Leichenpredigt, die am 25. März 1692 von Stadtpfarrer Professor Michael Müller verfasst wurde, Auskunft. Neben vielen Trauercarmina von Angehörigen, Mitgliedern der Universität und Notabeln enthält die Leichenpredigt auch eine kurze Biografie, die eine Charakterisierung Cottas ermöglicht.

Johann Georg I. Cotta wurde am 20. Juli 1631 als Sohn einer Pfarrersfamilie in der Nähe von Dresden geboren. Der dreißigjährige Krieg konfrontierte den Jungen schon früh mit Schicksalsschlägen. Der Tod der Eltern, das Miterleben der Plünderung seiner Heimatstadt und geringe finanzielle Mittel prägten seine Kindheit. Nach seiner Schulzeit absolvierte Johann Georg I. Cotta eine Lehre als Buchhändler, nach deren erfolgreichem Abschluss er zunächst in Straßburg, später dann in Nürnberg arbeitete. Er wird als tüchtiger und umsichtiger Mann beschrieben, der seinen Beruf mit Leidenschaft ausübte. Dies machte ihn auch über die Stadtgrenzen hinaus bekannt und so erreichte den 27-jährigen Cotta im Jahre 1658 die Aufforderung, nach Tübingen zu reisen und sich mit dem Vizekanzler der Universität in Verbindung zu

setzen. Der junge Buchhändler schien alle Erwartungen zu erfüllen und wurde als Vormund in dem Brunn'schen Geschäft eingesetzt. Mit der Heirat mit Euphrosyne Brunn am 22. November 1659 und der Aufnahme ins akademische Bürgerrecht der Universität nur wenige Wochen danach war der Weg für die Entwicklung einer außergewöhnlichen Verlagsgeschichte geebnet.

Aus Cottas Ehe mit Euphrosyne Brunn gingen drei Kinder hervor, von denen der älteste Sohn, Johann Georg II. Cotta, nach dem Tod seines Vaters die Verlagsgeschäfte übernehmen sollte. Als Euphrosyne Brunn im Jahr 1689 starb, heiratete Johann Georg I. Cotta erneut. Die Ehe blieb allerdings kinderlos. Cotta wird als tapferer, gottesfürchtiger, kluger, getreuer Ehrenmann und Wohltäter der Armen charakterisiert. Betont wird sein über die Grenzen Deutschlands hinausgehender Bekanntheitsgrad, der ihm die hohe Gunst und Freundschaft berühmter Persönlichkeiten eingebracht hat. Der Inhalt der Leichenpredigt deckt sich mit einer vom Rektor und Senat der Universität verfassten Todesanzeige.

JD



13

Klage Kerner's gegen Johann Georg I. Cotta vom 16. August 1665

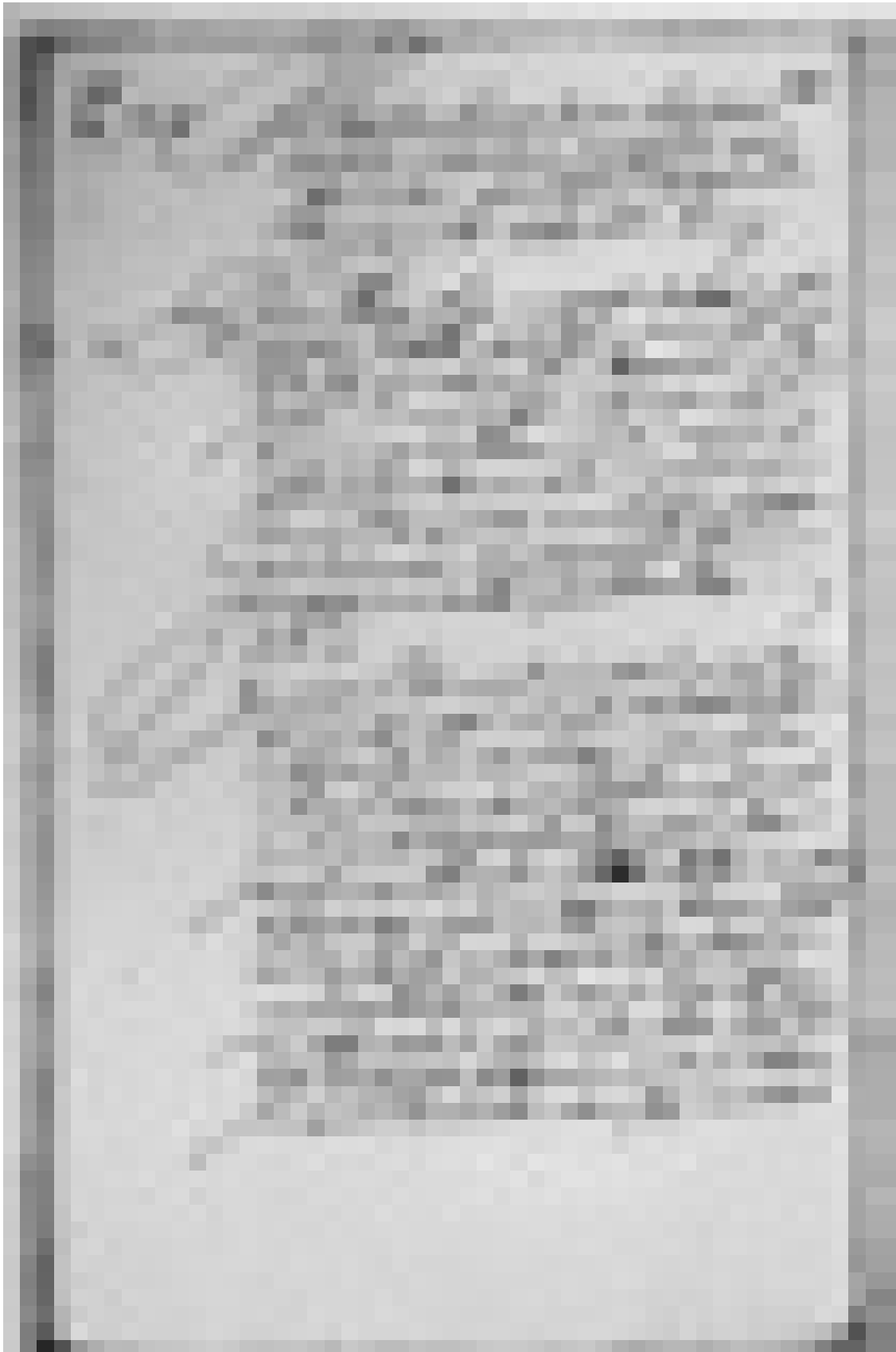
2 Bl.

UAT/8/I, Nr. 66

„Vorm Collegio Dnn. Decanorum sollen Cotta undt die Buchtrucker gefordert, undt ein guetlicher Vergleich unter ihnen tentirt“, zumindest bittet Gregor Kerner, ein Tübinger Buchdrucker darum, nachdem Johann Georg I. Cotta ihn auf der Straße „sehr scharpf angeredt“. Cotta verkündete Kerner nur fünf Jahre nach der Gründung seiner Buchhandlung seine weiteren Pläne: Er möchte bald selbst eine Druckerei gründen und damit sein Geschäft erweitern. Die beiden Tübinger Drucker Kerner und Reiß wollten sich aber ihre Stellung nicht streitig machen lassen. Sie versuchten also schon im Vorfeld bei der Universität, dem Hauptauftraggeber, die expansiven Pläne Cottas zu stoppen.

Das Buchwesen unterlag in Tübingen klaren Regeln, die von der Universität bestimmt wurden. Zulassung hatten zu diesem Zeitpunkt nur zwei Buchführer, die Verleger und Sortimenter waren, daneben gab es Buchdrucker, Buchbinder und einen Disputationshändler, die die Grenzen ihrer Aufgaben nicht überschreiten durften. Buchdrucker waren nur für den Druck von Büchern zuständig, während Buchbinder diese lediglich binden und gebundene Bücher verkaufen durften. Disputationshändlern war es erlaubt, ihre Ware, Disputationen, auf dem Markt anzubieten. Buchführer konnten ungebundene Bücher verkaufen und manchmal sogar das Druckprivileg erlangen. Diese Umstände begünstigten Cottas Verlag in seiner Gründungszeit sehr: Er war der einzige Buchführer der Stadt, denn das zweite Geschäft am Ort wurde von seinem Stiefsohn bekleidet, das aber lange Zeit ruhte.

FC



14

**Klage Stolles und der Witwe Cotta gegen den Buchbinder Bliefers
vom 21. Oktober 1713**

5 Bl.

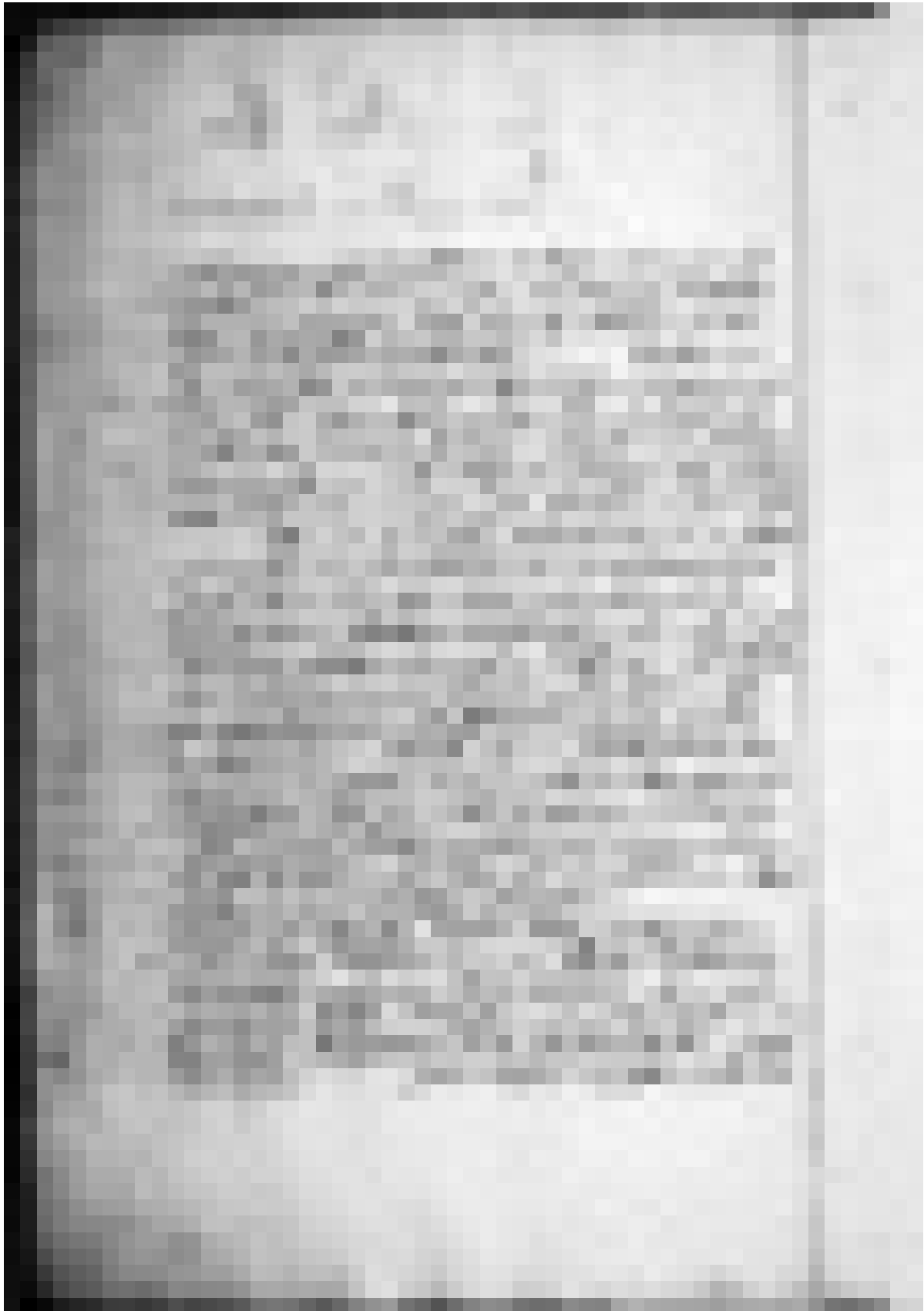
UAT/8/2, Nr. 115

Am 21. Oktober 1713 erhoben der Tübinger Buchhändler Gottfried Stolle und die Witwe von Johann Georg II. Cotta beim Rektor der Universität Klage gegen den Buchbinder Georg Friederich Bliefers. Stolle war durch die Heirat mit Cottas Schwägerin in die Position des zweiten Buchhändlers in Tübingen gekommen und stand nun der Familie Cotta und deren Unternehmen sehr nahe. Bliefers soll die beiden Kläger in mehrfacher Weise geschädigt haben, vor allem weil er mit Büchern gehandelt habe, für die er als Buchbinder keine Rechte besaß. Außerdem versuchte er, sich als weiterer Buchhändler in Tübingen, als Konkurrent Cottas, zu etablieren. Sein Bestreben blieb aber erfolglos.

Besonders schwerwiegend ist diese Anklage in Anbetracht der Entstehungsumstände. Die Ausgangssituation für die Buchhändler verschlechterte sich langsam: Das Ansehen der Universität nahm weiterhin ab, während der Hof eine immer größere Anziehungskraft bekam. Die Buchhändler litten besonders unter dieser Verschiebung, da ihr Einkommen von den Aufträgen der Universität abhing. Neben dem zurückgehenden Verlagsgeschäft und dem nachlassenden Sortimentshandel verschärfte sich die Konkurrenz. Um dennoch überleben zu können, bemühten sich führende Buchhändler um Privilegien. Andere versuchten sich mit illegalen Nachdrucken über Wasser zu halten.

Das 18. Jahrhundert war geprägt von einem erbitterten Konkurrenzkampf und Privilegienhandel – bis zur Einführung der Gewerbefreiheit auch in Tübingen spürbar.

FC



15

Privileg für den Kalenderdruck vom 16. Juli 1715

2 S.

UAT/8/8, Nr. 17

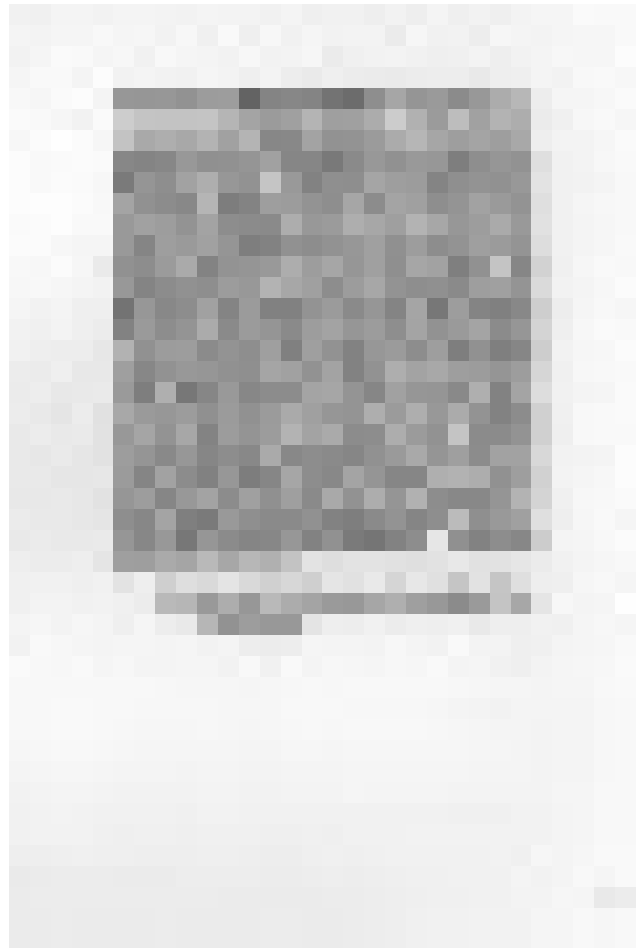
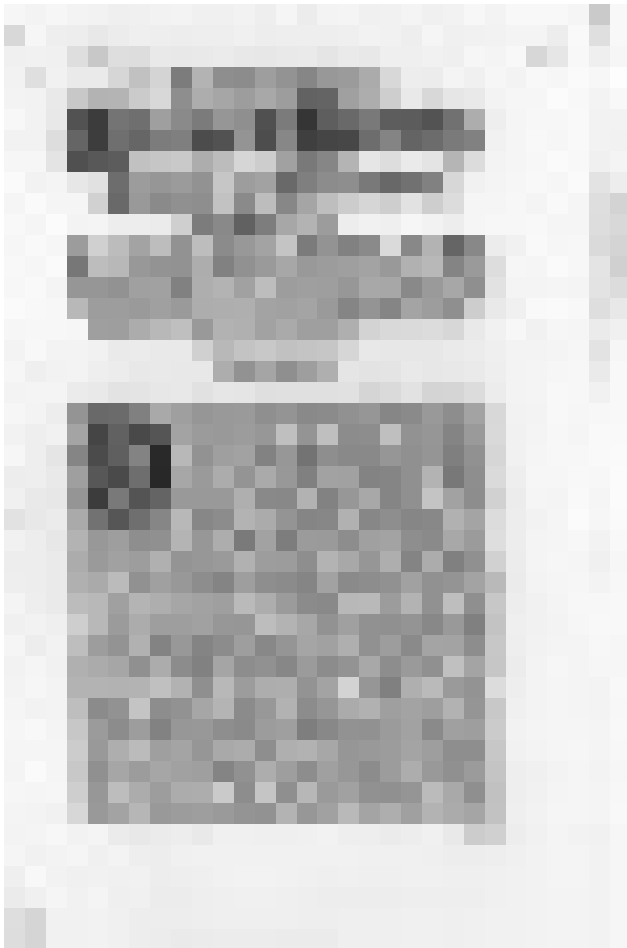
Im Jahr 1715 erteilte Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg dem Tübinger Johann Georg III. Cotta und den beiden Stuttgartern Christian Gottlieb Rößlin und Bernhard Michael Müller das Privileg, als einzige in Württemberg Kalender zu drucken und zu verkaufen. Gleichzeitig wurde vom Herzog die Einfuhr ausländischer Kalender verboten und der Besitz von ebendiesen unter Strafe gestellt. Der Platz neben den beiden Stuttgarter Druckern war für den damals 22 Jahre alten Cotta, der zu diesem Zeitpunkt selbst noch nicht einmal Drucker war, hart erkämpft – und langfristig ein zentraler Baustein für den Ruhm des Cotta Verlags.

Als Georg III. Cotta, durch und durch Geschäftsmann, im Jahr 1714 erfuhr, dass sich drei Drucker beim Herzog um ein Kalenderprivileg bemühten, unter welchen damals noch der Tübinger Drucker Hiob Franck war, erkannte er seine Chance und bewarb sich ebenso. Stolz 1 000 fl., eine Summe, die das Anfangsgebot um ein fünffaches übertraf, bot er dem Herzog. Die Konkurrenten reagierten und ein Wettbieten entbrannte, bei dem der Tübinger Franck bald aufgeben musste. Cotta rückte

auf und sie konnten sich nach langem Feilschen auf ein gemeinsames, doch sehr hohes Gebot mit den beiden Stuttgarter Druckern einigen (400 fl. jährlich bei einem Vorschuss von 1 000 fl.). Schließlich ging es nicht nur um das begehrte Privileg: Kalender waren zwar eines der erfolgreichsten Druckerzeugnisse der Epoche, aber erst die Nähe zum Herzog, den obersten Behörden und die Aussicht auf mögliche weitere Privilegierungen und Aufträge rechtfertigten die gewagte Investition. Cottas Kalkül ging auf, und er erlangte das Privileg auf Gewerbefreiheit, was ihm 1722 die Errichtung einer Druckerei in Tübingen erlaubte. Weitere Privilegien folgten, u.a. 1730 das des Hof- und Kanzleibuchdruckers, mit der Begründung, Cotta würde die beste Offizin im Lande führen.

Dieser große finanzielle Einsatz, den Johann Georg II. Cotta für das Kalenderprivileg aufwandte, ist typisch für sein unternehmerisches Handeln: Er investierte viel und konnte aufgrund seiner Kapazitäten auch über längere Zeit Verlustgeschäfte einkalkulieren, bis er dann längerfristige Gewinne erzielte.

KM



16

**Protestschreiben des Rektors der Universität an den Herzog
vom 5. August 1722**

1 Bl.

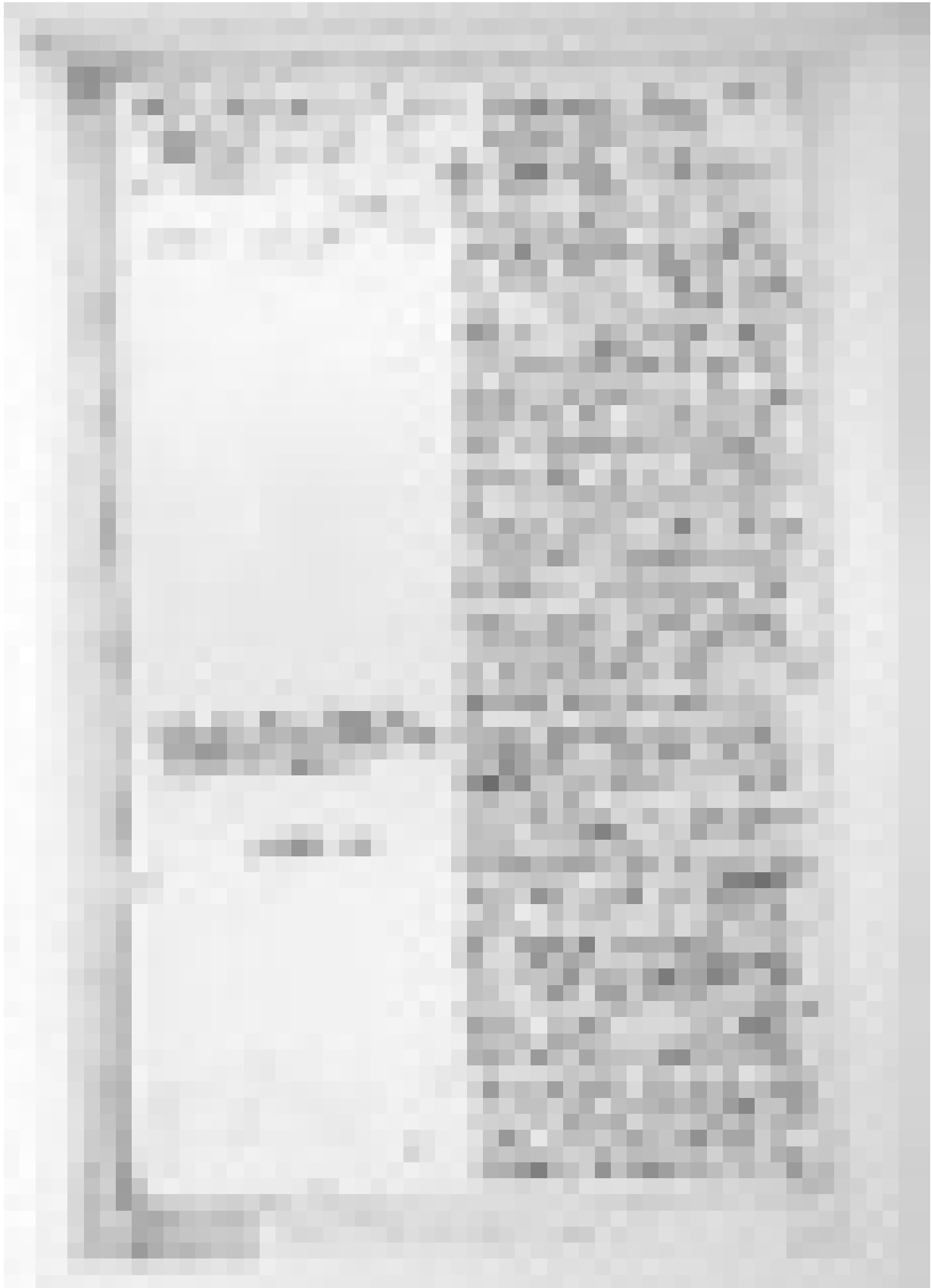
UAT/8/2, Nr. 125

Als ein „unchristliches monopolium“ bezeichneten der Rektor und weitere Angehörige der Universität Tübingen in einem Protestschreiben an den Herzog Mitte des Jahres 1722 das Vorhaben von Johann Georg III. Cotta, ein weiteres herzogliches Privileg einzuholen. Cotta betrieb in dieser Zeit offenbar eine besonders expansive Geschäftspolitik und strebte an, ein landesweites Verlagsmonopol zu errichten. Grundlage dafür war das erlangte Privileg auf Gewerbefreiheit, das er seit Anfang des Jahres 1722 innehatte. Gewerbefreiheit war aber ursprünglich nach einem Vertrag zwischen Stadt und Universität ein Vorrecht der Stadtbürger. Cotta, bisher an die Statuten eines Universitätsbürgers gebunden, nutzte umgehend diesen neuen wirtschaftlichen Handlungsspielraum und gründete noch im selben Jahr eine Bierbrauerei und eine Druckerei.

Doch damit nicht genug: Stellte schon die erfolgte Privilegierung einen Affront gegen Stadt und Universität glei-

chermaßen dar, so wurde Cottas Bemühung um ein weiteres Privileg für den Druck und Verlag aller in Kirchen, Klöstern und Schulen des Landes benötigten Büchern mit vollkommenem Unverständnis begegnet. Besonders eklatant war zudem Cottas umstrittene Aussage, seine Familie habe schon immer dieses Recht besessen, er hole es sich gewissermaßen nur zurück. Es kam zu heftigen Protesten – besonders von Buchdruckern und Buchbindern –, denn im Falle der Privilegierung wäre ihr Berufsstand besonders betroffen. Die Universität unterstützte diese und in einem deutlichen Brief an den Herzog wurde explizit die Bitte geäußert, das Gesuch des „supplicirenden“ Cotta abzuweisen. Dieses wurde daraufhin abgelehnt, doch Cotta reichte bereits ein Jahr später ein nahezu identisches Gesuch ein. Seine Beharrlichkeit schien sich zumindest in Teilen auszuzahlen: 1724 erlangte er das Bibelprivileg.

KM



17

**Verlagsvertrag über die Rechtszyklopädie von Johann Jakob Speidel
vom 16. Dezember 1668**

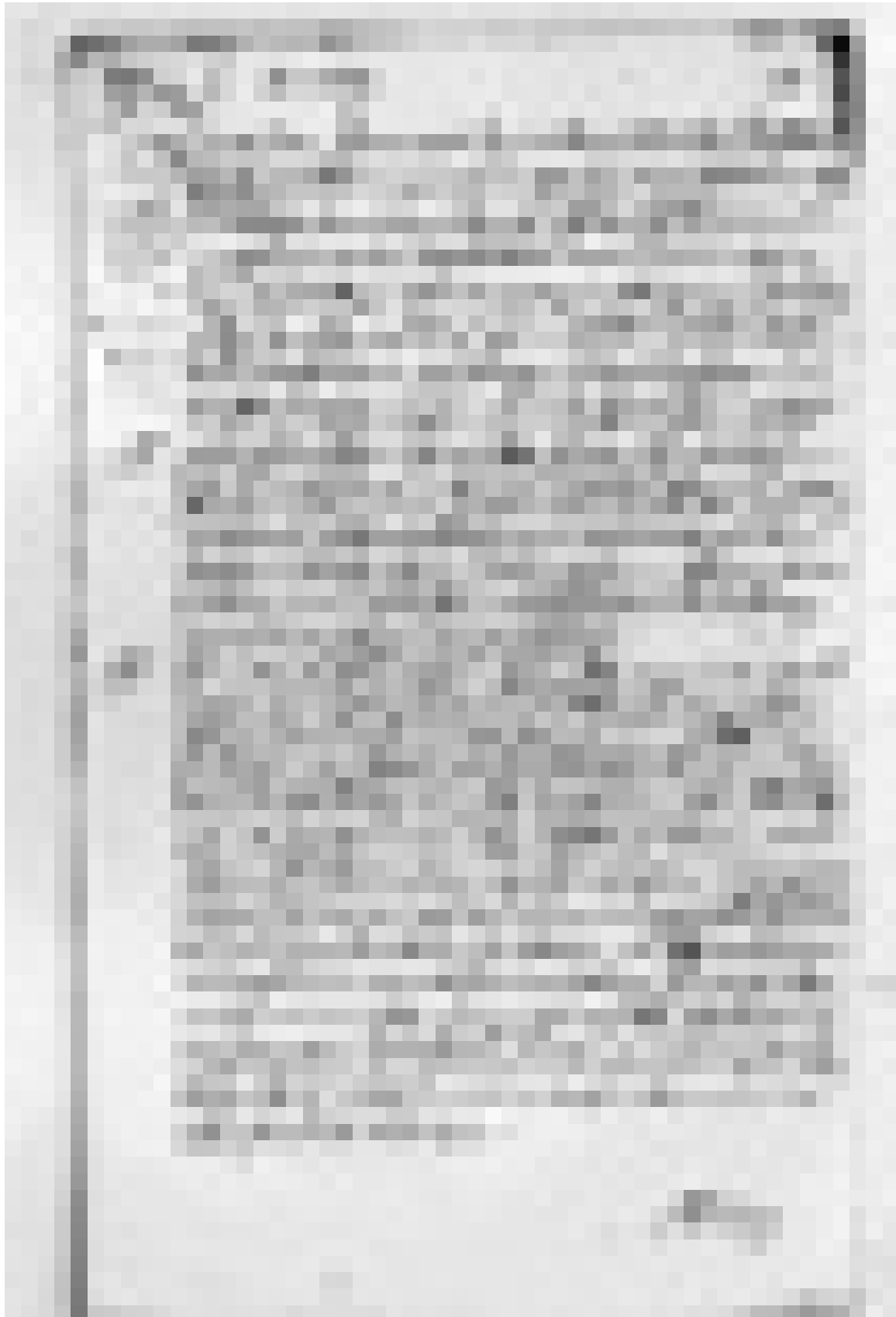
2 Bl.

UAT/7/13, Nr. 28,1

Die Entwicklung der Cotta'schen Buchhandlung wurde maßgeblich von der Tübinger Universität beeinflusst. Buchführer zählten zu den honoratiores, legten einen Eid auf die Statuten der Universität ab und verpflichteten sich, nur gute Bücher zu angemessenen Preisen zu verkaufen. Die Druckherren mussten vor dem Druck die Manuskripte bei der Universität zur Zensur einreichen, genauso die fremde, von einer Messe mitgebrachte Ware. Jede Veröffentlichung wurde kritisch geprüft. Die enge Bindung an die Universität hatte jedoch durchaus auch eine positive Seite. Aus den Fakultäten konnten Autoren rekrutiert werden. Insbesondere im Bereich der Rechtswissenschaft und der Theologie standen namhafte Wissenschaftler im Dienste der Universität, die in den ortsansässigen Verlagen publizierten. Cotta bemühte sich daher intensiv um die Anwerbung wissenschaftlicher Autoren und um die Druckrechte ihrer Schriften. Von

der engen Bindung des Buchgewerbes an die Universität zeugt ein Vertrag zwischen Cotta und dem Vizekanzler Dr. Johann Jacob Kurtz, datiert auf den 16. Dezember 1668. Inhalt des Vertrags ist die Rechtszyklopädie ‚Sylloge quaestionum juridicarum et politicarum‘ von Johann Jakob Speidel. Das Original des Vertrags ist nicht überliefert, erhalten ist jedoch eine Abschrift aus dem Jahre 1696. Die ‚Sylloge Speideliana‘, wie sie im Vertrag bezeichnet wird, wurde bereits im Jahr 1653 von Philibert Brunn verlegt. Für die von Cotta angestrebte Herausgabe einer revidierten Fassung bedurfte er der Unterstützung der Universität. Der Vertrag verpflichtet den Vizekanzler, den ursprünglichen Text mit „bestem Fleiß“ zu überarbeiten und zu korrigieren. Außerdem hält er die Bezahlung fest sowie die Qualität von Druck und Bindung. Der Vertrag wurde von beiden Seiten unterzeichnet.

JD



18

Johann Adam Osiander: Theologiae casualis

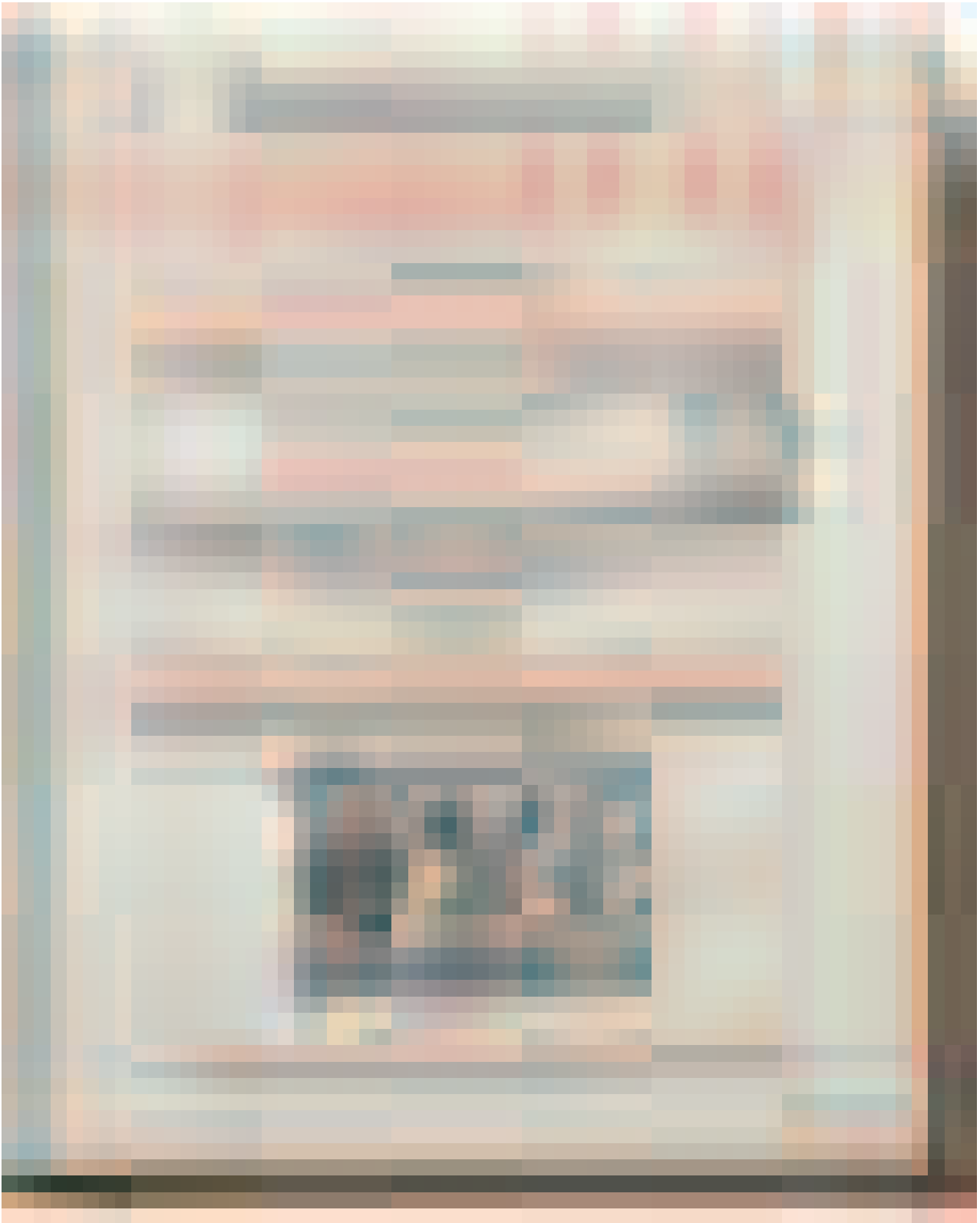
Tübingen: Johann Georg Cotta. 1680

UBT/Gf 440.4,1-2

Johann Georg I. Cotta verlegte 1680/82 das Werk ‚Theologia Casualis‘ von Johann Adam Osiander. Der Name des aus Vaihingen stammenden Predigers war für das akademische Publikum der Zeit nicht unbekannt. Osiander war lange Zeit Professor in Tübingen, Kanzler sowie drei Mal Rektor der Universität und galt als einer der wichtigsten Theologen seiner Zeit. In seiner Leichenpredigt wurde er als das „Auge der lutherischen Kirche“ bezeichnet.

Sein Traktat, das in lateinischer Sprache geschrieben ist, umfasst vier Bände mit insgesamt über 3 000 Seiten, auf denen er unter anderem den „quaestiones, dubia et casus conscientiae“, also Gewissensfragen und -zweifeln nachgeht. Osiander galt hierbei als sehr strikter Vertreter alter Werte, die er häufig sehr polemisch präsentierte.

FC



19

Biblia, ausgefertigt unter Aufsicht Christoph Matthai Pfaffen

Tübingen: Johann Georg und Christian Gottfried Cotta. 1729

UBT/Ga LIII 27

Nach mehreren Ausgaben der Luther-Bibel in Württemberg erschien 1729 bei Cotta eine umfangreich kommentierte und üppig ausgestattete Bibelausgabe.

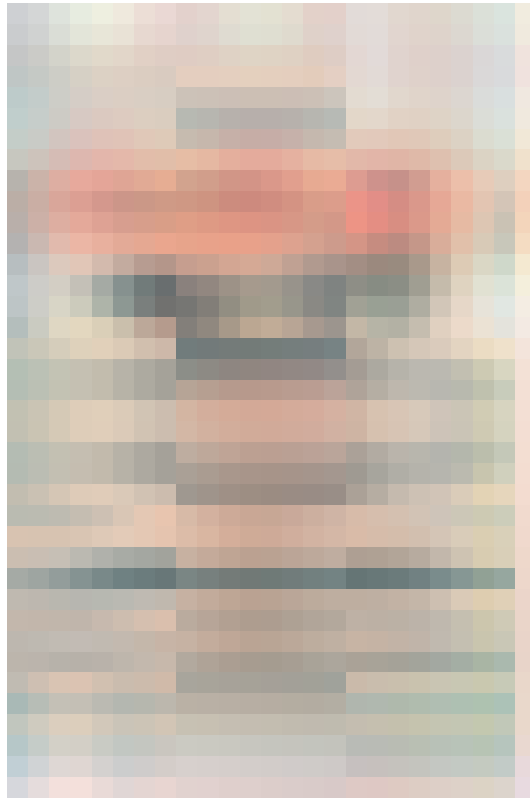
Der Herausgeber der Bibel war Christoph Matthäus Pfaff (1686–1760), dessen berufliche Laufbahn mit dem Theologiestudium in Tübingen im Jahre 1699 begann und der 1717 zum Professor für Theologie an derselben Universität ernannt wurde. Nach der Versetzung nach Gießen hatte er dort die Ämter des Kanzlers und des Generalsuperintendenten inne.

Der Aufbau der Bibel selbst wird aus einer Beschreibung von Christian Kolb im Jahre 1917 klar, der in seinem Buch ‚Die Bibel in der Evangelischen Kirche Altwürttembergs‘ feststellt: „Vorne prangt das Brustbild von Pfaff, halb zeigt es den frommen Theologen, halb den feinen Weltmann. Zuerst eine Vorrede über die ganze Heilige Schrift, dann Erklärungsregeln, wie man die Heilige

Schrift in rechter Ordnung und zu seiner Erbauung lesen und behandeln solle, [...] alles in Geist und Sprache des Pietismus gehalten.“ Neben den Kommentaren, Nutzwendungen und Gebeten sowie der Widmung an Herzog Eberhard Ludwig ist in der Vorrede eine Übersicht über die biblischen Monate, Münzen, Maße und Gewichte abgedruckt und eine kurze Nachricht über jüdische Altertümer, eine Beschreibung der Stadt Jerusalem mit Plan, Chronologie der denkwürdigsten Historien sowie Luthers Vorreden zum Alten und Neuen Testament.

Nach einer ersten, wenig sorgfältig gedruckten Foliobibel, die 1724 erschien, mutet die Pfaff'sche Bibel besonders aufwändig und kostbar an: sie ist mit nahezu 200 Kupferstichen des Augsburger Stechers Georg David Nesselthaler ausgestattet.

ME



20

Württembergisches Hofgesangbuch

Stuttgart: Johann Georg Cotta. 1741

UBT/LXIII 18bb

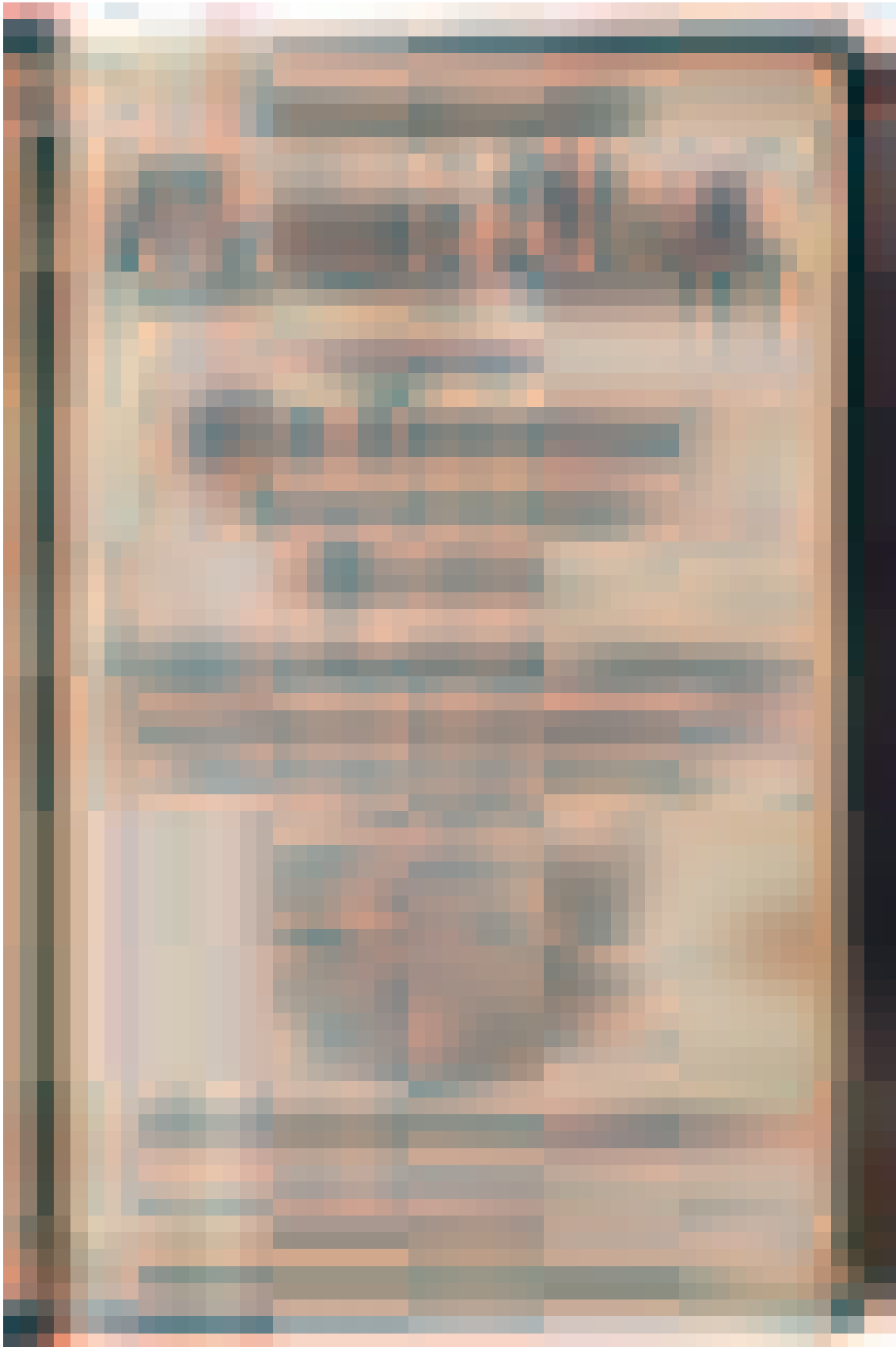
Einmal mehr bewies Johann Georg III. Cotta seine Überzeugungskraft beim Herzog: Dieser forderte für ein geplantes Gesangbuch von den Stuttgarter Druckern Rößlin und Müller sowie von Johann Georg III. Cotta Schriftproben. Jene von Cotta gefielen Eberhard Ludwig am Besten, weswegen der Auftrag nach Tübingen ging. Der Cotta-Verlag war diesen Großaufträgen am ehesten gewachsen, was ihn zur Hof- und Kanzleidruckerei in Ludwigsburg qualifizierte.

Der Verfasser vieler Kirchenlieder, Johann Reinhard Hedinger, war nach dem Studium im Tübinger Stift und ausgedehnten Bildungsreisen zum Professor für Naturrecht ernannt, bevor er ab 1699 als Hofprediger und Kosistorialrat in Stuttgart tätig war. Der Theologe verfasste das Hofgesangbuch, das auch als pietistisches Gesangbuch firmiert, womit Hedinger zu Recht als erster praktischer Theologe des württembergischen Pietismus gilt. Beigefügt sind den Liedern zahlreiche Gebete für unterschiedliche Anlässe.

Verbreitung fand das Gesangbuch in Kirchen und Schulen im gesamten Herzogtum „mit dem Befehl [...] dass kein anders Lied, als welches in diesem Buch zu finden, in der öffentlichen Gemeinde gesungen, und die sämtlichen Schul-Kinder zum Gebrauch desselben angewiesen werden sollen.“

Die kontinuierliche Nachfrage und der regelmäßige Gebrauch erforderten ständige Neuauflagen des Gesangbuchs.

ME



21

Ferdinand Christoph Harpprecht: Collectio nova consiliorum

Tübingen: Brunn/Cotta ab 1695

UBT/Hn 234

Ein weiterer Schwerpunkt Cotta'scher Produktion waren juristische Fachbücher. Johann Georg I. Cotta veröffentlichte bereits 1661 von Christoph Besold die ‚Consilia Tubingensia‘ oder dessen ‚Disputationen über das Württembergische Landrecht‘ (1662), Johann Wolfgang Textor, der Urgroßvater Goethes, konnte bei Johann Georg II. Cotta im Jahr 1701 seine ‚Jus Publicum statuum imperii‘ publizieren.

Ferdinand Christoph Harpprecht (1650–1714) stammte aus einer Tübinger Juristenfamilie und war 1678 einstimmig zum Professor der Rechte der Universität Tübingen gewählt worden, der er mehrfach auch als Rektor vorstand. Er führte den Titel des herzoglichen Rathes und hatte nicht nur als Lehrer große Anziehungskraft, sondern war auch gefragter Gutachter, übte immensen Einfluss auf die Rechtsprechung Württembergs aus. Harpprecht wandte sich dem damals wieder in Aufnahme gekommenen deutschen Recht mit großem Interesse zu und publizierte u.a. eine Abhandlung über den Unterschied des gemeinen und des württembergischen Rechts. Aus dem Kreis der Tübinger Juristenfakultät entstanden weniger bahnbrechende theoretische oder juristische Werke, einen Namen machte sie sich aber durch die Zusammenstellung und Publikation von Konsilien – Kollektionen von Juristen abgefasster Gutachten –, die großen Einfluss auf die Gerichtspraxis im Reich besaßen. Harpprecht führte die Besold'sche Praxis der ‚Consilia Tubingensia‘ fort und erweiterte die Sammlung um weitere sechs Bände.

ME



22

Christoph Schweitzers Württembergisches Journal und Tagebuch seiner sechs-jährigen ost-indianischen Reise

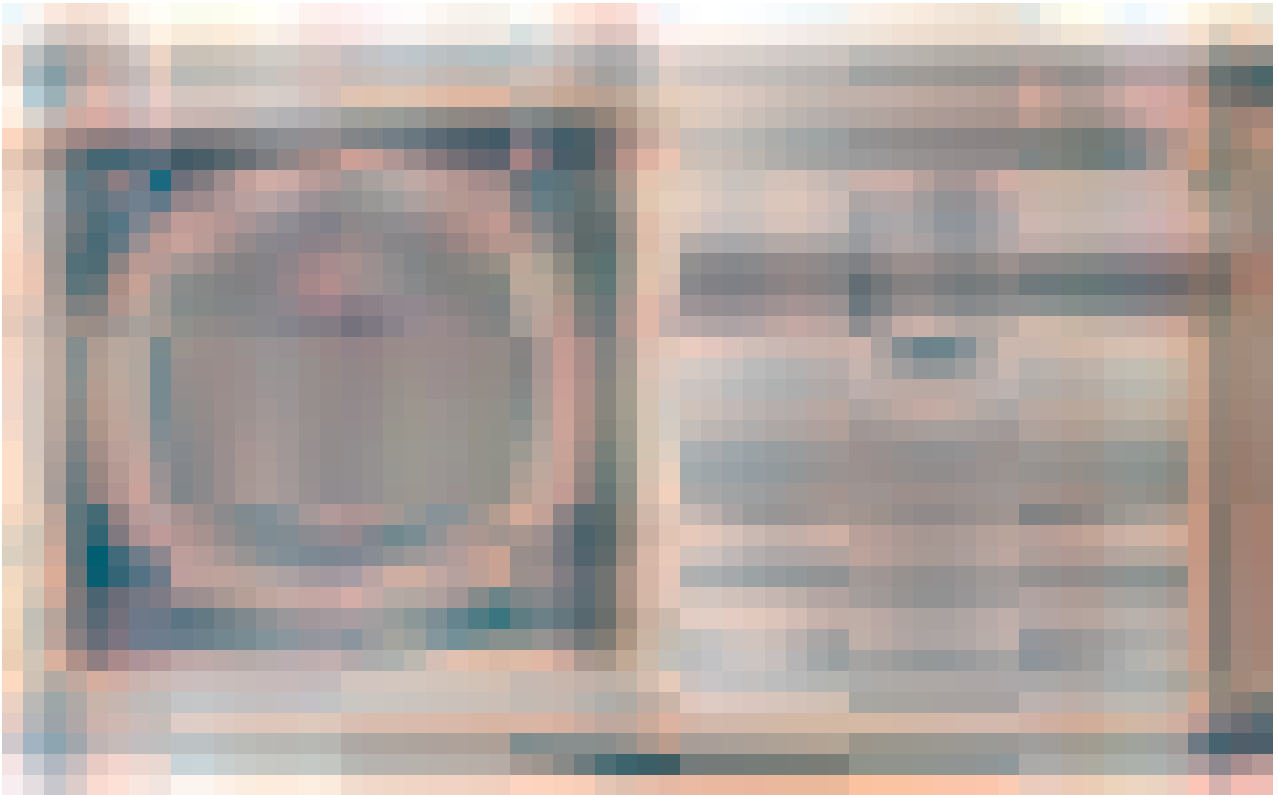
Tübingen: Johann Georg Cotta. 1688

UBT/FO XXIII 33

Das Tagebuch des Christoph Schweitzer fällt aus dem klassischen Repertoire des Cotta-Verlages – Jura und Theologie – heraus. Hierbei handelt es sich um einen Reisebericht, der zugleich die einzige biografische Quelle Christoph Schweitzers ist. Dessen Geschichte beginnt damit, dass er 1675 aus Geldmangel in den Dienst der niederländischen ostindischen Kompanie kommt und so die Welt entdeckt. Auf seinen Reisen beschreibt er unter anderem die Insel Ceylon (heute Sri Lanka) und die Stadt Batavia, das heutige Jakarta. Bemerkenswert und ungewöhnlich ist, dass Schweitzer seinen Focus auf Sitten und Gebräuche der fremden Völker legte und damit ein beachtenswertes kulturgeschichtliches Werk geschaffen hat. Daneben finden sich Passagen über die Geschichte der Länder oder Beschreibungen der dortigen Tierwelt. Einige vom Autor selbst entworfene Kupferstiche sind in dem Buch mit abgedruckt, „um es desto beliebter zu machen.“

Die Veröffentlichung schien ursprünglich nicht Schweitzers Plan gewesen zu sein. Denn nicht wegen der „heutig-neubegierig curieusen Welt“, wie er es im Vorwort ausdrückt, sondern auf das Drängen von guten Freunden soll es zum Druck gekommen sein. Cottas Absichten bleiben dabei aber unklar. Vielleicht bewegte ihn das aufkommende Interesse am Exotischen und Fremden, das besonders die gebildete Welt Europas erfasst hatte, zum Druck des Reisejournals. Schließlich konnte man damals Informationen über fremde Länder und Gebräuche nur über Reiseberichte beziehen.

KM



Abteilung 3

Der Verleger Johann Friedrich Cotta

23

Johann Friedrich Freiherr von Cotta (1764–1832)

Gipsbüste von Ludwig Schaller. 1843

61,5 x 31,5 x 23,5 cm

DLA/Bilder und Objekte

Dass die J.G. Cotta'sche Buchhandlung ihre allgegenwärtige Bedeutung im 19. Jahrhundert hauptsächlich dem Wirken ihres Inhabers, Johann Friedrich Cotta, verdankt, ist weithin unbestritten. Die Berühmtheit der Firma war jedoch so groß, dass in der retrospektiven Betrachtung der dahinterstehenden Persönlichkeit kaum mehr gebührend gedacht wurde, der Schöpfer hinter seinem Werk zu verschwinden drohte. Von Johann Friedrich Cotta gibt es nur zwei oder drei Bildnisse – darunter diese posthume Büste von Ludwig Schaller (1804–1865) –, kaum eine nennenswerte Lebensbeschreibung, seine veröffentlichten Korrespondenzen mit Goethe, Schiller, Schelling oder Jean Paul dienen zumeist nur der Orientierung über die Publikationsgeschichte dieser Autoren – kurz, man muss sich schon auf die Verlagsinterna, die buchhändlerischen Zeugnisse einlassen, auf die Kalkulationen und Kontoabrechnungen, die Verträge und die Autorenbriefwechsel und nicht zuletzt auf die Lobreden und Schmähungen von Freund und Feind, um das persönliche Profil, die Eigenart des großen Verlegers angemessen erfassen zu können. Andererseits hat Johann Friedrich Cotta deutliche Spuren auf Feldern hinterlassen, die von seinem eigentlichen Tätigkeitsbereich weitab liegen – er war Agrarier, Industriepionier, Kapitalist, Politiker –, will sagen, seine Biografie erfordert eine Betrachtungsweise, die die Perspektiven der bloßen Verlagsgeschichtsschreibung sprengt. Diese verblüffende Wirksamkeit Cottas auf den unterschiedlichsten Gebieten war wohl allein durch eine unermüdliche Arbeitskraft zu erreichen, außerdem durch den augenscheinlich mühelos bewältigten Übergang von einem Gegenstand zum anderen. Beleg dafür ist bei seinen oft schier unlesbaren Briefen die stehende Schlussfloskel: „in Eile“. Kennzeichnend für Cottas Aktivitäten, sei es im Buchhandel, in der Poli-

tik oder im industriellen Kontext, war darüber hinaus der visionäre Blick ins Weite, die Wahrnehmung großer Zusammenhänge und Entwicklungen, immer jedoch geerdet von sachkundiger Akribie im Detail. Hervorzuheben ist auch seine Aufgeschlossenheit technischen Neuerungen und Erfindungen gegenüber, seine Neugier, ja Risikobereitschaft, die ihn zum Beförderer der Dampfschiffahrt in Süddeutschland werden ließ, zu einem der ersten Käufer der von Friedrich König erfundenen Schnellpresse machte, oder auch zur frühen Gründung einer Lithographieranstalt trieb. Im Persönlichen wird Johann Friedrich Cotta Geschmeidigkeit und Liebenswürdigkeit nachgerühmt, das Talent zur Vermittlung, aber auch Durchsetzungswillen und Beharrungsvermögen, so wie er es im Konflikt um die ‚Allgemeine Zeitung‘ gegen seinen Landesherren Friedrich I. bewies, oder auch im württembergischen Verfassungskampf, wo er – persönliche Anfeindungen und Verunglimpfungen in Kauf nehmend – unbeirrt gegen die konservative, altrechtliche Mehrheit opponierte. Diese Wesenszüge, vor allem aber die damit verbundenen glanzvollen Erfolge, verleiteten die Zeitgenossen zu Charakterisierungen, die die Persönlichkeit Cottas geradezu in der Figur eines weltgeschichtlichen Heros spiegelten. So merkte Sulpiz Boisserée einmal, halb scherzhaft, halb ehrfürchtig an: „Übermorgen gehe ich nach Stuttgart, zum bibliopolischen Despoten Cotta“, und so kolportierte der Journalist Carl August Böttiger eine wohl auf Cottas Konkurrenten Georg Joachim Göschen zurückgehende Formulierung: „Cotta ist der Bonaparte unter den Buchhändlern“. Der Berliner Publizist Friedrich Buchholz fügte dieser Prägung noch das Element imperialer Größe hinzu: „Wissen Sie, was Sie sind? Der Napoleon unter den Buchhändlern.“ [5.1.1807]

CR



24

**Johann Friedrich Cotta: Entwurf eines Verlags-Contrakts. 5.10.1809, mit beiliegenden Berechnungen;
Johann Georg Müller: Ankündigung der Herausgabe der sämtlichen Werke Johannes von Müller.
28.10.1809**

2 Bl. mit 2 beschr. Spielkarten u. 4 Bl. Dr.

DLA/CA Briefe: Johannes von Müller, Nr. 1

Auf den ersten Blick ruft dieses Ensemble den Eindruck von Hasard und Glücksspiel hervor. Nichts könnte falscher sein. Cotta hat lediglich zwei Spielkarten aus einem seiner Kartenalmanache, die ihm wohl gerade zur Hand waren, dazu benutzt, eine rasche Kalkulation anzustellen, eine Berechnung, die ihm zur Grundlage für den eigenhändigen Vertragsentwurf über die Herausgabe der Sämtlichen Werke von Johannes von Müller (1752–1809) diente. Unter den großen Werkausgaben Herders, Goethes, Schillers im Cotta'schen Verlag nimmt sich jene Johannes von Müllers etwas befremdlich aus, doch handelt es sich bei ihm eben nicht um einen schöngestigen Schriftsteller, sondern um einen Gelehrten und Politiker, der nacheinander und manchmal auch gleichzeitig als Bibliothekar, Geschichtsschreiber, politischer Publizist und Staatsmann tätig war. Müller gilt einerseits mit seiner ‚Schweizer Geschichte‘ und seiner ‚Universalgeschichte‘ als bedeutendster Historiker der Goethezeit, andererseits gestaltete er praktische Politik noch vor dem Ende des Alten Reichs als Minister des Mainzer Reichserzkanzlers. Dann stellte er während der Revolutionskriege seine agitatorische Feder in den Dienst der

Wiener und Berliner Staatskanzleien, um schließlich der Faszinationskraft des französischen Kaisers zu erliegen und unter dem Napoleoniden Jérôme Minister im Königreich Westfalen zu werden. Die gesammelten Schriften dieser schillernden Figur, wie sie sein Bruder Johann Georg Müller im vorliegenden Prospekt ankündigte und wie sie in 27 Bänden zwischen 1810 und 1819 erschienen, versprachen guten Absatz, so dass Cotta lediglich die näheren Umstände des geplanten Unternehmens verhandeln und vertraglich fixieren musste. Dass er dies – bis in die Details – selbst tat, kennzeichnet seine Geschäftsführung, die weitblickend und sorgfältig zugleich war. Will man die eingangs erwähnte – eigentlich ja unzutreffende – Assoziation vom Glücksspiel weiterverfolgen, weil es sich beim Verlagsbuchhandel schließlich doch um ein Risikogeschäft handelt, so wird man konstatieren müssen, dass Johann Friedrich Cotta in seinen zahlreichen Partien stets die Bank hielt. Am Ende seines Lebens belief sich sein zum allergrößten Teil durch Verlagsgeschäfte erworbenes Vermögen auf anderthalb Millionen Gulden.

CR



25

Carl Ludwig Brede / Friedrich Wilmans: Über des Herrn Cotta in Tübingen Vertilgungs-Fehde gegen alle französisch-deutschen Wörterbücher. 20.4.1811

2 Bl. Dr.

DLA/CA Interna M: Privilegien u. Drucke IV

Johann Friedrich Cottas Bedeutung als Buchhändler spiegelt sich nicht nur in der prominenten Autoren- und Titelliste seines Verlagsprogramms oder in den hohen Summen seiner geschäftlichen Bilanzen. Sie erweist sich auch – viel Feind‘, viel Ehr – in den polemischen Angriffen der Konkurrenz, wie etwa dieser Schmähschrift der Verleger Friedrich Wilmans und Carl Ludwig Brede. Der Ursprung der kuriosen Anklage, Cotta führe eine „Vertilgungs-Fehde gegen alle französisch-deutschen Wörterbücher“, liegt in seinem öffentlich ausgetragenen Streit mit Christian Friedrich Schwan (1733–1815), der sich etwa auch in Einlassungen Cottas dazu im ‚Intelligenzblatt‘ Nr. 8 des ‚Morgenblatts‘ vom 8.4.1811 oder in einer Extra-Beylage der ‚AZ‘ vom 18.4.1811 niederschlug. Schwan, Mitinhaber der Mannheimer Buchhandlung Schwan & Götz und einer der Hauptvertreter des dortigen literarischen Lebens, der einstens auch Schiller den Weg ans Mannheimer Nationaltheater geebnet hatte, war gleichzeitig der Verfasser eines großen französisch-deutschen Wörterbuchs. Eine Neubearbeitung davon, die ursprünglich bei Johann Friedrich Cottas Bruder Johann Georg, der gleichfalls im Verlagsgewerbe tätig war, hatte erscheinen sollen, war 1802 von der J.G. Cotta’schen Buchhandlung übernommen und anschließend noch ein zweites Mal aufgelegt worden. Über die dritte Auflage zerstritt man sich, da Cotta nicht willens war, das bereits früher vertraglich festgesetzte Honorar Schwans zu erhöhen, dieser aber darauf verwies, dass er durch eine umfassende Überarbeitung den Wert des Werks entscheidend erhöht habe. Schwan erklärte daraufhin den Kontrakt für hinfällig und veröffentlichte seinen

‚Dictionnaire‘ bei der Verlagsgemeinschaft Brede und Wilmans (1810/11) – ersterer war sein Neffe –, wohingegen Cotta das französisch-deutsche Wörterbuch des Abbé Mozin auf den Markt brachte (1811/13), das er in den oben angeführten Anzeigen bereits als bessere und günstigere Alternative zum Schwan’schen ‚Dictionnaire‘ angepriesen hatte. Dominique Joseph Mozin (1771–1840), ein französischer Emigrant, lebte als Sprachlehrer in Stuttgart und publizierte bei Cotta eine Unzahl französischer Übungsbücher, Grammatiken, Sprachlehren, Briefsteller und eben auch sein Wörterbuch, das bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts immer wieder aufgelegt wurde. Über die punktuellen Vertragsstreitigkeiten hinaus zeigt die erbittert geführte Kontroverse den harten Konkurrenzkampf auf dem Markt der Sprach- und Wörterbücher, zumal im Feld des Französischen, das in der Napoleonischen Zeit ohnehin, eigentlich aber über das gesamte 19. Jahrhundert hinweg im süddeutschen Bereich und wohl auch darüber hinaus die wichtigste Fremdsprache war. Die Mozin’schen Bücher waren demgemäß auch äußerst beliebte Verlagsartikel, die allesamt satte Gewinne abwarfen. Unabhängig davon, ob man den Argumenten und Unterstellungen von Brede und Wilmans nun Glauben schenken will oder nicht, der Erfolg von Cottas Verlagspolitik auf diesem Sektor – durch finanzielle Ressourcen und publizistische Macht gestützt – rechtfertigt den Vorwurf der „Vertilgungs-Fehde“ im nachhinein durchaus. Im Grunde benennt der Ausdruck ja auch nur die Kehrseite des von der wirtschaftlichen Logik diktierten Monopolstrebens.

CR



26

Johann Friedrich Cotta an Karl August von Wangenheim vom 9.3.1817; darauf: Antwortbrief Wangenheims
1 Bl.

DLA/CA Briefe: Karl August von Wangenheim, Nr. 77

Johann Friedrich Cotta an Karl August von Wangenheim. [1.5.1817]; darauf: Antwortbrief Wangenheims
1 Bl.

DLA/CA Briefe: Karl August von Wangenheim, Nr. 85

Obwohl es sich bei den vorliegenden Schriftstücken um eine persönliche Korrespondenz handelt („Ich wünsche daß Sie, Verehrtester, wol geschlafen und die Kolik nachgelassen haben möge“), legen sie doch Zeugnis ab von Johann Friedrich Cottas politischem Engagement im württembergischen Verfassungskampf. Friedrich I., württembergischer König von Napoleons Gnaden, hatte einstens die Ständeversammlung aufgelöst und absolutistisch regiert. Nach dem Wiener Kongress sah er sich durch die veränderte politische Situation gezwungen, seine Regierungsform zu ändern und legte dem hierfür einberufenen Landtag einen modernen Verfassungsentwurf vor. Cotta, der sich in Böblingen zum Abgeordneten hatte wählen lassen, trat zunächst an die Spitze der ständischen Opposition, die den königlichen Vorschlag ablehnte und stattdessen für die überkommene Verfassung (das alte gute Recht) kämpfte. Bald jedoch nahm er, von der Notwendigkeit eines Kompromisses und auch von der Liberalität der regierungsseits proponierten Konstitution überzeugt, eine vermittelnde Position ein, vollends als der ihm persönlich nahestehende Karl August von Wangenheim (1773–1850) zum königlichen Verhandlungsführer (später auch zum Minister) ernannt wurde. Daraus ergab sich eine enge politische Zusammenarbeit, die sich neben dem laufenden mündlichen Austausch auch in einer dichten Korrespondenz niederschlug, zuweilen wie hier mit dem Antwortbrief auf dem nämlichen Blatt. Der Hamburger Verleger Friedrich Perthes, der sich damals in Stuttgart aufhielt, charakterisierte die politischen Verhältnisse wie folgt: „In dem gegenwärtigen Streit spielt Wangenheim die Hauptrolle

auf der königlichen, Cotta auf der ständischen Seite; beide sind gute Freunde, beide benutzen einander, jeder den andern zu seinen Zwecken; welcher den andern am meisten, ist schwer zu entscheiden. Wangenheim hat durch Geist und Raschheit von dem Könige das Versprechen erlangt, seinen Verfassungsentwurf anzunehmen, falls die Stände gewisse Zugeständnisse machen. Cotta hatte nun an Wangenheim, wie es scheint, die Zusage gegeben, diese Zugeständnisse von Seiten der Stände auswirken zu wollen und zu können. Da er aber nun nicht vermochte, seine Zusage zu erfüllen, so ist Wangenheim in Unnade bei dem Könige und Cotta bei den Ständen gefallen“. Diese „Unnade bei den Ständen“ bedeutete für Cotta erbitterte Angriffe seiner vormaligen Gesinnungsgenossen im Landtag, die oft zu persönlichen Schmähungen ausarteten, zumal er seine politische Überzeugung nicht nur in der Ständeversammlung aussprach, sondern sich hierfür auch seiner verschiedenen Blätter bediente, v.a. der ‚AZ‘, aber auch der extra für den Verfassungskampf gegründeten Zeitschrift ‚Für und Wider‘. Die Situation eskalierte am 30. April 1817, als eine aufgehetzte Volksmenge vor dem Landtag Cottas Auslieferung forderte und sich abends vor Wangenheims Haus versammelte. Darauf nimmt der Brief vom 1. Mai 1817 Bezug, worin sich Cotta nach Wangenheims Ergehen erkundigt. Auf sein eigenes Haus sollte an diesem Tag noch eine Tintenflasche geschleudert werden – sie traf allerdings die Nachbarwohnung –, wohl als Anspielung auf die vielen im Land verderblich erscheinende Cotta'sche Pressemacht. Ihm persönlich war ein Schmähgedicht gewidmet, das als Flugblatt verbreitet wurde:



„Was suchest du durch deine Thaten?
wohl Titel oder Ordensband?
willst du das Recht um Geld verraten
wie Judas Silberlinge fand?
Du willst den Nachdruck nicht erlauben
gleichwohl wardst du zum Millionär!
wo anders als allein vom Rauben
sind deine Millionen her?
Ergreif den Strik! erspar den Schinder!
so thust du deinem Geiz kein Leid
und machst dem Vaterland nicht minder
durch dein Erhängen große Freud.“

Kurz darauf wurde Wangenheim abgesetzt, so wie auch Cotta längst das Vertrauen der meisten anderen Abgeordneten verloren hatte. Beiden blieb die Genugtuung, dass die spätere Lösung des württembergischen Verfassungskonflikts durchaus in den von ihnen vorgezeichneten Bahnen verlief.

AK

27

Johann Friedrich Cotta: Randbemerkungen auf dem Entwurf zur württembergischen Verfassung von 1819

36 Bl. Dr. mit 1 Beil. 2 Bl. Anm.

DLA/CA Briefe: Johann Friedrich Cotta IV, B 2

Bei der tatsächlichen Aushandlung des württembergischen Verfassungsvertrags stand Cotta nicht mehr in der ersten Reihe; seine bzw. Wangenheim's Rolle hatten nun der Abgeordnete Jakob Friedrich Weishaar und der Minister Paul Friedrich Freiherr von Maucler übernommen. Aus der Distanz konnte Cotta verfolgen, wie seine einstigen altrechtlichen Feinde sich allmählich zum Kompromiss mit der Regierung bereit fanden, für den Uhland nach Verabschiedung der Verfassung die berühmte Formel fand: „Mancher wird manches vermissen, aber das Wesentliche besteht, vor allem jener Urfels unseres alten Rechts, der Vertrag“. Auch wenn Cotta am Zustandekommen der Konstitution nicht direkt beteiligt war, so zeigt doch sein Handexemplar des Verfassungstextes mit zahlreichen handschriftlichen Ergänzungen und Annotationen, wie sehr er daran Anteil nahm; es spiegelt sich darin auch sein Pflichtbewusstsein als Abgeordneter. Diese im Vergleich zu den spektakulären Debatten der Jahre 1815/17 eher unauffällige parlamentarische Arbeit machte Cotta immerhin zum Kandidaten für das Amt des Finanzministers, sie machte ihn später zum Vizepräsidenten der zweiten Kammer und überhaupt zu einem der wichtigsten württembergischen Politiker der nächsten Dekade.

AK



28

Großherzoglich Badische Rhein-Dampfschiffahrt-Gesellschaft: Interims-Actie Nr. 104. 1.5.1826

1 Bl. Dr.

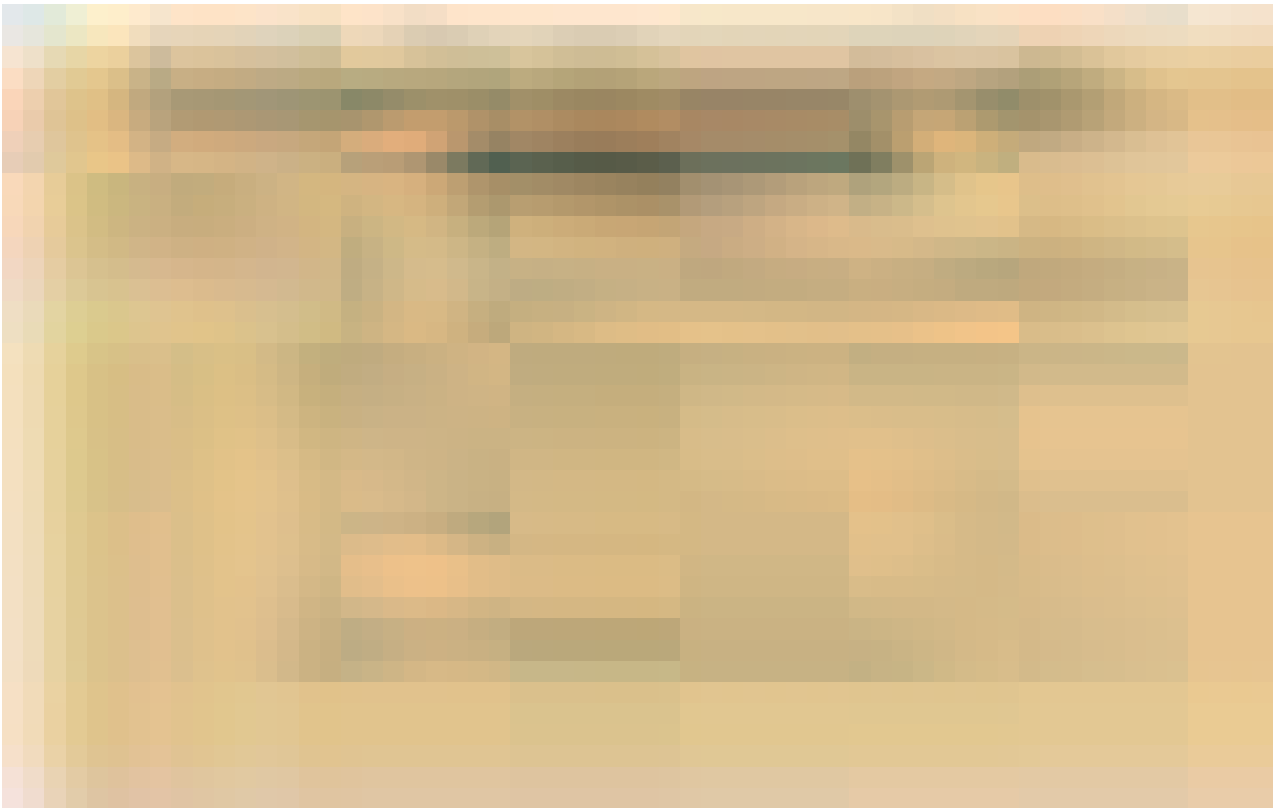
DLA/CA Interna L: Quittungen IV

Johann Friedrich Cotta gilt als Pionier der frühen Industrialisierung in Deutschland, und tatsächlich waren viele seiner branchenfremden Engagements, die er meist mit seinen politischen und verlegerischen Tätigkeiten verknüpfte, von einem starken Fortschrittsglauben gelenkt. Er interessierte sich sehr für die technischen Entwicklungen seiner Zeit, und es lag ihm viel daran, sie voranzubringen. Bestes Beispiel dafür sind Cottas Investitionen in die Dampfschiffahrt auf Bodensee, Rhein, Main und Donau. Dahinter stand der Plan von der Entwicklung eines europäischen Wasserstraßennetzes mit Anschluss an die Verkehrswege nach Übersee.

Zunächst gelang es Cotta, den württembergischen König Wilhelm I. für die Sache zu interessieren. Man gründete im Jahr 1824 eine Dampfschiffahrtsgesellschaft, von deren 132 Aktien à 500 Gulden der württembergische Staat 40, der König und Cotta je 20 hielten und deren erstes Schiff „Wilhelm“ noch im selben Jahr seinen Dienst auf der Route zwischen Friedrichshafen und Rorschach aufnahm. Baden und Bayern unterstützten die Bodenseeschiffahrt allerdings nicht in gleicher Weise, so dass Cotta mit seinem zweiten Schiff „Max Joseph“ mancherlei Rückschläge hinnehmen musste; außerdem wehrten sich die alteingesessenen Schifferzünfte, wo sie nur konnten, gegen die unliebsame moderne Konkurrenz. Doch Cottas Blick ging über den Bodensee hinaus,

er gründete Dampfschiffahrtsgesellschaften oder beteiligte sich an bereits bestehenden für den oberen und den mittleren Rhein sowie für den Main – die ausgestellte Aktie ist ein Zeugnis seines über die damaligen Staatsgrenzen weit hinaus denkenden wirtschaftlichen Engagements, das ihn letztlich jedoch große Summen kostete, ohne entsprechenden Ertrag zu erbringen. Denn weder waren die politischen und ökonomischen Strukturen für die Entwicklung der neuen Technik in Deutschland vorhanden, noch klappte die Lieferung der Dampfmaschinen aus England reibungslos. Bezeichnend für die Situation ist etwa ein Brief Ludwig Börnes an Cotta vom 29. Mai 1826 aus Rüdesheim: „Ich wohne schon 6 Wochen hier am Rhein und warte mit Sehnsucht auf das erste Dampfschiff, um die Fahrt mitzumachen und feierlich zu beschreiben. Aber es ist bis jetzt noch keines erschienen. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich wissen ließen, ob und wann eins kommen wird, wovon Sie wahrscheinlich unterrichtet sind.“ Bis dann eines kam, die „Concordia“, dauerte es noch ein volles Jahr. Schwierigkeiten dieser Art veranlassten Cotta letztlich, sich von der Dampfschiffahrt zurückzuziehen, die doch im südwestdeutschen Raum hauptsächlich von ihm auf den Weg gebracht worden war.

CL



29

Gebäude und Garten des Badischen Hofes zu Baden. Kupferstich. Beilage zu Johann Ludwig Klüber: Beschreibung von Baden bei Rastatt und seiner Umgebung. Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung, 1810

1 Bl. 29,3 x 20,0 cm

DLA/CA Familie II, 36

Johann Friedrich Cottas rastloses Tätigkeitsbedürfnis beschränkte sich bei Weitem nicht auf den Buchhandel. Die lange Reihe seiner nicht-verlegerischen Aktivitäten nahm mit dem Hotelprojekt „Badischer Hof“ im Jahr 1807 ihren Anfang. Cotta beschloss damals, überschüssiges Verlagskapital in den Kauf eines ehemaligen Kapuzinerklosters in Baden-Baden zu investieren und dieses zusammen mit einem Kompagnon, dem hochangesehenen Staatsrechtler Johann Friedrich Klüber (1762–1837), zu einem luxuriösen Hotel umzubauen. Die kühne Vision der Eigentümer von einem modernen und komfortablen Haus inmitten einer prosperierenden Badestadt sollte mit Hilfe des renommierten Karlsruher Architekten Friedrich Weinbrenner Wirklichkeit werden. Über 60 Zimmer und Salons, Bäder mit Thermalwasserversorgung, ein eigener Park mit Kegelbahn und Schaukel, eine Bibliothek, Spiel- und Billard-Räume sowie ein Ballsaal machten den „Badischen Hof“ zu einem Kurhaus erster Klasse. Die beiden Geschäftspartner verstanden es dabei bestens, allerorten für ihr Hotel zu werben. In Cottas Zeitschriften, namentlich im ‚Morgenblatt‘, erschienen Korrespondenzen über Baden-Baden,

in denen rühmend auf den „Badischen Hof“ hingewiesen wurde, Klüber wiederum veröffentlichte einen Reise-führer über Baden-Baden – selbstverständlich in der J.G. Cotta'schen Buchhandlung – dem er den Plan des neuen Gast- und Badehauses beilegte. Zwar wurde das Hotel bald nach seiner Fertigstellung zum ersten Haus am Platz und Baden-Baden entwickelte sich allmählich zum mondänen Gesellschaftsbad, dennoch blieb der längerfristige finanzielle Erfolg des Unternehmens aus. Die Eigentümer waren meist abwesend und konnten den Betrieb nicht beaufsichtigen, die Kosten für ständig anfallende Reparatur- und Erneuerungsarbeiten führten zu Streitigkeiten mit den mehrfach wechselnden Pächtern und verzehrten den Ertrag. Deshalb entschied man sich im Jahr 1830 zum Verkauf – Cotta hatte damals gerade Liquiditätsprobleme – und der Erlös deckte in etwa die investierten Mittel. Auch wenn bei dem ganzen Projekt keine Gewinne erzielt wurden, so haben Cotta und Klüber mit ihrem Hotel doch entscheidend zur Entwicklung der Kurstadt Baden-Baden beigetragen. Der „Badische Hof“ existiert dort nach wie vor; er ist heute Teil des Steigenberger-Konzerns.
CL



30

Franz Leppich an Johann Friedrich Cotta. 7.4.1812

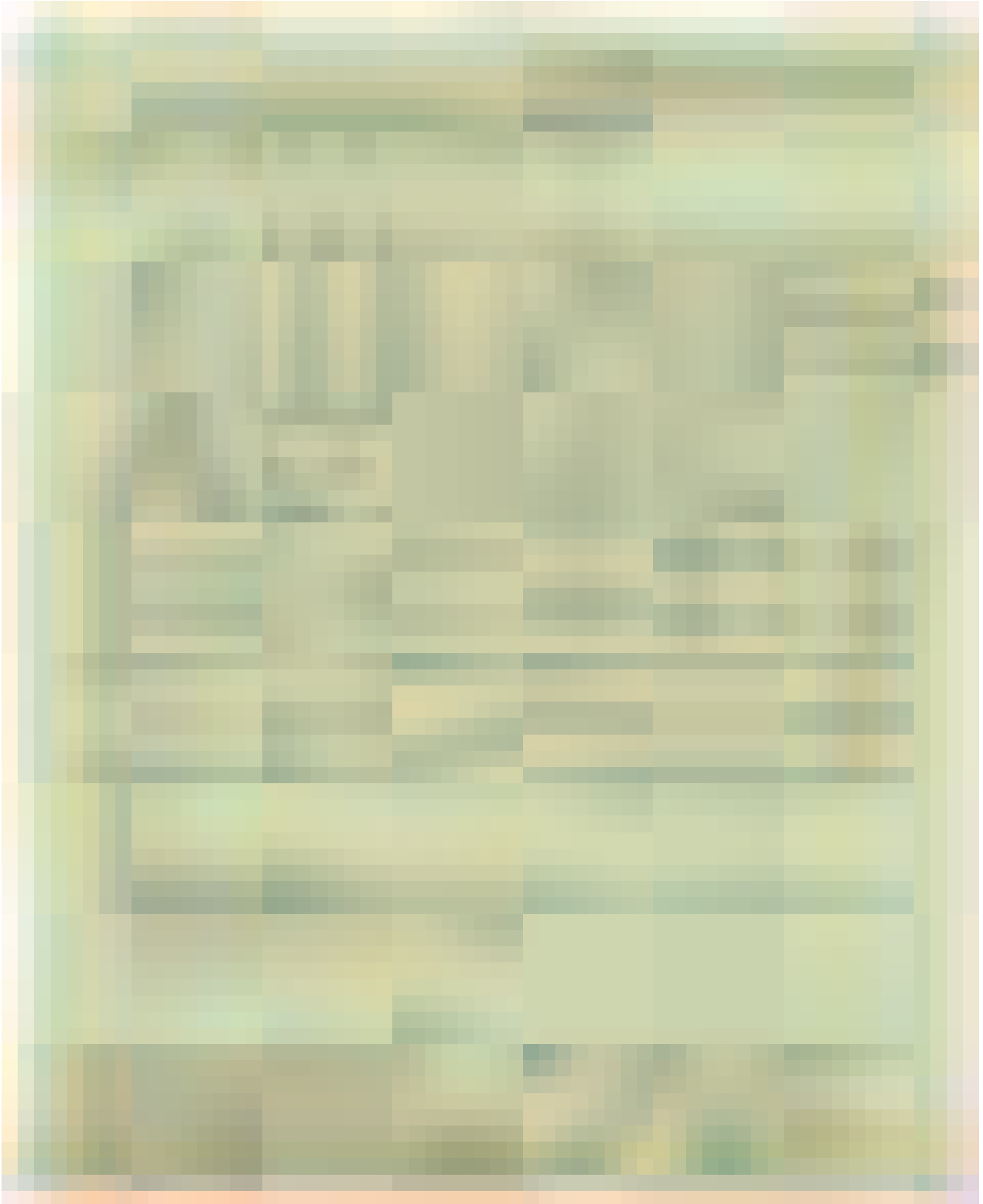
1 Bl.

DLA/CA Briefe: Franz Leppich, Nr. 5

Von einem so kühl kalkulierenden Geschäftsmann, wie Johann Friedrich Cotta einer war, würde man nicht annehmen, dass er Geld für die Finanzierung eines Flugapparats vorschießen würde – kurz nach dem spektakulären Misserfolg Joseph Berblingers, des Schneiders von Ulm. Und doch verhielt es sich so – der Brief des Erfinders belegt es – und dass es sich so verhielt, hatte einmal mehr politische Gründe. Franz Leppich (1776-nach 1819), ein Mechaniker aus dem Fränkischen, der seine Fertigkeiten bereits durch die Erfindung des Panmelodikons unter Beweis gestellt hatte, eines Musikinstruments, mit dem der Komponist Konradin Kreutzer gefeierte Konzertreisen durch ganz Europa unternahm, besagter Leppich also hatte sich vorgenommen, einen lenkbaren Flugapparat zu konstruieren. Aus Frankreich, wo er seine Erfindung mit Hinweis auf ihre militärische Brauchbarkeit zuerst – wenn auch vergeblich – angeboten hatte, wurde er wegen seiner nicht genehmigten Experimente ausgewiesen. In Stuttgart, wo sein Freund Kreutzer mittlerweile Hofkapellmeister war und wo sich um den Kronprinzen Wilhelm ein Kreis von Opponenten gegen die Napoleonische Oberherrschaft gebildet hatte – ihm gehörten u.a. auch Wangenheim und Cotta an –, fand er

leichter Gehör. Er durfte sich auf dem Tübinger Schloss eine Werkstatt einrichten und begann – von Cotta finanziert – mit dem Bau des Flugapparats, von dem man sich eine Revolutionierung der Kriegstechnik versprach. Sobald der württembergische König Friedrich I., der damals noch loyal an der Seite Napoleons stand, Näheres von Leppichs Konstruktion und ihrer möglichen militärischen Verwendbarkeit erfuhr, verbot er die Fortführung der Arbeiten und ließ den Erfinder nun auch aus Württemberg ausweisen. Dieser hatte jedoch mittlerweile in dem russischen Gesandten am Stuttgarter Hof, Graf Alopeus, einen neuen Gönner gefunden. Die russische Regierung bezahlte Leppichs Schulden bei Cotta und ließ ihn nach Moskau kommen. Dort wurde ihm erneut eine Werkstatt für den Bau eines Flugapparats eingerichtet – die Episode fand sogar Erwähnung in Tolstoj's ‚Krieg und Frieden‘ –, doch kamen Napoleons Truppen der Fertigstellung des Luftschiffs zuvor. Die Pulvervorräte und Explosionsstoffe, die Leppich aus der Luft auf die feindlichen Armeen hatte schleudern wollen, dienten nun dazu, den Brand von Moskau zu befeuern.

RS



31

Heinrich Heine an Georg von Cotta. 26.3.1852

2 Bl.

DLA/CA Briefe: Heinrich Heine, Nr. 28

„Hochgeehrter Herr Baron!

Indem ich Sie heute mit einem Gesuche behellige, das Sie gewiß gern erfüllen werden, benutze ich diese Gelegenheit, mein Andenken in Ihrem Gedächtnisse aufzufrischen. Dieses macht mir ein wahres Vergnügen, denn Sie sind ja der Sohn meines alten vielgeliebten Cotta. Durch meinen körperlichen Zustand abgesperrt von den Genüssen der Außenwelt, suche ich jetzt Ersatz in der träumerischen Süße der Erinnerungen, und mein Leben ist nur ein Zurückgrübeln in die Vergangenheit: da tritt oft vor meine Seele das Bild Ihres seligen Vaters, des wackern würdigen Mannes, der mit der vielseitigsten deutschen Ausbildung einen in Deutschland seltenen praktischen Sinn verband, der so brav und so ehrenfest war, auch so höflich, ja hofmännisch höflich, so vorurteilsfrei, so weitsichtig, und der bei seinen großen Verdiensten um die geistigen wie materiellen Interessen des Vaterlandes, dennoch von einer so rührenden Bescheidenheit war, wie man sie nur bei alten braven Soldaten zu finden pflegt. Das war ein Mann, der hatte die Hand

über die ganze Welt! so ungefähr, glaube ich, äußert sich der Schneider Jetter über Carl V in Göthes Egmont.“

Diese Sätze, die Heine in seiner Pariser Matratzengruft über Johann Friedrich Cotta diktierte, stellen ein bemerkenswertes Zeugnis dar, denn so vorbehaltlos positiv fiel sein Urteil über einen Menschen selten aus. Die gegensätzlichen Eigenschaften, die Heine Cotta zuschrieb – gebildet und praktisch, ehrenfest und hofmännisch, verdienstvoll und bescheiden – sollen denn auch nicht etwa Widersprüchlichkeit signalisieren; vielmehr lautet der Leitbegriff dieses Charakterbildes: Universalität. Als Personifikation solcher Universalität zog Heine keinen Gerin-
geren heran, als den Habsburger-Kaiser Karl V. Drängte sich den Zeitgenossen zur Bezeichnung von Cottas dynamischem Expansionsdrang und seiner unermüdlichen Energie allein Napoleon auf, so erschien die Gestalt des großen Verlegers in Heines erinnernder Perspektive gar als Herrscher in einem Reich, in dem die Sonne niemals unterging.

RS





Abteilung 4

Die Autoren – Großprojekte und Gesamtausgaben

Die J.G. Cotta'sche Buchhandlung war der Verlag Schillers und Goethes. Diese Kennzeichnung ist zweifellos ein Ehrentitel für den Verlag, denn vom literarischen und intellektuellen Glanz solch erlauchter Geister fällt jederzeit ein Widerschein auf das mit ihnen so eng verbundene Unternehmen. Doch kann man den Satz auch umgekehrt verstehen: Der Verlag wurde seinen Hausautoren im emphatischen Sinn zur Heimstatt, der Verleger war ihnen über die nüchterne Geschäftsbeziehung hinaus Partner, dienstwilliger Agent, treuer Sachwalter, ja Freund. Cottas Briefwechsel mit Autoren legen von derartigen besonderen Verhältnissen Zeugnis ab, spiegeln etwa die immer herzlicher werdende Beziehung zu Schiller, die man in der Tat als Freundschaft bezeichnen kann, oder zeigen das jahrzehntelange, respektvolle Werben um Goethe, der dem Buchhändler zunächst mit Misstrauen begegnete, ihm jedoch schließlich seine Achtung nicht versagen konnte, auch wenn das Verhältnis gelegentlich getrübt war. Desungeachtet verblieb Goethe mit seinem Werk im Cotta-Verlag, so wie sich auch Cotta umgekehrt zu Projekten bereitfand, die den Keim des buchhändlerischen Scheiterns bereits in sich trugen, bis die langjährige Zusammenarbeit und beiderseitige Treue gewissermaßen durch die monumentale Ausgabe letzter Hand gekrönt wurde. Überhaupt neigte man im Cotta-Verlag zu solchen Gesamtausgaben – zumal wenn der Markt dafür vorhanden war –, wie etwa auch im Fall von Nikolaus Lenau, der, mit Georg von Cotta befreundet und in der Stuttgarter Gesellschaft zuhause, über die

1830er und 1840er Jahre hinweg den literarischen Verlag repräsentierte. Doch galt die Fürsorge Cottas auch häufig unberühmten Autoren, wie überhaupt seine großzügig bemessenen Vorschüsse und sein finanzielles Engagement bei kostspieligen Großprojekten legendär waren. Eine der aufwendigsten Unternehmungen dieser Art stellte die französisch-deutsche Publikation von Alexander von Humboldts wissenschaftlichem Bericht über seine Expedition nach Südamerika dar. Die Früchte der lebenslangen Verlagsbindung des Gelehrten von Weltruf an seinen „Libraire à Tubingue en Souabe“ erntete letztlich Georg von Cotta, als Humboldt den ‚Kosmos‘ publizierte; der Brief des Verlegers an den Autor über den Verkauf seines eben erschienenen Buches bezeichnet vermutlich den Höhepunkt einer Autor-Verleger-Beziehung schlechthin: „Der Commissionair der J.G. Cotta'schen Buchhandlung kann nicht Worte finden, den Sturm zu schildern, den sein Haus zu bestehen hatte, als dieser 2te Bd. [des ‚Kosmos‘] bei ihm ankam. Er mußte sich recht eigentlich gegen das Andrängen der Nachfragenden und Abholenden in Vertheidigungs Stand setzen, um nicht beraubt zu werden ... Es wurden wirkliche Schlachten geschlagen um in den Besitz dieses Werkes zu kommen, sich denselben abzurufen, ja es hat selbst an Bestechungs Versuchen nicht gefehlt, um zu bewirken, daß dieser oder jener die Priorität erziele.“ [3.12.1847]

HM

Gegenüber:

*August Duttenhofer an Johann Friedrich Cotta, 1./6.2.1827,
mit einer Skizze nordamerikanischer Wasserstraßen.*

32

Friedrich Schiller an Johann Friedrich Cotta. 22.5.1804

2 Bl.

DLA/CA Briefe: Friedrich Schiller, Nr. 220

Friedrich Schiller war zeitlich der erste unter den großen Cotta-Autoren, und er blieb es auch hinsichtlich seiner Bedeutung über das gesamte 19. Jahrhundert hinweg. Nicht nur dass er dem Verlag mit seinen überaus populären Spätdramen ‚Wallenstein‘, ‚Maria Stuart‘, ‚Die Braut von Messina‘ und ‚Wilhelm Tell‘ ebenso wie mit dem ‚Musenalmanach‘ große und langfristige Erfolge bescherte, er sorgte auch mit den ‚Horen‘ dafür, dass sich Cotta das Reservoir der in Weimar und Jena versammelten Gelehrtenrepublik erschließen konnte. Von daher verwundert es nicht, dass das Verhältnis der beiden Männer von ihrer ersten Begegnung an, die sich für die Nachwelt in einer Spazierfahrt am 4. Mai 1794 nach Untertürkheim und auf den heutigen Rosenstein oberhalb des Neckars kristallisiert hat, betont herzlich war. Zwar kam es nur selten zu persönlichen Begegnungen, der intensive Briefwechsel aber, der notwendigerweise oft von trockenen geschäftlichen Angelegenheiten handelte, weist deutlich die gegenseitige menschliche Hochschätzung, ja sogar die freundschaftliche Anteilnahme aus, die Autor und Verleger einander entgegenbrachten – wahrlich nicht die Regel in der Literaturgeschichte. Bezeichnend für Cottas Fürsorge ist, dass er an Schillers hochgelegenen Gartenhaus einen Blitzableiter anbringen ließ; nachhaltiger wirkte sich wohl sein Kredit für den Kauf des Hauses in Weimar aus. Schiller wiederum versicherte in dem

vorliegenden Brief: „Sie, mein werthester Freund, haben mir soviele Proben Ihrer edeln Freundschaft gegeben, daß mich das Andenken daran während dieser ganzen Zeit nicht verlassen hat. Ich konnte es Ihnen in Leipzig nicht so sagen, wie mich Ihre Güte rührte und wie tief ich den Werth Ihres Handelns gegen mich fühlte. Aber es ist tief in meinem Herzen und wird nie daraus erlöschen. Gebe mir nur der Himmel Gesundheit und Thätigkeit, daß ich noch recht viel leiste, und daß mein Fleiß Ihnen so wie ich wünsche, Früchte trage!“ Die letzte Frucht von Schillers Tätigkeit war die Gesamtausgabe des ‚Theaters‘, deren Korrekturen er gewissermaßen noch auf dem Sterbebett erledigte. In der Vorrede zum letzten Band deutete Cotta, wie es für die nächsten Jahrzehnte Praxis seines Verlags bleiben sollte, das baldige Erscheinen einer vollständigen Werkausgabe an: „Das Nähere über diese Ausgabe, sowohl ihrem Innern als Äußern nach, wird seiner Zeit angezeigt werden, und ich bemerke nur, daß ich zum Behuf derselben, so wie einer ausführlichen Lebensbeschreibung, die sie begleiten soll, alles, was sich von des Verewigten Handschrift irgendwo finden sollte, zu erhalten wünsche. Mit Vergnügen werde ich auf jede mögliche Art dagegen erkenntlich seyn.“

Gewiss, buchhändlerisches Interesse. Aber doch auch Freundespietät.

DST



33

Johann Wolfgang von Goethe an Johann Friedrich Cotta. 17.3.1812

2 Bl. mit 1 Umschl.

DLA/CA Briefe: Johann Wolfgang von Goethe, Nr. 134/134a

Wohl kein Schriftsteller hat die Buchhändler so sehr geschmäht wie Goethe, der postulierte, dass sie allesamt des Teufels seien und es für sie eine eigene Hölle geben müsse, und wohl keinem seiner vielen Verlagsautoren hat Cotta je mehr Respekt bezeugt, als gerade diesem Verächter seines Metiers. In solcher Asymmetrie liegt schon begründet, wieso das Verhältnis zwischen den beiden Männern nie so herzlich werden konnte wie zwischen Schiller und Cotta. Gleichwohl dauerte es weit über dreißig Jahre an, und auch hier stand eine persönliche Begegnung am Anfang: Goethes Besuch in Tübingen im September 1797 während seiner Reise in die Schweiz. Damals schrieb Goethe an Schiller: „Je näher ich Herrn Cotta kennen lerne, desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise, hat er so viel mäßiges, sanftes und gefasstes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist.“ Bis zu einer ordentlichen Verlagsbeziehung war es jedoch noch ein weiter Weg, denn, wie wiederum Schiller an Cotta schrieb: „Seine Forderungen werden groß seyn. Es ist, um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit G. zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich selbst hoch taxirt, und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler in Verbindung mit ihm geblieben. Er war noch mit keinem zufrieden und mancher mochte

auch mit ihm nicht zufrieden seyn. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht.“ In der Tat, ruft man sich Goethes Praxis bei der Herausgabe von ‚Hermann und Dorothea‘ in Erinnerung, wo er von seinem Verleger ein Honorarangebot ohne Kenntnis des Manuskripts verlangte, das mindestens die in einem verschlossenen Umschlag notierte Summe von tausend Talern betragen sollte – wunderbarerweise belief sich Friedrich Viewegs Angebot dann genau auf diesen Betrag –, ruft man sich diese Praxis in Erinnerung, so erstaunt die anhaltende Verlagsverbindung geradezu. Freilich ging Cotta auch großzügigst auf beinahe alle Andeutungen Goethes über „öconomische Gegenstände“ ein, wie etwa im vorliegenden Brief: „Wie mein Vorteil mit dem Ihrigen zu verbinden sey. Ich komme mir selbst wunderlich vor wenn ich das Wort *Vortheil* ausspreche: Ich habe ihn in meiner Jugend gar nicht, in der mittleren Zeit wenig beachtet und weiß selbst jetzt noch nicht recht wie ich es angreifen soll. Und doch muß ich daran denken, wenn ich nicht nach einem mühsamen und mäßigen Leben verschuldet von der Bühne abtreten will.“ Cotta sorgte dafür, dass dies nicht der Fall war, indem er etliche wenig erfolgversprechende Titel Goethes verlegte, allen voran die ‚Propyläen‘, bis er dann mit dem ‚Faust‘, den ‚Wahlverwandschaften‘ oder ‚Dichtung und Wahrheit‘ gleichfalls auf seine Kosten kam.

HaMi



34 a

Johann Wolfgang von Goethe: Die Novelle. Manuskript von Schreiberhand.
Druckvorlage für Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Bd. 15
 DLA/CA Manuskripte: Johann Wolfgang von Goethe

34 b

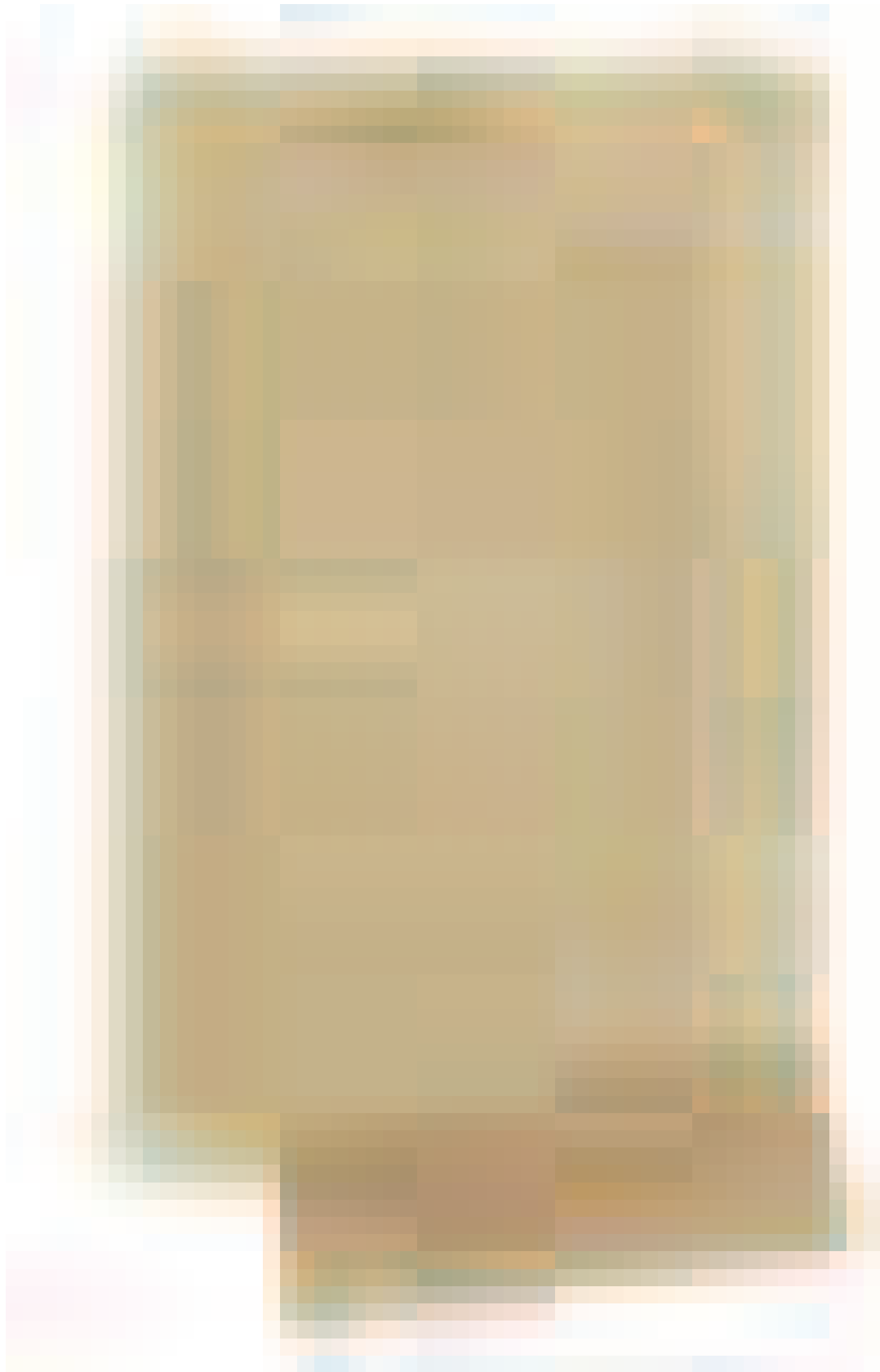
Gedruckte Druckvorlage (Goethes Werke. Achter Band. Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung. 1816) für Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Bd. 9.
 DLA/CA Manuskripte: Johann Wolfgang von Goethe

„Erlauben mir Ew Hochwohlgeboren im Allgemeinen das Höchstbedeutende zu sagen: daß ich seit Jahren erst in diesen Stunden eine wahrhafte Zufriedenheit empfinde wo ich gewiß bin daß die Resultate meiner literarischen Thätigkeit in Ihre Hände gelegt sind; ein gültigeres Zeugnis wechselseitigen Vertrauens konnte nicht gegeben werden.“ Mit diesem Satz besiegelte Goethe den Abschluss des Vertrags mit Cotta über die Ausgabe letzter Hand (1827–1830), das monumentale Denkmal eines höchsten Ansprüchen genügenden Schriftstellerlebens. Doch dem feierlich empfundenen Höhepunkt ihrer Verlagsbeziehung ging ein langes und zähes Ringen zwischen Goethe und Cotta voraus, das erst mit Hilfe des Vermittlers Sulpiz Boisserée zu einem glücklichen Ende fand. Boisserée trat hier an die Stelle Schillers, der Goethe 1794 über die ‚Horen‘ in den Verlag gebracht und seither den Mittelsmann gespielt hatte, bis sich Cotta dann 1799, nach dem finanziellen Misserfolg der ‚Propyläen‘, zu einer förmlichen Anfrage entschloss: „Der Schaden, der mir bei diser und auch weiterer Fortsetzung, wenn Euer Excellenz dise verlangen, zuwachsen wird, kan mir durch Hochdiselbe hinreichend ersetzt werden, wenn ich mir für die Zukunft mit dem Verlag Ihrer Werke schmeicheln darf. Ich würde schüchtern seyn, dise Ansicht hier vorzutragen, wenn ich Ihre gnädigen Gesinnungen gegen mich nicht kennete, und wenn ich nicht

dabei voraussetzen dürfte, daß in jedem Fall ich dasjenige, was ein anderer Verleger leisten will, nicht nur auch leisten kan, sondern mit dem größten Vergnügen leisten werde.“ Dasjenige hatte Cotta denn auch zu leisten, und es musste ihn empfindlich kränken, wenn Goethe ihm auch nach langjähriger gedeihlicher Zusammenarbeit immer noch mit Misstrauen entgegentrat oder etwa beim Verlag der Ausgabe letzter Hand ein Wettbieten unter den Verlegern veranstaltete. Doch Cotta gab das außerordentliche Honorar von 60 000 Talern, Goethe wiederum brachte die Privilegien aller deutschen Staaten bei, so dass diese Ausgabe in geradezu jeder Hinsicht als etwas Herausgehobenes dasteht.

Die vorliegenden Stücke – beides Druckvorlagen dafür – veranschaulichen einerseits die Kontinuität der Goethe-Cotta'schen Verlagsbeziehung, indem die durchkorrigierten Bögen eines Bandes der Ausgabe von 1815/16 schlichtweg in einen neuen Band der Ausgabe letzter Hand überführt wurden; andererseits zeigen sie die Lebendigkeit dieses Verhältnisses, denn die ‚Novelle‘ war ein vollkommen neues Werk, das in diesem Rahmen überhaupt zum ersten Mal gedruckt wurde. Die Zähmung des Löwen durch Gesang und Flötentöne, die sie am Ende schildert – beide Vertragspartner hätten das Bild wohl ohne weiteres für den jeweils anderen in Anspruch nehmen können.

HaMi



35 a

**Voyage d'Alexandre de Humboldt et Aimé Bonpland. Deuxième Partie.
Recueil d'observations de Zoologie et d'anatomie comparée. Troisième livraison.**

Paris: Frederic Schoell / Tubingue: J.G. Cotta. 1807

DLA/CA Bibliothek, Großformat

35 b

**Voyage d'Alexandre de Humboldt et Aimé Bonpland. Troisième Partie.
Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne. Première livraison.**

Paris: F. Schoell / Tubingue: J.G. Cotta. 1808

DLA/CA Bibliothek, Großformat

35 c

**Voyage d'Alexandre de Humboldt et Aimé Bonpland. Deuxième Partie.
Recueil d'observations de Zoologie et d'anatomie comparée. Troisième livraison.**

Paris: Frederic Schoell / Tubingue: J.G. Cotta. 1807

Pl. X (Farbstich): No. I. Gymnotus Electricus, No. II. Gymnotus Aequilabiatus. (A. Humboldt del.[†], Leop. Müller perf.[†], Bouquet sculp.)

32,4 x 24,5 cm

DLA/CA Bibliothek, Großformat

35 d

**Voyage d'Alexandre de Humboldt et Aimé Bonpland. Deuxième Partie.
Recueil d'observations de Zoologie et d'anatomie comparée. Livr. 4-5/6**

Paris: Frederic Schoell / Tubingue: J.G. Cotta. 1809

Pl. XV (Farbstich): [Käfer] (Oppel del., Bouquet sculpsit)

32,7 x 25,2 cm

DLA/CA Bibliothek, Großformat

35 e

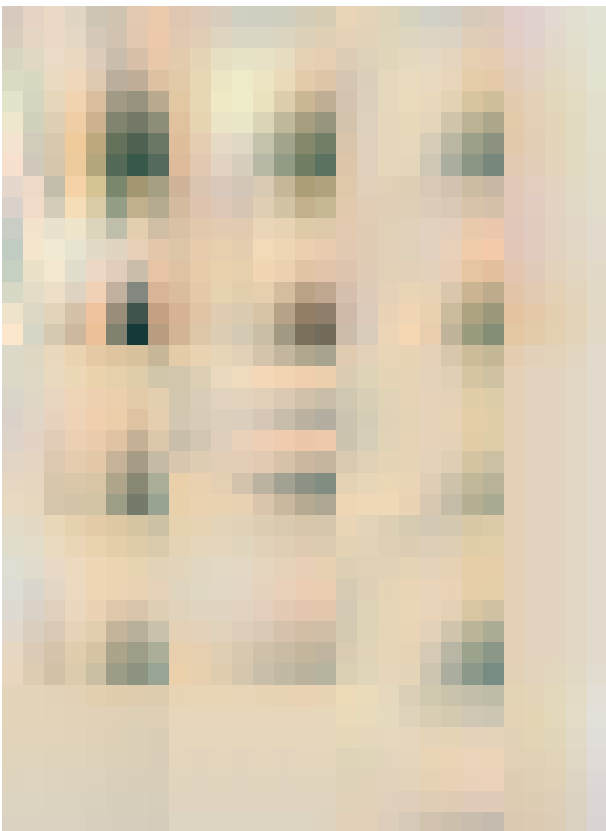
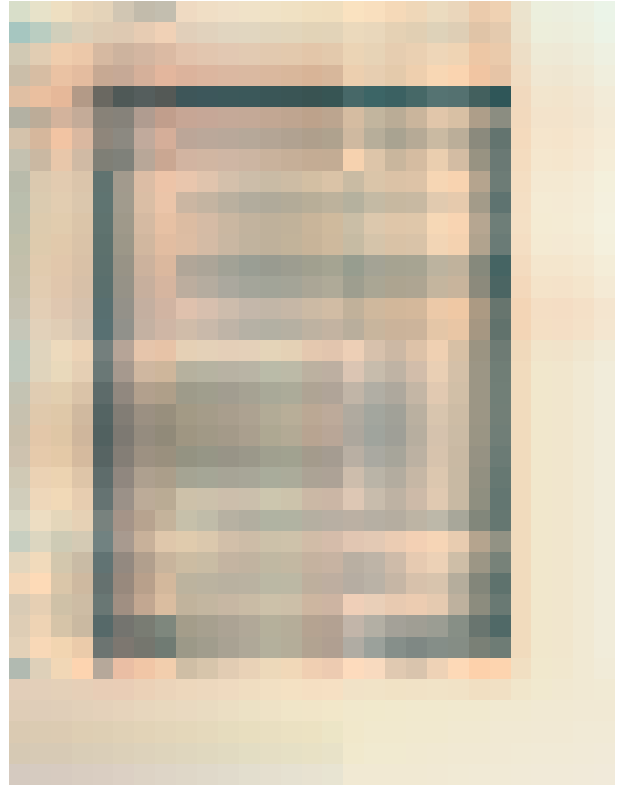
**Voyage d'Alexandre de Humboldt et Aimé Bonpland. Deuxième Partie.
Recueil d'observations de Zoologie et d'anatomie comparée. Livr. 4-5/6**

Paris: Frederic Schoell / Tubingue: J.G. Cotta. 1809

Pl. XXVII (Farbstich): Simia Satanas, Hofm. (Waitsch pinx. Berol 1807, Bouquet sculp)

32,7 x 25,2 cm

DLA/CA Bibliothek, Großformat



Alexander von Humboldt war zweifellos der bedeutendste naturwissenschaftliche Autor der J.G. Cotta'schen Buchhandlung, schon allein deshalb, weil er der größte Naturforscher seiner Epoche überhaupt war. Auch er kam über Schillers ‚Horen‘ in den Verlag, von dem er dann über mehr als fünfzig Jahre hinweg betreut werden sollte, zunächst durch Johann Friedrich, anschließend durch Georg von Cotta. Fiel in die Zeit des letzteren der Welterfolg des ‚Kosmos‘, so brachte sein Vater Humboldts ‚Ansichten der Natur‘, vor allem aber seine monumentale Reisebeschreibung heraus, die Frucht jener berühmten fünfjährigen Expedition, die der damaligen Wissenschaft einen neuen Kontinent erschloss – im eigentlichen, wie im übertragenen Sinn. Die enzyklopädische Anlage des Werkes zeigt sich in der Spannweite seiner thematischen Gliederung, für die die beiden vorliegenden Titel eintreten können; daneben gibt es noch Abhandlungen zur Astronomie, zur Botanik, zur Geographie, zur Geschichte, Archäologie, Ethnologie etc.; insgesamt etwa 30 großformatige Bände mit unzähligen Kupfertafeln, in französischen und deutschen Parallelausgaben – ein äußerst kostspieliges Unternehmen, das die Popularität Humboldts und das öffentliche Interesse an seiner Reise widerspiegelt.

Als Beispiel für Humboldts anschauliche Darstellungsweise sei eine Passage aus der deutschen Fassung seiner Abhandlung ‚Über den elektrischen Aal‘ zitiert, die beschreibt, wie die Indianer die Zitteraale mithilfe wilder Pferde, die sie ins Wasser jagten, einfingen: „Durch ihr Geschrey und ihre langen Bambusröhren trieben sie die Pferde, wo sie sich dem Ufer naheten, zurück. Die durch den Lärmen erschreckten Zitteraale vertheidigten sich mit wiederholten Entladungsschlägen ihrer elektrischen Batterien. Lange schien es, als würden sie den Sieg über die Pferde und Maulesel davon tragen. Mehrere von diesen durch die Menge und Stärke der elektrischen Schläge betäubt, verschwanden unter dem Wasser; einige derjenigen, die sich wieder aufrafften, erreichten, ungeachtet der Wachsamkeit der Indianer, das Ufer, und streckten sich hier, von der Anstrengung erschöpft, und durch die starken elektrischen Schläge an allen Gliedern gelähmt, der Länge nach auf die Erde.

Ein geschickter Mahler hätte den Augenblick auffassen sollen, da die Scene am belebtesten war. Die Gruppen der Indianer, welche den Sumpf umringen; die Pferde, welche mit gestäubten Mähnen, Schrecken und wildem Schmerz im Auge, dem einbrechenden Ungewitter zu entfliehen suchen; die gelblichen und schlüpfrigen Aale, welche großen Wasserschlängen ähnlich, auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, und ihre Feinde verfolgen; alle diese Züge bildeten ein höchst malerisches Ganzes [...].

In weniger als fünf Minuten waren bereits zwey Pferde ertrunken. Die Aale, deren mehrere über fünf Fuß lang sind, schlüpften den Pferden und den Mauleseln unter den Bauch, und gaben dann Entladungen ihres ganzen elektrischen Organs. Diese Schläge treffen zugleich das Herz, die Eingeweide, und besonders das Nervengeflecht des Magens. [...] Nach diesem Anfange schien es, als würde die Jagd ein sehr tragisches Ende nehmen, und die Pferde eins nach dem andern ertrinken. [...] Die Indianer versicherten uns, die Jagd würde bald geendigt seyn, und nur der erste Angriff der Zitteraale sey furchtbar. In der That kommen die Gymnoten nach einiger Zeit in den Zustand entladener Batterien; sey es nun, daß die galvanische Elektrizität sich durch die Ruhe in ihnen häufe, oder daß ihr elektrisches Organ durch einen zu häufigen Gebrauch ermüdet, und zu seinen Verrichtungen unbrauchbar gemacht wird. Zwar ist ihre Muskelbewegung dann immer noch eben so lebhaft, als zu Anfang; sie haben aber nicht mehr das Vermögen, kräftige Schläge zu ertheilen. Als der Kampf eine Viertelstunde gedauert hatte, schienen die Pferde und Maulesel minder geschreckt. [...] Auch schwammen die Aale mit dem halben Leibe auf der Oberfläche des Sumpfes, flohen vor den Pferden, die sie vorher angegriffen, und näherten sich dem Ufer. [...] Die Zitteraale, welche nach dem Ufer fliehen, werden sehr leicht mit kleinen an einen Strick befestigten Harpunen gefangen, die man ihnen in den Leib wirft [...] Ist der Strick sehr trocken und ziemlich lang, so kann man sie damit an Land ziehen, ohne Schläge zu erhalten. In wenigen Minuten waren fünf große Gymnoten auf dem Trocknen.“ Eines dieser Tiere zeigt der vorliegende Kupferstich nach einer Zeichnung Humboldts.

KI



36

Alexander von Humboldt: El Altar

Bleistiftzeichnung (Juni 1802)

16,5 x 10,1 cm

DLA/CA Bilderschrank

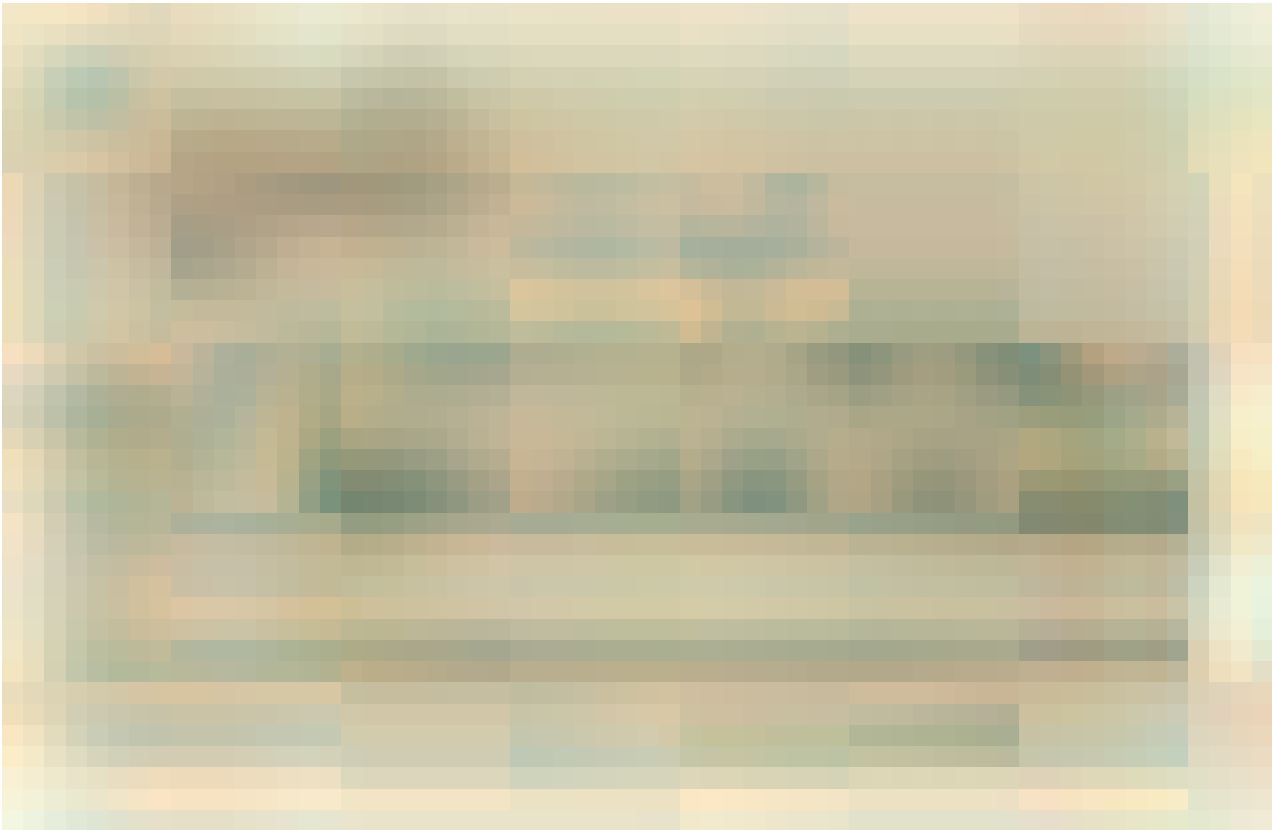
Während seiner großen Expedition erforschte Alexander von Humboldt fast das gesamte Jahr 1802 über die Vulkanregion um Quito und die dortigen Gipfel der Andenkette. Dabei bestieg er auch den damals für den höchsten Berg der Welt gehaltenen Chimborazo bis zu einer Höhe von etwa 5 800 Metern, ein Höhenrekord, der für lange Zeit nicht überboten werden sollte. In jener Zeit entstand auch die vorliegende Skizze des Vulkans „El Altar“. Das Bild wurde erst fünfzig Jahre später publiziert, als Kupferstich von Johann Poppel, im Rahmen eines Begleitbandes zu den ‚Kleineren Schriften‘: Umrisse von Vulkanen aus den Cordilleren von Quito und Mexico. Ein Beitrag zur Physiognomik der Natur, Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'scher Verlag, 1853. Zu dem eigentümlich geformten Gipfel schreibt Humboldt: „Der unter den Eingeborenen seit Jahrhunderten verbreitete Glaube ist, daß dieser wunderbar gestaltete Berg, dessen Pracht und Schneeglantz, wenn die Sonnenscheibe hinter dem Chimborazo untergeht, ich mit nichts von dem vergleichen kann, was ich auf dem Andesrücken gesehen, einst weit höher als der Chimborazo gewesen sei; daß seine Ausbrüche ununterbrochen sieben bis acht Jahre dauerten, bis der Gipfel gänzlich einstürzte, und nur noch die crenelirten Kraterränder und zwei sehr gleichartige, gegen einander anstrebende Hörner die vormalige Form

ahnden lassen. Eine kleine tafelartige Felsplatte, die sich, von Neu-Riobamba aus gesehen, am östlichen Kraterrande, in der Mitte zwischen den eben genannten Hörnern erhebt, hat Veranlassung gegeben zu der spanischen Benennung des Altars. [...] Der Name Capac Urcu, „Fürst der Berge“, – oder: der mächtige, prachtvolle, herrliche, große oder vorzügliche Berg, scheint mit dieser Tradition von der einstmaligen Höhe des Berges (er müßte mehr als 3 700 Fuß durch den Zusammensturz des Gipfels eingebüßt haben) im Zusammenhange zu stehen. [...]

Die Ausführung meiner Skizze des Vulkans Capac-Urcu verdanke ich meinem unvergeßlichen Freunde, dem großen, erfindungsreichen Meister in der Architectur, Schinkel. Es ist das letzte Bild, das er vor seinem frühen, bejammernswerthen Tode entworfen hat.“

Humboldt sandte Schinkels Zeichnung am 9. März 1840 an Cotta; der Stich wurde jedoch erst zehn Jahre später ausgeführt. Seine eigene Zeichnung, die der Schinkels zugrunde lag, hatte Humboldt gleichfalls an Cotta geschickt und darauf sorgsam notiert: „Ich lege diese Skizze bei weil darin der Umriß deutlicher ist. Man sieht die hintere CraterWand und die AltarForm des CraterRands nicht deutlich genug im colorirten Bilde.“

MR



37

Nicolaus Lenau: Faust. Ein Gedicht.

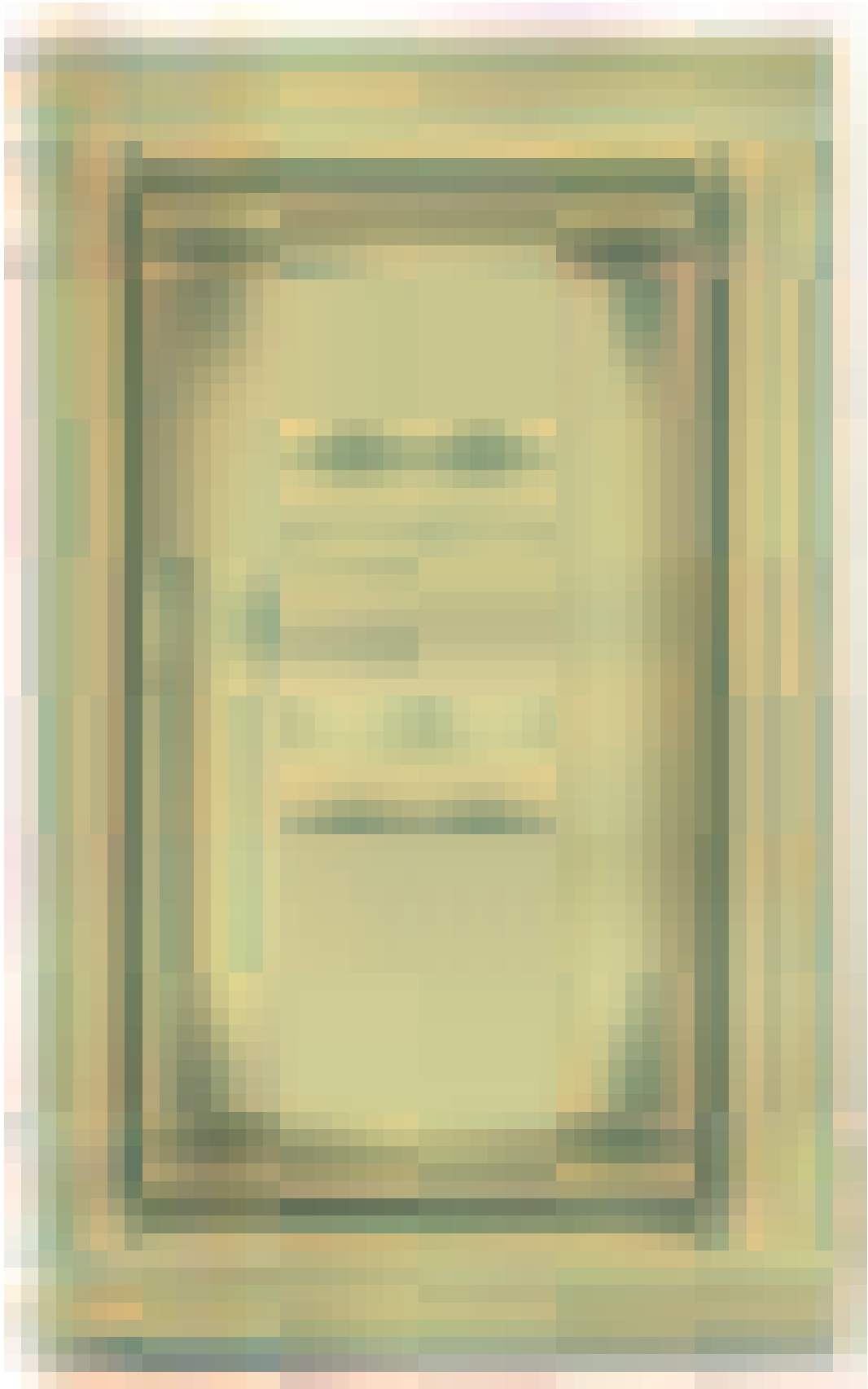
Stuttgart und Tübingen: Verlag der J.G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836

DLA/CA Bibliothek

„Daß Goethe einen Faust geschrieben, kann mich nicht schrecken. Faust ist ein Gemeingut der Menschheit, kein Monopol Göthes. Da dürfte man am Ende auch kein Mondlied dichten, weil dieser u. jener Meister schon eins gedichtet hat.“ Selbstverständlich kann man dieser Abwehr Lenaus das heimliche Eingeständnis entnehmen, dass es sich ja doch so verhielt, wie eben noch vehement abgestritten, dass der Fauststoff ein für allemal von Goethe besetzt war, dass sich auf direkte Konkurrenz, auf ein Wettfeiern mit Deutschlands größtem Dichter einließ, wer auch immer diese Figur literarisch zu behandeln wagte. Und darauf kam es letztlich wohl auch an, auf eine Herausforderung, auf den Versuch der Überbietung. Es ist sicherlich kein Zufall, dass kurz zuvor Christian Dietrich Grabbe mit ‚Don Juan und Faust‘ gleichfalls diesen Stoff gewählt hatte, zu übermächtig lastete der Schatten Goethes auf den Nachgeborenen, der Generation der ‚Epigonen‘, als dass man nicht versucht hätte, sich mit titanischer Gebärde davon zu befreien. In diesem Kontext war allein schon die Tatsache, dass Lenau, die Sensation der Stuttgarter Salons, einen ‚Faust‘ dichte, ein Ereignis. Er selbst berichtet in aller Bescheidenheit davon: „An jenem Abend, den ich bei ihm [Georg von Cotta] zubrachte (Theegesellschaft) fand ich eine glänzende Versammlung hiesigen Adels, u. mußte, nolens volens eine Scene aus meinem Faust vorlesen, wobei ich einen tüchtigen Erfolg hatte. Niemand aus der Gesellschaft, Schwab ausgenommen, kannte noch etwas von meinem Zauberer, sie waren wirklich so zu sagen perplex. Seitdem spukt mein Faust u. Mephistophel in der Stadt herum.“ Dies galt in ähnlicher Weise für Wien, Lenaus zweite Heimat, wo kein Geringerer als Grillparzer ihm nach einer Lesung aus ‚Faust‘ den Beinamen eines „deutschen Dante“ verlieh. Das waren beachtliche Vorschusslorbeeren,

denen Lenau jedoch zuweilen mit gewisser Exzentrík begegnete. Jedenfalls frappiert es, zu hören, dass der Dichter des Weltschmerzes und der Europamüdigkeit die Faustfigur nicht etwa als Träger eines Welt- und Menschheitsproblems deutete, sondern ihn vielmehr als Inbegriff eines deutschen Volksstamms ansah, was – Cotta hin oder her – der angestrebten Geltung seines Werks dann doch entgegenzustehen drohte: „Außerhalb Schwaben möchte ich es [das Faust-Manuskript] außer andern Gründen auch aus dem nicht drucken lassen, weil Faust ein geborner Schwabe ist. Auch ist sein Charakter ein wahrhaft schwäbischer. Dieser Hang zu spekulativer Schwärmerei, dieser redliche Ernst in Verfolgung einer überhirnigen, abenteuerlichen Idee, dieses leichtgläubige Sichprellenlassen vom Teufel scheinen mir echte Züge des schwäbischen Nationalwesens, und ich möchte Fausts Verschreibung einen erhabenen Schwabenstreich nennen.“ Nichtsdestotrotz – oder vielleicht auch gerade deswegen – erschien das Werk im Cotta-Verlag, wo Lenau gleich auch noch die Abhandlung eines dänischen Theologen über seinen ‚Faust‘ unterbrachte, der darin erstens eine eigenständige Konzeption und zweitens eine Überwindung von Goethes Stück erblickte. Die Mehrzahl der Kritiker war allerdings anderer Ansicht. Der Verlag hatte dergleichen wohl schon vorausgesehen und seine Ankündigung des Buches entsprechend formuliert: „Die Elekten eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeschylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung begrüßt und von den alten Kunstrichtern jede in ihrer Persönlichkeit anerkannt. So wird auch unsere Zeit in diesem Faust die Fortbildung des Dichtergeistes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einsicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterscheiden.“

VG



38

Nikolaus Lenau an Georg von Cotta. 30.7.1844. Vertragsentwurf

1 Bl.

DLA/CA Briefe: Nikolaus Lenau, Nr. 20b

Verlagsverträge stellen im Allgemeinen die am wenigsten beachtete literarische Äußerungsform eines Autors dar. Werkmanuskripte definieren seinen Rang als Schriftsteller, Briefe, sofern nicht selbst schon Kunstwerke, geben doch unmittelbar und lebendig Aufschluss über seine Lebensverhältnisse, Verträge aber, in ihrer juristischen Öde und Trockenheit, gehen, wenn sie überhaupt den Auswahlkriterien der Werkeditoren standhalten, allenfalls als literatursoziologisch verwertbare Dokumente durch. Heißt es in einem solchen Verlagsvertrag indessen: „Herr von Niembsch überläßt der J.G. Cotta’schen Buchhandlung das immerwährende und ausschließliche Verlagsrecht seiner sämtlichen Schriften, der schon vorhandenen sowohl als der noch zu erwartenden, von welchen die ersten fünf Bände in verschiedenen Ausgaben schon in dieser Buchhandlung erschienen sind“ – setzt ein Verlagsvertrag also dergestalt ein, so bedeutet dies schon noch etwas mehr, nämlich eine Treue- und Verpflichtungserklärung seitens des Schriftstellers ebenso wie ein pronociertes Bekenntnis der Buchhandlung zu ihrem Autor. Und darum handelt es sich in der Tat bei dem vorliegenden Dokument, dem Gesamtvertrag, der sowohl das bisherige wie auch das künftige Œuvre Nikolaus Lenaus umgreifen sollte. Der Cotta’schen Buchhandlung hatte er wohl einen guten Teil seiner Berühmtheit zu verdanken, seit seine Gedichte auf Empfehlung Gustav Schwabs hin erstmals 1832 dort erschienen waren; andererseits war Lenau sicherlich einer der prominentesten literarischen Autoren des Verlags in der Zeit Georg von Cottas, als die Fühlung zur Gegenwartsliteratur allmählich verloren ging. Das ach-

tungsvolle, ja freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden kann man auch dem Vertrag entnehmen; er wurde in Dotternhausen, dem Landgut Cottas, abgeschlossen, wo der Dichter wohl als Gast des Verlegers weilte. Davor hatte sich Lenau in Baden-Baden aufgehalten und dort Marie Behrends kennengelernt, mit der er sich wenige Tage nach Abschluss dieses Vertrags in Frankfurt verlobte; die finanzielle Absicherung, die der Vertrag ihm bot, sollte die geplante Ehe auf ein solides Fundament stellen. Es kam anders. Wenige Monate später, nach einem letzten Besuch bei seiner langjährigen Wiener Freundin Sophie von Löwenthal, erlitt Lenau in Stuttgart einen Schlaganfall, kurz darauf brach der Wahnsinn bei ihm aus. Den Rest seines Lebens verdämmerte er in den Heilanstalten von Winnenthal und Oberdöbling.

So ist dieser Vertrag ein eigentümlich berührendes Dokument: er bezeichnet den Moment, da Lenau für seine künftigen Werke eine endgültige Heimstatt im Cotta-Verlag gefunden zu haben glaubte, wo ihm doch überhaupt keine Produktivität mehr vergönnt war. Und ebenso sollte dieser Vertrag die Grundlage für eine bürgerliche Existenz Lenaus sein, der doch in seiner Unbehaustheit, die ihn unentwegt zwischen Stuttgart und Wien hin und her und gar bis nach Amerika trieb, wie kein anderer die Zerrissenheit des Zeitalters verkörperte, bis er, seines Bewusstseins gänzlich beraubt, in der Irrenanstalt festgesetzt wurde. So trägt denn dieses Dokument im doppelten Sinn eine dichterische Signatur: „Nicolaus Niembsch Edler von Strehlenau genannt: Nicolaus Lenau.“

KK



Abteilung 5

Die Zeitungen – politische, ästhetische und andere Publizistik

Ein entscheidender Schritt zur Modernisierung der J.G. Cotta'schen Buchhandlung bei ihrer Übernahme durch Johann Friedrich Cotta war die konsequente Entwicklung des publizistischen Sektors. In Absetzung von dem gelehrten Verlag des 18. Jahrhunderts kam man den Bedürfnissen des „extensiven“ Lesers entgegen, der seine Aufmerksamkeit zwischen verschiedenen Veröffentlichungen teilte, ja geradezu zerstreute. Diese Erwartungshaltung des Publikums verlangte nach Zeitschriften, Kalendern, Journalen, Almanachen, Monatsblättern, Taschenbüchern, kurz: nach Periodika jeglicher Tendenz und Couleur. Cotta gründete sie in rascher Folge, sowohl der (anspruchsvollen) Unterhaltung gewidmete, wie die ‚Flora‘ oder das ‚Taschenbuch für Damen‘, die sich speziell einer weiblichen Leserschaft andienten – das „männliche“ Pendant hierfür war der ‚Pferdekalender‘ –, wie auch belehrende Fachzeitschriften, seien es solche mit eher akademischer, seien es solche mit popularisierender Richtung. Die unterschiedlichsten Wissensgebiete und Berufszweige waren hier vertreten, beispielsweise Agronomie, Geographie, Verwaltungswissenschaften oder Theologie, immer in enger Fühlung mit dem Buchverlag und seinem letztlich aus dem Aufklärungsgedanken entspringenden Programm. Daneben standen die ambitionierten Blätter, die dem ästhetischen Bildungsideal der Weimarer Klassik verpflichtet waren, zuvörderst Schillers ‚Horen‘, das poetisch-philosophische Zentralorgan der Bewegung, flankiert von Goethes ‚Über Kunst und Altertum‘ oder dem gleichfalls von Schiller herausgegebenen ‚Musenalmanach‘. So sehr dieses Segment seines publizistischen Spektrums Cotta am Herzen lag, auch und vor allem Schillers und Goethes wegen, vielleicht noch wichtiger war ihm der Bereich der politischen Aufklärung. Zu Zeiten der Französischen Revolution, der Napoleonischen Kriege, des deutschen Konstitutionalismus, der Karlsbader Beschlüsse und der Juli-Revolution taten politische Berichterstattung und historische Deutung der jüngsten Vergangenheit not, zumal mittlerweile eine bürgerliche Öffentlichkeit entstanden war, und Cotta beeilte sich, diesem Bedürfnis nachzukommen. Angefangen mit dem ‚Strasburger Journal‘ seines jakobinischen Bruders Fried-

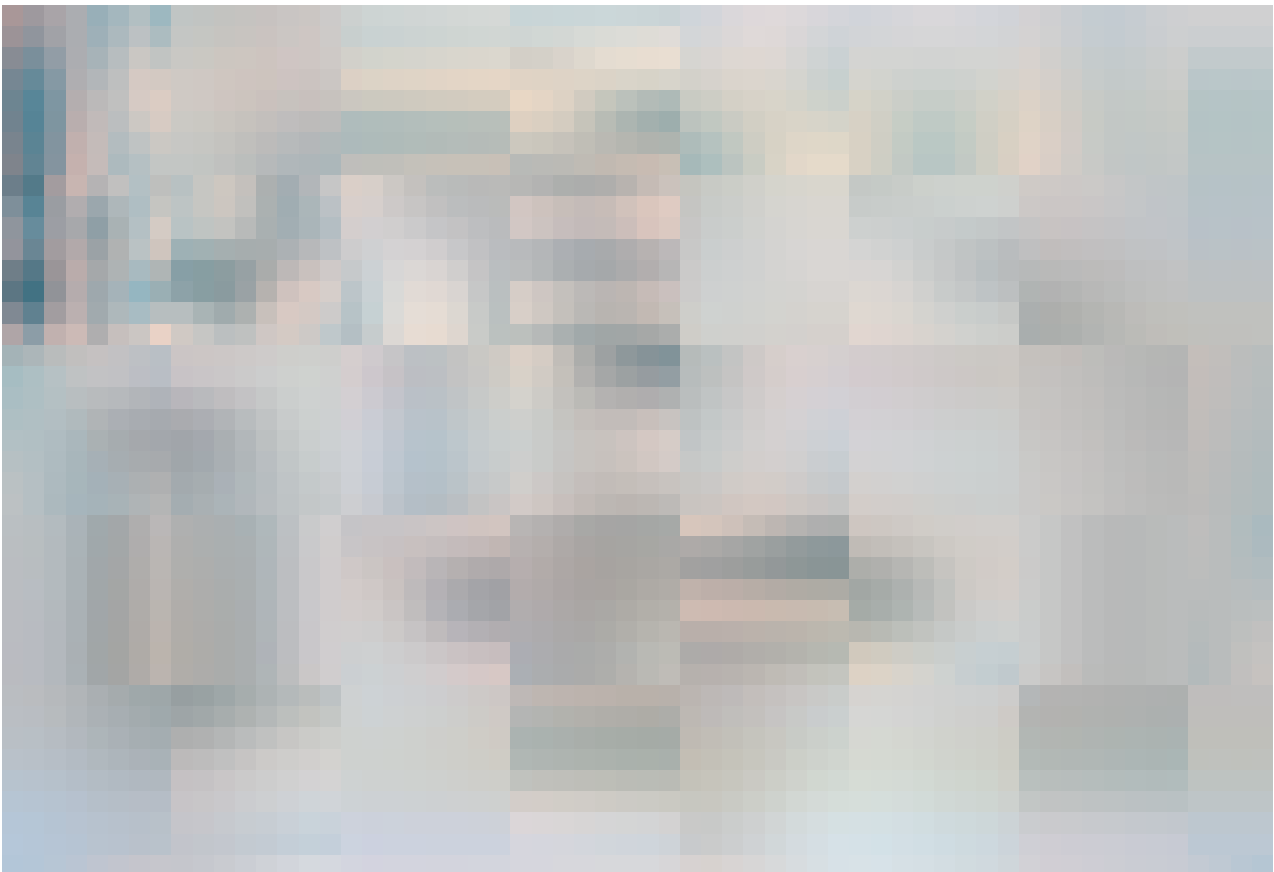
rich Christoph Cotta über die langlebigen ‚Europäischen Annalen‘, unter deren Herausgebern auch Heinrich Heine zu nennen ist, über die ‚Staatsgeschichte Europas‘, die in ihren jährlich erscheinenden Bänden die Veränderungen der politischen Landkarte unter Napoleon nachzeichnete, bis hin zu der im württembergischen Verfassungskampf ins Leben gerufenen ‚Tribüne‘ usw., usf., eine beeindruckende Reihe politischer Postillen, die so etwas wie den heimlichen Lebensnerv des Cotta'schen Verlagsprogramms darstellte. Dominiert wurde diese publizistische Produktion jedoch von zwei täglich erscheinenden, vielgelesenen Blättern, der ‚Allgemeinen Zeitung‘ und dem ‚Morgenblatt für gebildete Stände‘. Letzteres kam erstmals 1807 heraus, dauerte bis 1865 fort und bündelte belehrende, bildende und unterhaltende Tendenzen in einer Kulturzeitschrift universellen Charakters. In einer berühmten „Instruktion“ für die Redaktion hatte Cotta ihr als Maxime vorgegeben, „allen Etwas“ zu bringen. Dies implizierte einerseits ein umfassendes Repertoire an Gedichten, Erzählungen, Biografien, Reisebeschreibungen, naturkundlichen Berichten und breit gefächerten Kulturkorrespondenzen, das alsbald auch in den Beilagen des ‚Kunst-‘ und des ‚Literaturblatts‘ ausdifferenziert wurde, andererseits empfahl sich redaktionell eine mittlere Linie, die nicht von literaturpolitischer Programmatik und von avancierten ästhetischen Positionen bestimmt sein durfte. Doch so wie das ‚Morgenblatt‘ nichtsdestotrotz in literarische Richtungskämpfe (v. a. mit den Romantikern) verwickelt wurde, so stößt man in seinen Spalten auf zahlreiche Erstveröffentlichungen von Jean Paul, Kleist, Mörike, Lenau, Heine, Droste und vielen anderen mehr, die (ob nun programmatisch oder nicht) Sternstunden der deutschen Literatur darstellen. Für die ‚Allgemeine Zeitung‘ war einst als Redakteur kein Geringerer als der Historiker Schiller vorgesehen gewesen. Nach seiner Absage gründete Cotta das Blatt 1798 mit Ernst Ludwig Posselt (1763–1804) und machte daraus trotz Verboten, Zensurquerelen, Einschüchterungs- und Beeinflussungsversuchen die weitaus beste und angesehenste Zeitung Deutschlands im 19. Jahrhundert. Die Saat, die der Verleger mit Friedrich Schiller, dem Ehrenbürger der Französischen Republik, säen wollte, erblühte zu voller Reife in

den 1830er und 1840er Jahren, als der Korrespondent Heinrich Heine aus dem Paris der Juli-Revolution und des Bürgerkönigtums berichtete und pointierte Geschichtsschreibung der Gegenwart betrieb: „Ich benutze diese Gelegenheit, um aufs bestimmteste zu erklären, daß ich seit zwei Jahren in keinem politischen Journal Deutschlands außer der ‚Allgemeinen Zeitung‘ eine Zeile drucken lasse. Letztere, die ihre weltberühmte Autorität so sehr verdient und die man wohl die ‚Allgemeine Zeitung‘ von Europa nennen dürfte, schien mir, eben wegen ihres Ansehens und ihres unerhört großen Absatzes, das geeignete Blatt für Berichterstattungen, die nur das Verständnis der Gegenwart beab-

sichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die Heilige Allianz der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit.“ (Vorrede zu den ‚Französischen Zuständen‘, 1833).

HM

StaatsGeschichte Europas. Sechster Jahrgang 1811. Von der Abreise Napoleons zur Armee in Spanien bis zum Wiener Frieden. Mit dazugehöriger Landkarte.



39

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1808. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. Mit Kupfern.

Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung
DLA/CA Bibliothek Hb2

Unter den spezifischen Zielgruppen, die Johann Friedrich Cotta dem Verlag unmittelbar nach seiner Übernahme erschloss, war eine recht allgemeine: die Frauen. Die Cotta'sche Buchhandlung hatte eine erkleckliche Anzahl speziell auf weibliche Lesebedürfnisse zugeschnittene Periodika im Programm, angefangen mit ‚Amaliens Erholungsstunden‘ über die ‚Flora‘ und die ‚Vierteljährlichen Unterhaltungen‘ bis hin zum ‚Taschenbuch für Damen‘. Letzteres war keine Zeitschrift im eigentlichen Sinn, vielmehr ein jährlich erscheinendes Taschenbuch – der Name bedeutete damals, anders als heute, im Wortsinn ein Büchlein, das man aufgrund seines kleinen Formats in die Tasche stecken konnte – ein Taschenbuch also, das zahlreiche Beiträge populärer und gefälliger Autoren versammelte. Die Ausstattung war reich und geschmackvoll, der Inhalt meist von mittlerem Charakter, welche Kombination für eine große Verbreitung der Büchlein sorgte. In der Regel brachten die Damenkalender, wie man sie auch betitelte, obwohl sie meist kein Kalendarium enthielten, zahlreiche kurze Gedichte von Gottlieb Conrad Pfeffel, Karl Philipp Conz oder Friedrich Haug, zwei, drei längere erzählende Beiträge von August Lafontaine, Caroline Pichler oder Therese Huber sowie ausführliche Erklärungen der beigegebenen Kupferstiche, zuweilen auch noch Notenblätter. Inmitten dieser durchweg unterhaltenden Beiträge finden sich dann wohl dosiert einzelne Stücke von Schiller, Goethe, Schlegel oder Jean Paul. Diese über Jahrzehnte unveränderte

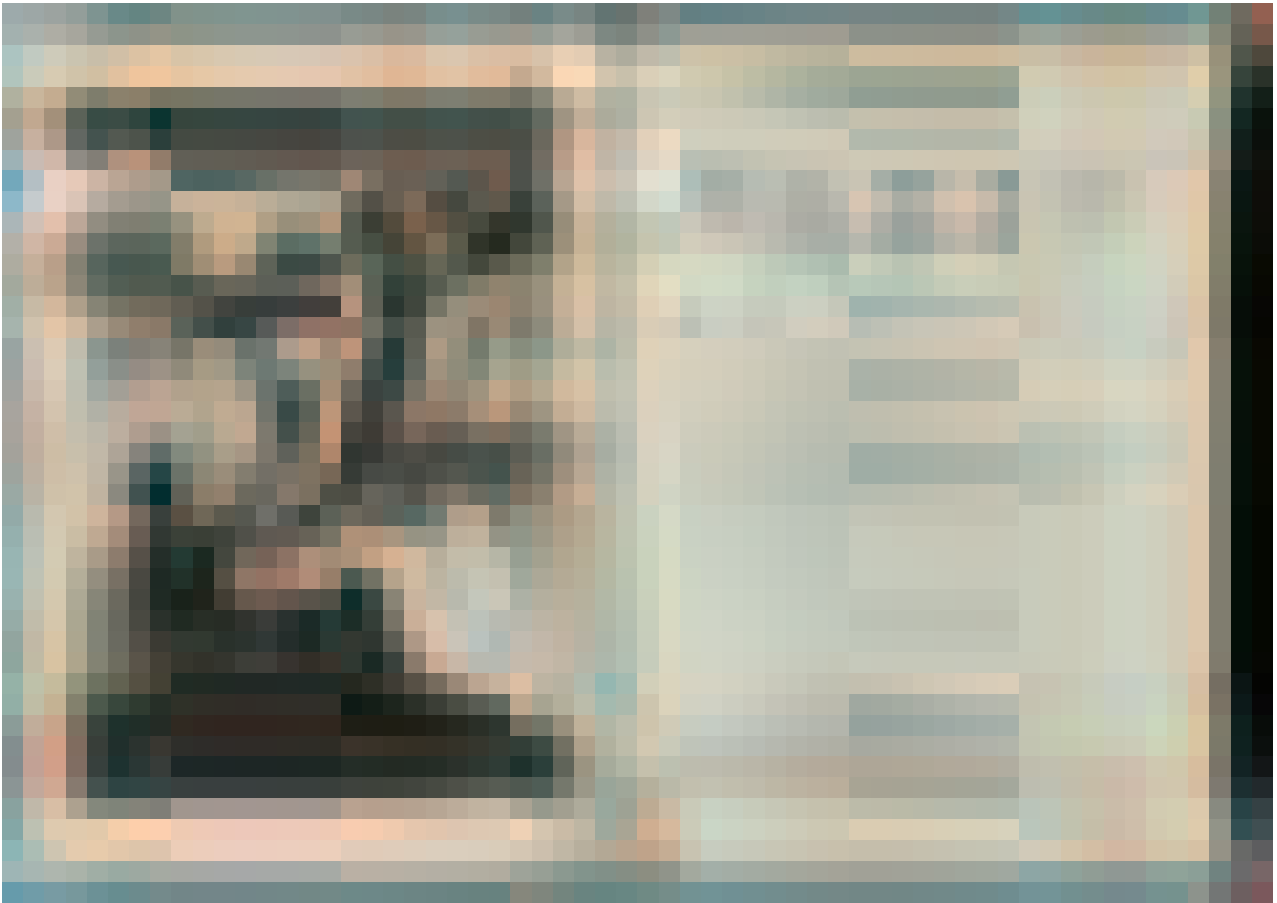
Mischung bescherte dem Taschenbuch für Damen anhaltenden Erfolg; es bestand von 1798 bis 1822 und wurde 1828 noch einmal in neuer Form für weitere vier Jahre wiederbelebt. Auch gab es eine französische Variante, den ‚Almanach des Dames‘, der womöglich noch eleganter daherkam. Kennzeichnend erscheint darüber hinaus noch, dass jeder Jahrgang einer (weiblichen) Fürstlichkeit gewidmet war, so dass die Leserin sich in der hochadeligen Widmungsempfängerin spiegeln konnte, nicht anders als es heute in einschlägigen Gazetten üblich ist. Der Wortlaut einer solchen geradezu lyrischen Widmung an die durch ihre spätere Begegnung mit Napoleon berühmt gewordene Königin Luise von Preußen spricht für sich:

Ihrer Majestät,
der Königin von Preußen,
Louise Auguste Wilhelmine Amalie.

Das erhabenste
und schönste
Beispiel
Des Weibes,
Der Gattin,
Der Mutter,

Wagte diesen Blättern,
Bestimmt dem Geschlecht, in welchem *Sie* Königin ist,
Voranzustellen
der Verleger.

MaR



40

Taschenkalender auf das Jahr 1797. Für Pferdeliebhaber, Reuter, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgesetzte groser Marställe. Herausgegeben von F.M.F. Freiherrn Bouwinghausen von Wallmerode

Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung

DLA/CA Bibliothek Hb2

Wesentlich nüchterner und pragmatischer präsentiert sich der Pferdekalendar, der eindeutig eine männliche Leserschaft ansprach und ungeachtet seiner Publikationsform beinahe schon einer Fachzeitschrift gleicht. Ein ausführliches Kalendarium, das sogar den Kalender der Juden und der Türken einschließt, verweist ebenso wie ein Register der Pferde- und Viehmärkte in Deutschland auf die Sphäre von Werkätigkeit und Handel. Die Kupfer zeigen eine „Anleitung zu der natürlichsten und leichtesten Art, Pferde abzurichten“, die Beiträge decken unter anderem die Rubriken „Pferdekenntnis und Wartung“, „Pferdearzneykunst“ oder „Schriften über die Pferdewissenschaft“ ab bzw. gelten – Stichwort Pferdezucht – dem „Hannövrishen Landgestüt zu Zelle“ oder im Kontext „Fuhrwesen und Equipagen“ der „Beschreibung der englischen Stage-Cooches“. Zwar waren Pferde damals unentbehrlich als Fortbewegungsmittel und für die Verrichtung aller möglichen Arbeiten, gleichzeitig dienten sie jedoch auch als Luxusobjekt und Statussymbol. Im Cotta'schen Pferdekalendar finden sich alle diese Facetten getreulich wieder, sicherlich auch zur Belehrung, nicht minder jedoch zur Unterhaltung.

MaR



41

Karten-Almanach

Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung / Tubinge[!]: J.G. Cotta, Libraire 1807

52 Bl. Spielkarten mit 16 S. Kommentar

DLA/CA Bibliothek Hb2

Der Cotta'sche Karten-Almanach – die Begriffe Taschenbuch, Kalender und Almanach meinen im Wesentlichen dasselbe – ist insofern ein Extremfall unter den hier präsentierten Almanachen, als er bis auf ein kleines Begleitbüchlein überhaupt keinen Text enthält. Stattdessen besteht er aus einem vollständigen Kartenspiel von 52 Blatt, das zu seiner Legitimation ein Motto von Leibnitz aufbietet – „Les hommes n'ont jamais montré plus d'esprit que dans les *jeux* qu'ils ont inventés“ – und möglichen moralischen Einwänden gegen seinen Gebrauch keck begegnet: „Drei Stunden des Tages, wo nicht mehr, fließen bey'm L'hombre, Whist, Piquet etc. schuldlos dahin, die ohne Karten gewiß weit schlimmer angewendet worden wären“. Doch liegt das Entscheidende bei diesen Spielkarten sicherlich nicht in der Möglichkeit, sie zum Glücksspiel zu verwenden, sondern in ihrer gelungenen künstlerischen Gestaltung durch Christian Faber du Faur (1780–1857), die vielleicht noch mehr Unterhaltung zu verschaffen vermag als eine Kartenpartie. Die Themen der einzelnen Blätter stehen jeweils für sich, lediglich die kolorierten Könige, Damen und Buben zeigen Figuren aus Schillers ‚Wallenstein‘ – eine eher unerwartete posthume Huldigung. Doch darf gerade in diesem Kontext das einschlägige Wort des Dichters nicht fehlen: „Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

JH



42

Allgemeine deutsche Justiz- und PolizeyFama. Herausgegeben von dem Hofrath und Professor Hartleben zu Salzburg.

Salzburg. Gedruckt in der Oberer'schen Buchdruckerey.

Zu haben [...] monatlich Heftweise in der J.G. Cotta'schen VerlagsHandlung zu Tübingen. July 1803

DLA/CA Bibliothek Hb7

Was heutigen Lesern aufgrund des etwas barocken Titels als reichlich kuriose Publikation erscheinen mag, war doch eine durchaus seriöse Fachzeitschrift für die Organe der öffentlichen Sicherheit, die dem auch heute noch vertrauten Motto „Für Recht und Ordnung“ folgte. Das 19. Jahrhundert machte sich, getragen vom Gedanken der Aufklärung, auch an die Verbesserung des Polizei- und Justizwesens, und Theodor Konrad Hartlebens ‚PolizeyFama‘, die von 1802 bis 1830 dreimal wöchentlich bei Cotta erschien, war eines der Journale, die sich dieser Aufgabe verschrieben hatten:

„Allen hohen sowohl als niederen Justiz- und Polizeybehörden ist sie ein wahres Amtsblatt, in welchem jeder Verbrecher ohne Ausnahme, schneller als es vorher möglich war, verfolgt und auf solche Menschen, die der bürgerlichen Gesellschaft unwürdig oder lästig sind, aufmerksam gemacht wird. Der Justiz- und Polizey-Beamte findet in ihr Belehrung und Nachrichten über jene praktischen Gegenstände und Ereignisse des Tages, welche ihm in seinen Geschäftskreisen wichtig seyn können.“ Dieses Programm schlug sich in allerlei Abhandlungen und Berichten zu recht heterogenen Themen nieder, wie überhaupt das Wort „Polizei“ damals als Synonym für weite Teile der öffentlichen Verwaltung gebraucht wurde. „Wie sollen Güterbesitzer in großen Staaten zur Verbreitung der KuhpockenImpfung mitwirken?“ – „Wo darf man zu Paris, wo zu Regensburg betteln? Die jüngsten Polizeyverordnungen dieser Städte als Beantwortung“ – „Zweifacher Mord aus Wahnsinn im Salzburgischen. Gewöhnlicher Mangel an Anstalten für diese Unglücklichen auf dem Lande“ – „Organisation der Civil- und CriminalJustizverwaltung in den NeuWürtembergischen Landen.“

Den konkretesten Einblick in die Welt der Justiz- und Polizeiangelegenheiten gewähren jedoch die überreichlich ins Blatt gestreuten Steckbriefe:

„*Mörder.* Der nachbeschriebene Michael Kamerlander, KirchenDiener bey St. Peter dahier, hat sich eines gewalt-samen TodSchlags einer WeibsPerson verdächtig und von hier flüchtig gemacht. Er ist 35 Jahre alt, 5 Schuh 7 Zoll groß, mager, bleichen, schwarzgelben Angesichts, schwarzen Haaren, mit einem HaarZopfe, und rechten eingebogenem Knie, hat daher einen schleppenden Gang, spricht sehr schnell die Neuburger Sprache, trug bey seiner Entweichung einen runden Hut, dunkelgrauen Rock, hellgraues Gillet, schwarzlederne BeinKleider, und Stiefel mit braunen Umschlägen. Nachricht auf dessen Betreten ertheilt man an das kurfürstl. LandRichterAmt zu Neuburg an der Donau.“

„*Warnung vor einem bedeutenden Räuber.* Er nennt sich Simon Buchl vulgo Buzweg, und ist im letzten Kriege von den Kaiserlichen durchgegangen. Er that den Franzosen durch Hülfe der BauersLeute großen Schaden, daher er so lange aller Orten, auch bey angesehenen Personen, Schutz und Schirm fand, bis er endlich bey dem Hochfürstl. fürstenbergischen OberAmte Wolfach zur Verhaft kam, von wo aus er unter das kaiserliche Militär nach Günzburg gebracht werden sollte, der Escorte aber unterwegs durchgegangen ist, und sich sogleich wieder zu seinen Bekannten geschlagen hat. Man vermuthet, er werde der Anführer einer großen JaunerBande werden, die sich in dem Künzinger Thale und auf dem SchwarzWalde aufhält.“

MaR



43

Polytechnisches Journal. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufacturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft etc. Herausgegeben von Dr. Emil Maximilian Dingler. Band 160. Heft 6. Zweites Juniheft

Augsburg: J.G. Cotta'sche Buchhandlung 1861

DLA/CA Bibliothek Hb7

Das ‚Polytechnische Journal‘ war eine Monatszeitschrift – später erschien sie sogar 14-tägig –, die von 1820 bis 1896 in der J.G. Cotta'schen Buchhandlung erst von Johann Gottfried Dingler und in der Nachfolge von seinem Sohn Emil Maximilian Dingler herausgegeben wurde. Nach dem Tod des letzteren im Jahr 1874 wurde sie in ‚Dingler's Polytechnisches Journal‘ umbenannt. 1896 gab Cotta die Zeitschrift, die jedoch bis 1931 weiterexistierte, an einen anderen Verlag ab. Dingler (1778–1855), ein Augsburger Fabrikant, hatte sich 1819 an Cotta gewandt, der ja am Ort eine große Druckerei betrieb, wo u.a. die ‚Allgemeine Zeitung‘ gedruckt wurde, und hatte ihm seinen Zeitschriftenplan vorgestellt. Er argumentierte mit der überall einsetzenden Industrialisierung und stellte fest, dass noch zu keiner Zeit „das Bedürfnis zur Verallgemeinerung polytechnischer Kenntnisse als ein anerkanntes verlässliches Mittel zur Förderung und Emporbringung der vaterländischen Industrie und des Nationalvermögens mehr als jetzt gefühlt“ worden sei. Cotta ging bereitwillig auf das Angebot ein, das – wie der langfristige Erfolg der Zeitschrift beweist – just im rechten Augenblick kam. Das Journal brachte Artikel zur

internationalen technischen Entwicklung auf den unterschiedlichsten Gebieten. Teilweise wurden diese Texte aus ausländischen, besonders englischen und französischen Zeitschriften übernommen, übersetzt und kommentiert. Die Mehrzahl der Beiträge entstand jedoch eigens für das ‚Polytechnische Journal‘. Darin wurden sowohl neue Erkenntnisse und Entdeckungen der Naturwissenschaften als auch technische Neu- und Weiterentwicklungen vorgestellt. Im vorliegenden Heft etwa „Theorie der geschlossenen calorischen Maschine“, „Die Anwendung der comprimierten Luft zur Förderung und Wasserhaltung bei dem englischen Steinkohlebergbau“, „Neue Trocken-Rahmenmaschine für Tuche“, „Verbesserte Röhrenverbindungen, besonders für Gasleitungen“, „Über die gefärbten Abkömmlinge des Binitronaphtalins“, etc. Mehrere Tafeln mit zahlreichen technischen Zeichnungen illustrierten die entsprechenden Artikel. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten wurde das ‚Polytechnische Journal‘, besonders wegen seines breit gefächerten Inhalts, zu einer der erfolgreichsten technischen Zeitschriften im deutschsprachigen Raum.

JH



44

Die Horen. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Schiller.**Zwölfter Band. Zwölftes Stück**

Tübingen: J.G. Cottasche Buchhandlung 1797

DLA/CA Bibliothek Hb7

Schwerlich hat es in Deutschland je eine glanzvollere Literaturzeitschrift gegeben als Schillers ‚Horen‘ und schwerlich entfaltete jemals ein Journal eine solche Signifikanz für eine gesamte literarische Epoche, wie gerade dieses. Die ‚Horen‘ verwirklichten das vornehmste Programm der Klassik, die ästhetische Erziehung, in Reinkultur, sie versammelten unter Schillers Herausgeberschaft und Goethes Mitarbeit alles, was Rang und Namen in der deutschen Geisteswelt hatte – und sie machten Cotta zum Verleger der entstehenden deutschen Nationalliteratur, weil er durch diese Zeitschrift eminent an Ruhm und Ansehen gewann.

Die Idee zu den ‚Horen‘ entstand auf jener berühmten Spazierfahrt Schillers mit Cotta auf den Rosenstein am 4. Mai 1794. Kaum drei Wochen später wurde der Vertrag darüber unterzeichnet, den Schiller eigenhändig aufgesetzt hatte und schon bald darauf folgte eine ‚Einladung zur Mitarbeit‘, die an mögliche Beiträger der geplanten Zeitschrift verschickt wurde: „Sie wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als historischen und poetischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen seyn; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion

und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der *schönen* Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der *gelehrten* zu einer freyen Forschung der Wahrheit, und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht seyn wird, die Wissenschaft selbst, durch den innern Gehalt, zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern.“

Was aus dieser Einladung folgte, ist Literaturgeschichte. Goethes ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten‘ oder seine ‚Römischen Elegien‘, Schillers ‚Briefe über die ästhetische Erziehung‘ oder seine Abhandlung ‚Über naive und sentimentalische Dichtung‘ sowie etliche philosophische Gedichte, ferner Erzählungen, Übersetzungen, Lyrisches und Essayistisches von Herder, Hölderlin, den beiden Humboldts, Fichte, Lenz, Voß, A.W. Schlegel und anderen mehr, kurz: eine Ansammlung poetisch-philosophischer Gipfelleistungen, die ihresgleichen sucht. Das Publikum war von diesem elitären Konzept – wie sich an der fallenden Kurve der Absatzzahlen ablesen lässt – heillos überfordert, und nach dem dritten Jahrgang wurden die ‚Horen‘ eingestellt; das vorliegende Heft ist das letzte in der Reihe. Goethe und Schiller kommentierten dann das literarische Klima, in dem die ‚Horen‘ nicht gedeihen konnten, in den ‚Xenien‘ des ‚Musenalmanachs auf das Jahr 1797‘. Doch dies ist ein anderes Kapitel ihrer nunmehr fortdauernden Zusammenarbeit.

LH



45

Über Kunst und Alterthum. Von Goethe. Zweyter Band

Stuttgart: Cotta'sche Buchhandlung 1818

DLA/CA Bibliothek Hb7

Goethes in den Jahren zwischen 1816 und 1832 unregelmäßig erscheinendes Kunstmagazin – ein typisches Organ des Spätklassizismus – war weder beim Publikum sonderlich erfolgreich, noch hat es in der Literaturgeschichte eine ausgesprochen günstige Beurteilung erfahren. Zu sehr war es auf den engsten Weimarer Kreis dieser Jahre beschränkt, über den etwa Heine spottete: „Goethe hatte Angst vor jedem selbständigen Original-schriftsteller und lobte und pries alle unbedeutende Kleingeister; ja er trieb dieses so weit, daß es endlich für ein Brevet der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu sein.“ Andere sprachen von einem „Magazin der Unbedeutendheit“. Die meisten Aufsätze des von Cotta klaglos als Werk Goethes verlegten esoterischen Periodikums wurden von diesem selbst und von Johann Heinrich Meyer verfasst. Weitere Beiträge stammten von Wilhelm von Humboldt, Sulpiz Boisserée, Johann Peter Eckermann, Friedrich Wilhelm Riemer und Friedrich von Müller, zum Teil unter der Chiffre W.K.F. (Weimarer Kunstfreunde), was den Eindruck eines Zirkels von Eingeweihten verstärkte, wie überhaupt der Austausch Goethes mit Freunden und Gleichgesinnten über die unterschiedlichsten kulturellen Fragen der Zeitschrift ihren besonderen Charakter gab. Das Themenspektrum umfasste Malerei, bildende Kunst, Kunststätten, Kunsthandwerk, Literatur und Altertumskunde. Ferner verarbeitete Goethe Ideen aus liegengebliebenen älteren Aufzeichnungen. Ein Beispiel hierfür ist die 1812 entstandene Abhandlung über Myrons Kuh, die er 1818 überarbeitete und zusammen mit einem Kupferstich von Carl August Schwerdgeburth im vorliegenden Band seiner Zeitschrift in Druck gab. Myron, einer der bedeutendsten Bildhauer der Antike, dessen Diskuswerfer zumindest als Kopie überliefert ist, hat auch die nicht erhaltene naturgetreue Plastik einer Kuh geschaffen, die sowohl von Menschen wie auch von Stieren mit einem wirklichen Tier verwechselt worden sein soll.

Goethe postulierte nun aufgrund einer Münzdarstellung, dass es sich hierbei um eine ihr Kalb säugende Kuh gehandelt habe, was ihm das bedeutendere und für ein so berühmtes Kunstwerk angemessenere Motiv zu sein schien, betrieb also gewissermaßen die Neuerfindung der Antike, wie sie zu sein hatte. Die heutige Fachwissenschaft hat Goethes Hypothese abgelehnt; im damaligen Kontext ging es aber ohnehin um etwas ganz anderes, nämlich um den Gegensatz der christlich-romantischen zur heidnisch-klassischen Kunst und um die durch die antike Kuh genährte Befürchtung der frommen Romantik, damit könne ein neues Götzenbild, sozusagen eine goldene Kuh, aufgestellt werden. Dies lässt zumindest eine kritische Bezugnahme Friedrich Schlegels vermuten: „Es dürfte überhaupt mit der Sache des Christentums noch bei weitem nicht so schlecht stehen, als es die Revolutionsmänner und neuen Heiden sich selbst einbilden, oder doch uns überreden möchten. [...] Es fehlt auch noch außer den Kirchen nicht an einzelnen Privatleuten, die wohl in irgend einem dazu bestimmten Zimmer ihres Hauses, eine Verkündigung, eine Mutter Gottes mit dem Kinde oder sonst ein wohlgemaltes, frommes Bild zur Freude und Andacht vor Augen zu haben wünschen. Nachdem jedoch die Sinnesart der Menschen sehr mannigfaltig ist, so wird andern vielleicht die Darstellung einer säugenden Kuh lieber sein. Und gewiss, wenn die Behandlung so vortrefflich ist, wie wir uns die berühmte Kuh des Myron zu denken haben und wie sie uns Goethe nach seiner Art so meisterhaft schildert; so darf auch dieser Gegenstand keineswegs von dem Gebiet der Kunst ausgeschlossen bleiben. Nur wenn es die Absicht sein sollte, durch diesen oder andre solche in ihrer Art auch verdienstliche tierische Gegenstände, die erstgenannten höheren und heiligen, zu verdrängen; so würden wir uns dagegen erklären müssen.“

LS



46

Die Tribüne. Württembergische Zeitung für Verfassung und Volkserziehung zur Freiheit. September 1819

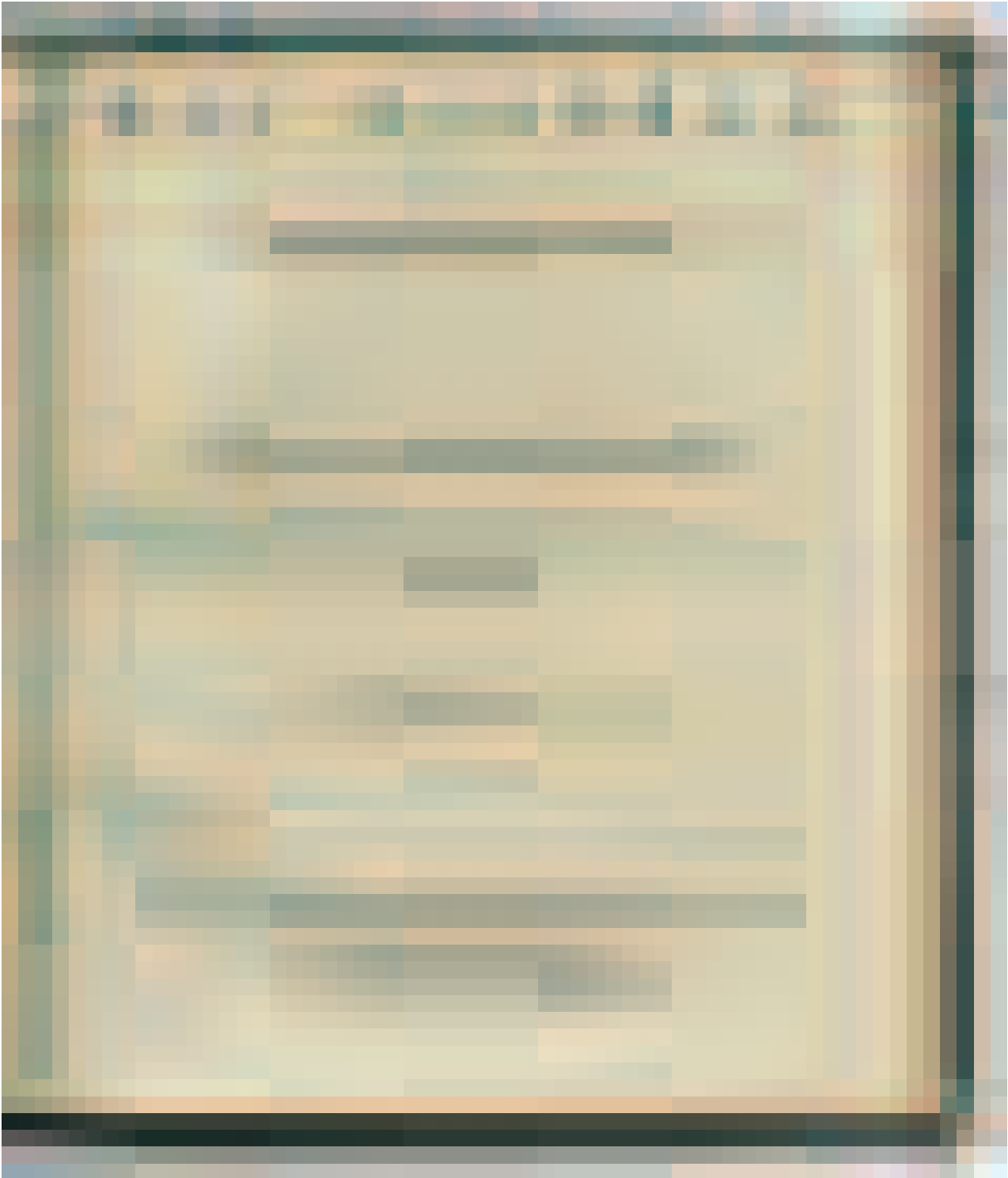
Stuttgart und Tübingen. J.G. Cotta'sche Buchhandlung

DLA/CA Bibliothek Hb7

Am Zustandekommen der württembergischen Verfassung im September 1819 war Johann Friedrich Cotta nicht unmittelbar beteiligt. Doch verfolgte er dieses Ziel ja bereits seit dem Wiener Kongress, weil er die grundsätzliche Bedeutung des Konstitutionalismus im gesamteuropäischen Kontext der nachnapoleonischen Restaurationsepoche erkannt hatte. Wenn er also im Juli 1819 mit der ‚Tribüne‘ ein politisches Tagblatt ins Leben rief, dessen Programm im Untertitel klar ausgesprochen war, so konnte man dies ohne weiteres auf die württembergischen Verhältnisse beziehen, über die die Zeitung denn auch ausführlich berichtete, gleichzeitig war diese Gründung aber auch eine klare Oppositionsansage wider die herrschende politische Tendenz. Das lag einerseits in der Person des Redakteurs begründet, andererseits eben in der allgemeinen politischen Entwicklung, die damals geradewegs auf die erzreaktionären Karlsbader Beschlüsse vom Herbst 1819 zusteuerte, die Konstitutionalismus, Pressefreiheit und überhaupt Liberalismus jeglicher Art unterdrücken sollten. Der unmittelbare Anlass der Karlsbader Konferenz war die Ermordung des deutschen Schriftstellers und russischen Diplomaten August von Kotzebue durch den Theologiestudenten und Burschenschaftler Karl Ludwig Sand im März 1819 gewesen. Dass gerade Kotzebue diesem politischen At-

tentat zum Opfer fiel, lag daran, dass im Jahr zuvor ein für den russischen Zaren bestimmter Geheimbericht von seiner Hand durch eine journalistische Indiskretion veröffentlicht und Kotzebue als russischer Agent bloßgestellt worden war. Urheber dieser Indiskretion war der damalige Redakteur des Weimarer ‚Oppositionsblattes‘ Friedrich Ludwig Lindner (1772–1845), der in konservativen Kreisen dadurch auch als Anstifter von Kotzebues Ermordung galt. Und ausgerechnet diesen Lindner berief Cotta nun zum Redakteur seiner neugegründeten ‚Tribüne‘ – mit dem Erfolg, dass das Blatt auf der Karlsbader Konferenz unentwegt als Paradebeispiel missbrauchter Pressefreiheit und revolutionärer Propaganda zitiert wurde. Joseph Anton von Pilat, der Privatsekretär Metternichs, schrieb darüber unverblümt an Cotta: „Die Tribüne wird für eines der revolutionärsten Journale gehalten, und ich weiß, daß man es Ihnen, werthester Freund, *sehr* übel nimmt, daß Sie sich neuerdings mit Dr. Lindner eingelassen haben“. Cotta hatte ein deutliches Signal seiner politischen Überzeugung gegeben, er erkannte aber auch, wann es geboten war, zurückzuweichen. Mit der knappen Erklärung, dass die Umstände ihn zwingen, das Blatt aufzugeben, beendete Lindner die letzte Ausgabe des somit äußerst kurzlebigen Journals bereits am 30. September 1819.

NF



47

Neue allgemeine politische Annalen. Herausgegeben von H. Heine und F. L. Lindner.

Sechszwanzigster Band. Viertes Heft

Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung 1828

DLA/CA Bibliothek Hb7

Im Wissen um die herausragende Bedeutung von Heinrich Heines Pariser Berichterstattung für die ‚Allgemeine Zeitung‘ erscheint es nur folgerichtig, dass er auch Herausgeber von Cottas wichtigster und lang andauerndster politischer Zeitschrift war. Doch ist der Redakteur Heine nur eine Episode in der Geschichte der ‚Europäischen Annalen‘, die erstmals 1795 erschienen, gewissermaßen als Vorbote der ‚Allgemeinen Zeitung‘, beide damals herausgegeben von dem profilierten Publizisten Ernst Ludwig Posselt, der aus grundsätzlich revolutionsfreundlicher Haltung heraus die in die unmittelbare Gegenwart hineinreichenden Folgen der welthistorischen Pariser Ereignisse kommentierte. Dieser Aufgabe und dieser liberalen Tendenz blieb die Zeitschrift auch nach Posselts Tod treu, als sie unter veränderten politischen Umständen, leicht variierten Titeln, wechselnden Erscheinungsorten und unterschiedlichen Herausgebern (u.a. Friedrich Murhard, Friedrich Ludwig Lindner, Karl von Rotteck) fortexistierte: ausführliche und profunde Hintergrundanalysen der politischen Verhältnisse zu liefern.

Heine hatte durch Karl August Varnhagen von Ense bei Cotta anfragen lassen, ob dieser für ihn Verwendung, etwa als Korrespondent, habe. Cotta zeigte sich der aufstrebenden Berühmtheit gegenüber aufgeschlossen und brachte schließlich die Redakteursstelle der ‚Neuen Allgemeinen Politischen Annalen‘ in München ins Spiel, was Heine mit den Worten kommentierte, er solle wohl „Liberalenhäuptling in Bayern“ werden. Besonders nachhaltig hat sich Heines nur kurz währende Herausgeberschaft bei dieser Zeitschrift nicht ausgewirkt – das Tagesgeschäft erledigte wohl weitgehend Lindner – doch bemühte sich Cotta mit sicherem Gespür, den vielversprechenden Autor an seinen Verlag zu binden, indem er ihm die Mitarbeit am ‚Ausland‘ und nach Wilhelm Hauffs Tod angeblich sogar die Redakteursstelle beim ‚Morgenblatt‘ anbot. Heine lehnte ab; er suchte weniger ein Aufgabenfeld als eine Versorgung. So löste sich die Verbindung mit Cotta zunächst, um – zum Wohl und zum Vergnügen der Leserschaft – bald darauf in anderer Weise neu geschlossen zu werden.

KaM



48

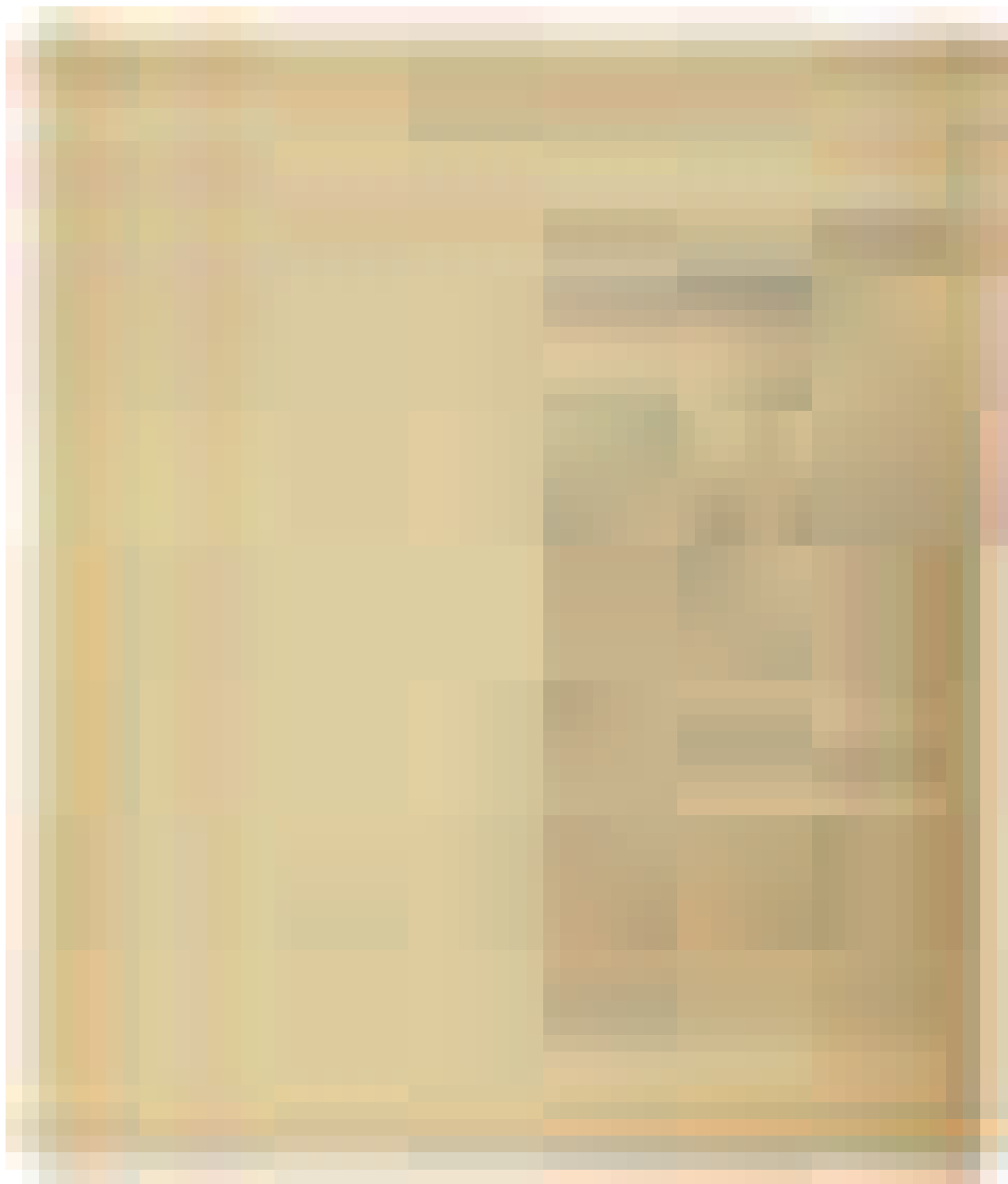
Johann Friedrich Cotta: Instruction für die Redaction des Morgenblatts

2 Bl.

DLA/CA Morgenblatt 1

Zu dem von ihm sorgfältig geplanten, ab dem 1. Januar 1807 täglich außer sonntags erscheinenden ‚Morgenblatt für gebildete Stände‘ formulierte Johann Friedrich Cotta schon nach wenigen Nummern seine ‚Instruction für die Redaction‘, die über die Anweisungen für die tägliche Redaktionspraxis hinaus vor allem die Konzeption seiner neuen Kulturzeitschrift offenbart. Zentrale Maxime der Auswahl und Zusammenstellung von Beiträgen war der sorgfältige Zuschnitt auf den angestrebten weit gespannten Adressatenkreis: „Allen Etwas ist das HauptGesez das jeder Nummer zur Norm dienen muß“ (Punkt 10). Der universell ausgerichtete Anspruch Cottas, die breit gefächerten Interessen von Gelehrten, Kaufleuten, Künstlern, des „Mannes von Welt“ ebenso wie der „Dame von Geist“, zu befriedigen, erforderte das enzyklopädische, alle Wissensbereiche umfassende Themenspektrum des ‚Morgenblatts‘ – unter explizitem Ausschluss politischer Themen (Punkt 5) und unter Gewährleistung des höchstmöglichen Qualitätsniveaus in jeder der vielfältigen Rubriken, indem „beste Köpfe durch PreisAufgaben“ (Punkt 13) angelockt und herausgefiltert werden sollten. Mit den thematischen Schwerpunkten Literatur und Kunst brachte Cottas Journal Qualität und Bildung so unterhaltsam wie abwechslungsreich unter die Leute und informierte in aktuellen Korrespondenzberichten und „Übersichten der neuesten Literatur“ (Punkt 7) zusammenfassend über das nationale und internationale kulturelle Tagesgeschehen: Eine Konzeption, die das ‚Morgenblatt‘ über fünfzig Jahre lang, bis 1865, zur führenden Kulturzeitschrift im deutschen Bildungsbürgertum werden ließ. Cottas ‚Instruction für die Redaction‘ enthält in Form nur flüchtig zu Papier gebrachter Überlegungen bereits die erfolgsversprechenden programmatischen und inhaltlichen Hauptcharakterzüge des eben entstehenden Blattes.

AS



49

Theodor Fontane. Die arme Else

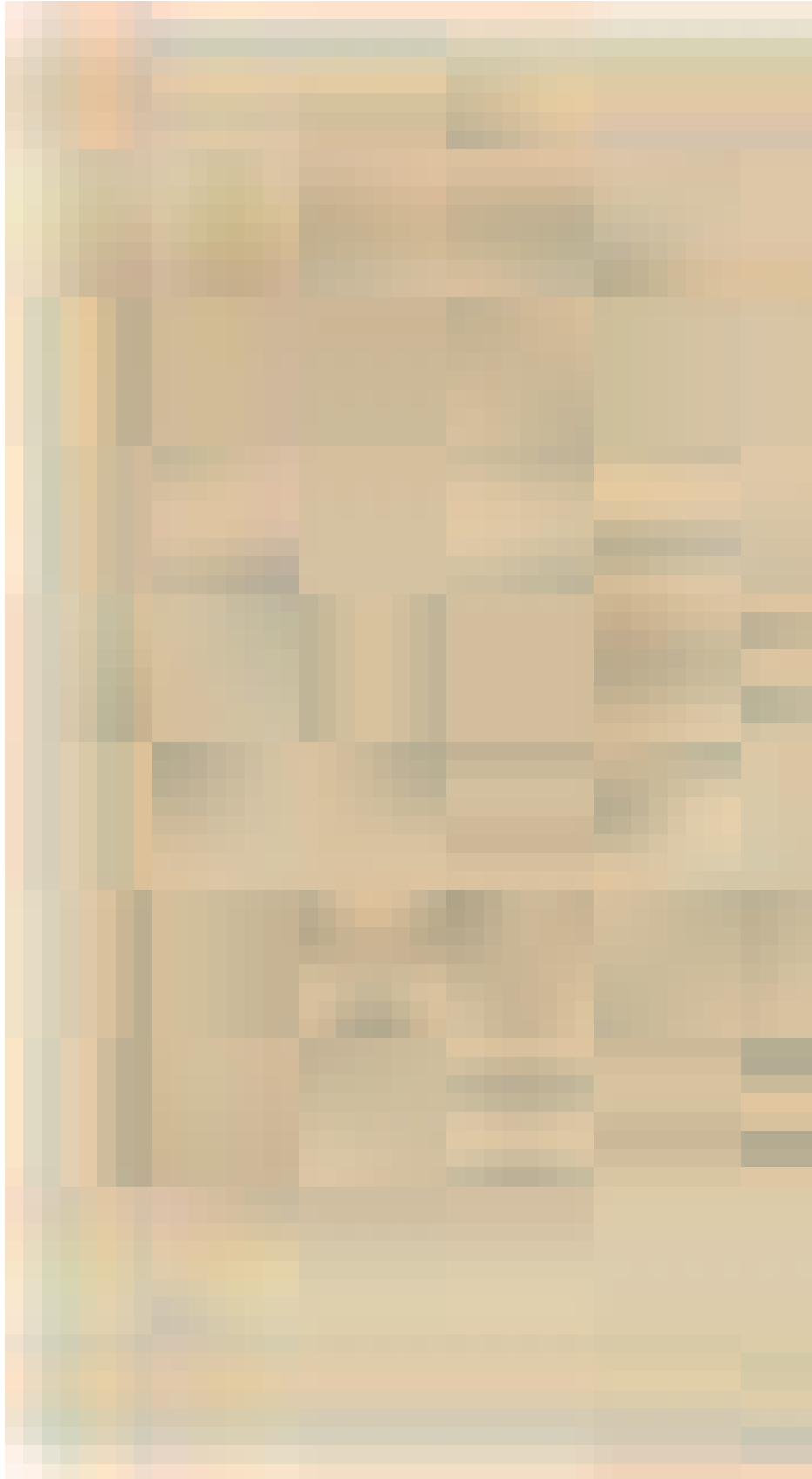
1 Bl.

DLA/Archiv A: Hauff-Kölle

Dem thematischen Abwechslungsreichtum des ‚Morgenblatts‘ mit seinem enzyklopädischen Programm korrespondiert die Vielfalt der Beitragstypen, deren Bandbreite unter anderem Erzählungen, biografische Berichte, Rätsel, Anekdoten und vor allem unzählige hier erstveröffentlichte Gedichte umfasst. Zu den letzteren hätte auch Theodor Fontanes – seit 1843 Beiträger des ‚Morgenblatts‘ – 1846 entstandenes Gedicht ‚Die arme Else‘ gehören sollen, dessen Reinschrift er dem ‚Morgenblatt‘-Redakteur Hermann Hauff übersandte. Doch kam es, wahrscheinlich wegen des Gedichtinhalts (der Schilderung einer Heirat ohne Liebe), nicht zu seiner Veröffentlichung; Hauff verstand Fontanes Gedicht vermutlich als Angriff auf die bürgerliche Konvenienzehe, der die Leserschaft des ‚Morgenblatts‘ möglicherweise vor den Kopf gestoßen hätte. So demonstriert Fontanes abgelehntes Gedichtmanuskript exemplarisch die präzise und sorgfältige Selektion jedes einzelnen ‚Morgenblatt‘-Beitrags durch die Redaktion, die sich einerseits vom Qualitätsmaßstab als zentralem Auswahlkriterium und dem Grundsatz der Unparteilichkeit leiten ließ, andererseits jedoch inhaltlich konservativ orientiert und auf die Leseerwartungen des bürgerlichen Zielpublikums abgestimmt war.

Fontane nahm ‚Die arme Else‘ 1851 in seine Gedichtsammlung auf, die von der 2. Auflage an im Verlag von Wilhelm Hertz erschien, der wiederum 1901 von Adolf Kröner, der Cotta Verlag übernommen hatte, erworben wurde – so kam, in überarbeiteter Fassung und unter dem Titel ‚Und alles ohne Liebe‘, das von Hermann Hauff für das ‚Morgenblatt‘ zurückgewiesene Gedicht letztlich doch noch in den Cotta’schen Verlag.

AS



50 a

Sonntagsblatt für gebildete Stände. Extrablatt Beilage I vom 19.1.1807

2 Bl.

DLA/Archiv A: Kerner

50 b

Carl Mayer d. Ä.: o.T.

1 Bl. Bleistiftzeichnung

23,3 x 19,4 cm

DLA/Archiv A: Mayer, Carl d. Ä.

Es gibt eine in Tübingen lokalisierte Fallgeschichte zur Rezeption von Cottas ‚Morgenblatt für gebildete Stände‘, die knapp zweimonatige Episode des ‚Sonntagsblatts für gebildete Stände‘. Als parodistische Gegenzeitung, von dem Freundeskreis um die schwäbischen Romantiker Justinus Kerner und Ludwig Uhland verfasst, die 1807 zwanzigjährige Studenten an der Universität Tübingen waren, markierte das ‚Sonntagsblatt‘ zudem den Beginn des „Romantikerstreits“ aus den Anfangsjahren des ‚Morgenblatts‘, als dieses – entgegen Cottas explizit gefordertem Grundsatz der Unparteilichkeit – heftigster anti-romantischer Polemik eine Plattform bot. Die kritisch-spöttische Rezension der lyrischen Erstveröffentlichungen Kerners und Uhlands durch den ‚Morgenblatt‘-Redakteur Friedrich Weißer (Morgenblatt Nr. 11 vom 13. Januar 1807) intensivierte den satirischen Angriff der beiden Studenten auf Cottas neue Kulturzeitschrift noch zusätzlich, der in insgesamt acht, vom 11. Januar bis 1. März 1807 jeweils sonntags erscheinenden und durch Extra-Blätter, Bild- und Notenbeilagen ergänzten Ausgaben des ‚Sonntagsblatts‘ bestand, die dann auch mehrere

Parodien und Karikaturen Weißers enthielten – exemplarisch illustriert durch die ‚geheime Beylage‘ zum ‚Extra-Blatt Nro. 1‘ vom 19. Januar 1807, einer Bleistiftzeichnung des Jurastudenten Carl Mayer, der Kerner eine satirisch-derbe ‚Erklärung der Beylage‘ beifügte:

„Apollo sprach zu W.....:

Ein Schreiber ist Er, weyß Er!

Der Feder sich befleyß Er,

Nicht mit dem Hauer beiß Er,

Nicht auf den Pindus sch... Er

Sonst nimmt man Ihn beym Steiß her.“

Die so kurzlebige wie witzige studentische Parodie des ‚Morgenblatts‘ erreichte keine nennenswerte Öffentlichkeitswirkung, zumal das ‚Sonntagsblatt‘ nur in einem einzigen handschriftlichen Exemplar im Tübinger Neuen Bau auslag, der übrigens Cottas Verlagssitz unmittelbar benachbart war – in scharfem Kontrast zum ‚Morgenblatt‘, das breite Akzeptanz fand und das zudem einige Jahre nach der ‚Sonntagsblatt‘-Affäre auch Kerner und Uhland zu seinen Beiträgern zählte.

AS



51

Annette von Droste-Hülshoff. Die Judenbuche.**Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen.****In: Morgenblatt für gebildete Leser Nr. 96 von Freitag, dem 22. April 1842**

DLA/CA Bibliothek Hb7

Heute ist sie als Schullektüre weit verbreitet und oben-
drein längst schon in den Kanon klassischer deutscher
Novellen eingegangen – die Geburtsstunde der ‚Judenbu-
che‘ verlief jedoch unscheinbar und unspektakulär. Nicht
etwa die Autorin selbst, ihr Freund Levin Schücking
brachte das Manuskript in der Redaktion des ‚Morgen-
blatts‘ vorbei, Hermann Hauff, der Redakteur, erfand
für die ‚Criminalgeschichte‘ den noch heute gültigen
Titel, und als der Vorabdruck dann einsetzte – es sollte
zu Lebzeiten der Droste der einzige autorisierte Druck
des Textes bleiben –, reagierte die Verfasserin mit einer
Mischung aus Stolz und Ängstlichkeit: „Und dann füttert
es [das Morgenblatt] seit 10–12 Tagen sein Publikum so
unbarmherzig mit meiner Erzählung, daß alle Dichter,
die sich gedruckt sehen möchten, mich verwünschen
müssen, denn ich und noch ein anderer Prosaist haben
vorläufig das Blatt unter uns geteilt, und werden wohl
in diesem ganzen Monat auch nicht ein fremdes Häl-
mchen aufkommen lassen.“ Damit ist die Erschei-
nungsweise des Textes in Fortsetzungen angesprochen, was
die übliche Praxis bei längeren Erzählungen war – so
blieb das Publikum, das schließlich wissen wollte, wie
die Geschichte weiterging, der Zeitschrift treu. ‚Die
Judenbuche‘ wurde in 16 Folgen veröffentlicht, durch-
laufend vom 22. April bis zum 10. Mai 1842; daneben
brachte das Blatt nur noch einen Reisebericht über ‚Rom
im Winter 1841/42‘ von Alfred von Reumont, ‚Briefe

über das deutsche Schauspiel‘ von Hermann Hauff sowie
einzelne Gedichte von Gustav Pfizer, Carl Friedrich Kunz,
Eduard Eyth, Friedrich Hebbel und Ferdinand Freiligrath.
Diese Zusammenstellung kennzeichnet das Programm
des ‚Morgenblatts‘ durchaus, Literarisches mit Kulturge-
schichtlichem zu mischen, Prosa mit Versen, Historisches
mit Zeitgenössischem. Und dazu kommen noch – gewis-
sermaßen als Salz in der Suppe – die Kulturkorrespon-
denzen. Während der Laufzeit der ‚Judenbuche‘ erschienen
ausführliche Berichte aus Frankfurt, Paris, Dresden,
Mainz, Mannheim, Florenz, Prag und London, die jeweils
gut ein Viertel jeder Nummer ausmachten. Charakteri-
stisch für das ‚Morgenblatt für gebildete Leser‘ – so hatte
man den Titel ‚für gebildete Stände‘ seit den dreißiger
Jahren modernisiert und demokratisiert – war schließlich
das tägliche Motto jeder Nummer, das sich in aller Regel
kommentierend auf den jeweiligen Hauptbeitrag des Blat-
tes bezog; wahrlich ein Spiel für gebildete Leser.
Der Abdruck der ‚Judenbuche‘ sowie einiger Gedichte
in diesem Kontext sollten Annette von Droste-Hülshoff
schließlich den Weg in den Cotta-Verlag ebnen. Oder wie
Levin Schücking schrieb: „Die wenigen, kleinen Proben,
die ich der Droste im Winter 1841/42 fürs Morgenblatt
entriß, haben ihr überall einen merkwürdigen Namen
gemacht.“

EMvG



52 a

Friedrich Schiller / Johann Friedrich Cotta: Contract über den Verlag einer Allgemeinen Europäischen StaatenZeitung. 28.5.1794

2 Bl.

DLA/CA Briefe: Friedrich Schiller, Nr. 4

52 b

Neueste WeltKunde. Herausgegeben von D. Ernst Ludwig Posselt. Jahrgang 1798. Erster Band

Tübingen: Johann Georg Cotta'sche Buchhandlung

DLA/CA Bibliothek Hb7

Es liegt eine gewisse Ironie darin, dass Cotta durch Schiller zum Verleger der deutschen Klassik, die J.G. Cotta'sche Buchhandlung zum Sammelbecken schöngeistiger Literatur wurde, denn als Cotta auf jener berühmten Spazierfahrt nach Untertürkheim Schiller für sich zu gewinnen suchte, galt sein Werben weniger dem Dichter als dem berühmten Historiker, dem Verfasser der ‚Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande‘, der für ihn die Redaktion einer zu gründenden politischen Tageszeitung übernehmen sollte. Die sich überschlagenden Zeitereignisse verlangten damals geradezu nach einem sowohl berichtenden wie auch kommentierenden und zeitgeschichtlich wertenden Periodikum. Ernst Ludwig Posselt, den Cotta ursprünglich als Mitredakteur vorgesehen hatte und der nach Schillers Rückzug die alleinige Leitung der ‚Neuesten Weltkunde‘ inne haben sollte, schrieb auf eine entsprechende Anfrage des Verlegers: „Ich denke, da nie eine Zeit reicher an und begieriger nach Neuigkeiten war, als die unsrige; da wir an räsionirten Zeitungen einen gänzlichen Mangel haben, [...] – daß aus diesen Gründen, und noch mehreren andern, eine Zeitung, gehörig abgefaßt, eine ausnehmend interessante und ergiebige Entreprise seyn würde.“ 1794 scheiterte die Entreprise zunächst noch, zum einen an der Absage Schillers, dann aber auch daran, dass man die Tagesberichterstattung und die historiographische Betrachtung nicht zu vereinbaren können glaubte; letztere erhielt ihren Platz durch die Gründung der ‚Europäischen Annalen‘. Am 1. Januar 1798 war es dann aber soweit: mit der ersten Nummer der ‚Neuesten Weltkunde‘ trat jenes Blatt ins Leben, das über das gesamte 19. Jahrhundert hinweg die beste, wohlinformierteste und

angesehenste Tageszeitung Deutschlands, wenn nicht gar Europas sein sollte. Der Auftakt war durch Posselts revolutionsfreundliche Haltung bestimmt und obendrein durch das Bewusstsein, in außergewöhnlichen Zeiten zu leben: „Würden plötzlich, durch irgend eine Erneuerung der ersten SchöpfungsSzenen, die Alpen vom MontBlanc bis nach Istrien in Abgründe hinuntergestürzt, ganz England vom Ozean verschlungen, die Quellen des Rheins und der Donau verschüttet, und durch einen Herauswurf von Land Afrika wieder an Spanien gefügt: so würde diese Revolution in der *physischen* Welt nicht gröser seyn, noch die ganze bisherige Gestalt von Europa dadurch eine entschiedenere Umformung leiden, als *die* Revolution, von der wir seit dem Jahre 1789 Augenzeugen waren, in der *politischen* Welt hervorgebracht hat.“ Die dem ersten Quartalband vorgedruckten „HauptFacta“ variieren denn auch eindrucksvoll das Wort „Revolution“ von der Helvetischen über die Cisalpinische bis hin zur Batavischen Republik. Bald jedoch wurde Posselt durch Schillers Freund Ludwig Ferdinand Huber abgelöst, der Aufbau des Korrespondentennetzes begann, die Verlegung des nunmehr ‚Allgemeine Zeitung‘ betitelten Blattes nach Stuttgart – durch ein drohendes Verbot provoziert – erleichterte den Vertrieb, kurz die Professionalisierung des Unternehmens setzte ein und damit auch sein stetig wachsender Erfolg. Als Kurfürst Friedrich im Oktober 1803 erneut ein Verbot der Zeitung für Württemberg aussprach, verlegte Cotta das Blatt einfach ins Ausland; er hatte dafür Angebote von mindestens vier verschiedenen Regierungen. Die ‚Allgemeine Zeitung‘ war über ihr Heimatland, über Tübingen, Stuttgart und Untertürkheim hinausgewachsen.

EH



53

Heinrich Heine. Französische Zustände (Fortsetzung). In: Außerordentliche Beilage Nr. 39 u. 40 zur Allgemeinen Zeitung Nr. 31 von Dienstag, dem 31. Januar 1832

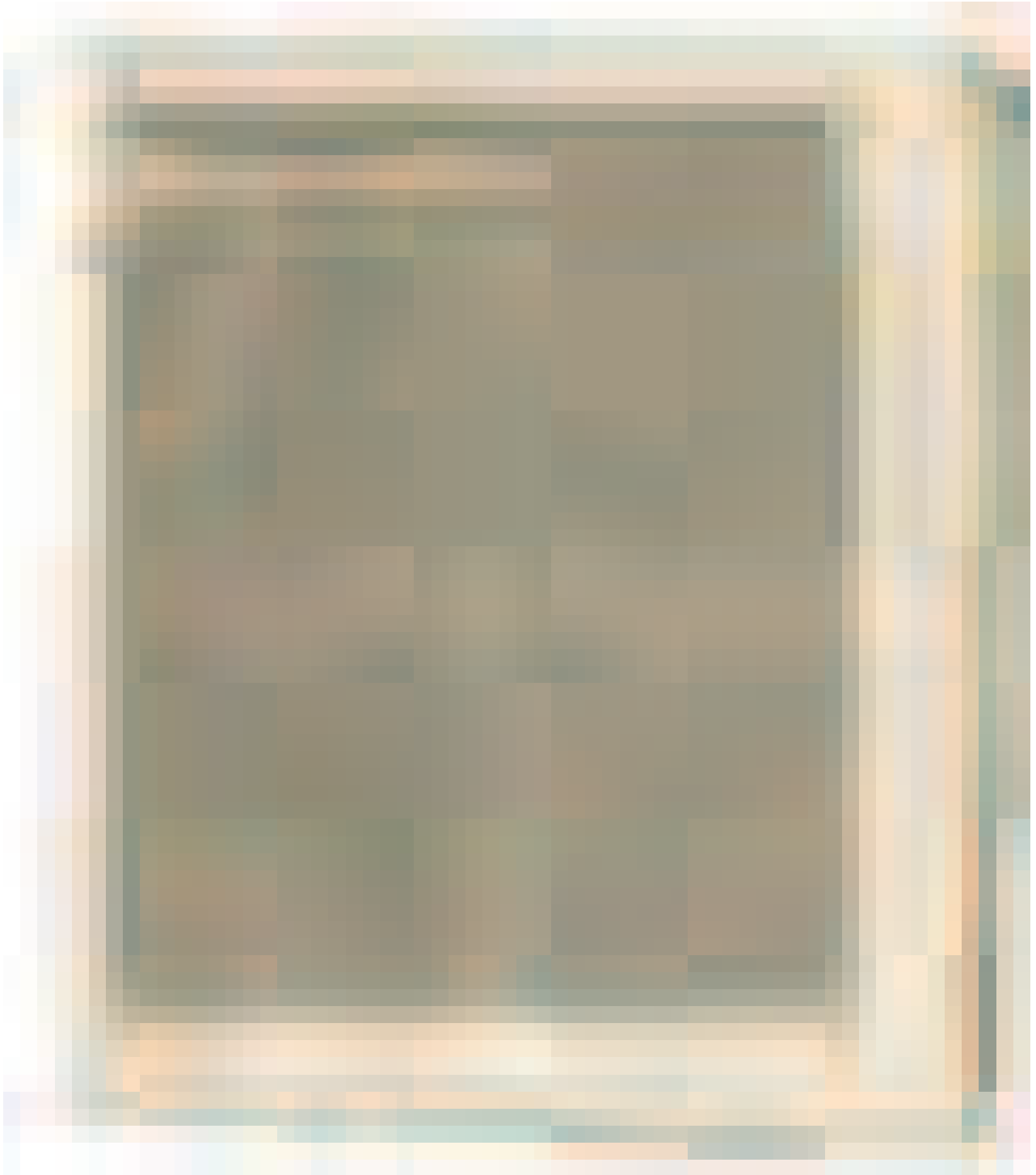
DLA/CA Bibliothek Hb7

Bereits kurz nach Heines Ausscheiden aus der Redaktion der ‚Politischen Annalen‘ hatte er Cotta zugesagt, Artikel für das ‚Morgenblatt‘ zu liefern, abermals einige Zeit später – Heine befand sich mittlerweile in Paris – warb ihn Gustav Kolb, der Redakteur der ‚AZ‘, auch für dieses Blatt. Heine schrieb daraufhin an Cotta: „Hier ist jetzt alles still. Wird es lebhafter und passiert etwas Bedeutendes, so sollen Sie darüber Berichte für die Allgemeine Zeitung erhalten, wie ich Kolb versprach. [...] Ganz große ausgearbeitete Artikel über die politischen Zustände hieselbst denke ich späterhin ebenfalls für die Allg. Zeitung zu schreiben, wie letztere derselben, nach Kolbs Meinung für die Zukunft bedarf.“ Mit Beginn des Jahres 1832 setzte die Folge dieser großen Artikel über ‚Französische Zustände‘ ein, sicherlich eine Sternstunde in der Geschichte der ‚AZ‘. Kolb hatte eine neuartige Schreibweise angemahnt, die er für die Fortentwicklung des Blattes als nötig erachtete – hier war sie. Pointiert, witzig, beziehungsreich, mit überraschenden Volten, boshaften Aperçus und hintergündigen Anspielungen. Der Anfang des vorliegenden Artikels mag hierfür als Beispiel dienen: „Armer Robespierre! du wolltest republikanische Strenge einführen in Paris, in einer Stadt, worin 150 000 Puzmacherinnen und 150 000 Peruquiers und Parfumeurs ihr lächelndes, frisirendes und duftendes Gewerbe treiben! Die amerikanische Lebensmonotonie, Farblosigkeit und Spießbürgerei wäre noch unerträglicher in der Heimath der Schaulust, der Eitelkeit, der Moden und Novitäten. Wahrlich, nirgends grassirt die Krankheit der Auszeichnungssucht so sehr wie in Frankreich. Vielleicht mit Ausnahme von August Wilhelm Schlegel, gibt es keine Frau in Deutschland, die sich so gern durch ein buntes Bändchen auszeichnete, wie die Franzosen; sogar die Juliusshelden, die doch für Freiheit und Gleichheit gefochten, ließen sich hernach

dafür mit einem blauen Bändchen dekoriren, um sich dadurch von dem übrigen Volke zu unterscheiden.“ Obwohl hier eigentlich die Unmöglichkeit einer Republik in Frankreich satirisch dargetan werden soll, spricht Heine in seinem Artikel doch unentwegt von Revolution und Republik, von Sansculottismus, Jakobinertum und der „Société des amis du peuple“, Schlagworte, die, ebenso wie der Name „Robespierre“, von eminenter Signalwirkung waren. Die glänzende Artikelfolge zeigte denn auch alsbald Wirkung. In Frankreich, wo sie übersetzt und nachgedruckt wurde, beschlagnahmten die Behörden die entsprechenden Zeitungsnummern unverzüglich und klagten den zuständigen Redakteur gerichtlich an. Cotta wiederum erhielt einen mahnenden Brief von Friedrich von Gentz, dem engen Mitarbeiter Metternichs, der ihm vor Augen führte, wie abträglich die schändlichen Artikel Heines der doch allseits erwünschten Neutralität der ‚AZ‘ seien. Cotta verstand den Wink und ließ die Artikelfolge der ‚Französischen Zustände‘ abbrechen, was aber keinesfalls ein Ende von Heines Mitarbeiterschaft bei der ‚AZ‘ bedeutete. Er betrieb dort weiterhin Ideenschmuggel aus Frankreich nach Deutschland, von der Zensur behindert und sie listig umgehend, stets jedoch im Bewusstsein der prominenten Plattform, die das Cotta’sche Blatt ihm bot. In gewohnt satirischer Manier, mit einem freundschaftlichen Seitenhieb auf den hochgeschätzten Redakteur der ‚AZ‘, hat Heine seine Zusammenarbeit mit dem Augsburger Weltblatt in ‚Deutschland. Ein Wintermärchen‘ für die Ewigkeit festgehalten:

„Das war die Rede, die ich hielt,
Ganz ohne Vorbereitung;
Verstümmelt hat Kolb sie abgedruckt
In der Allgemeinen Zeitung.“

VB



54

Revisionsbögen der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 165 vom 4. September 1824
sowie der Allgemeinen Zeitung Nr. 258 von Dienstag dem 14. September 1824

4 Bl. Dr.

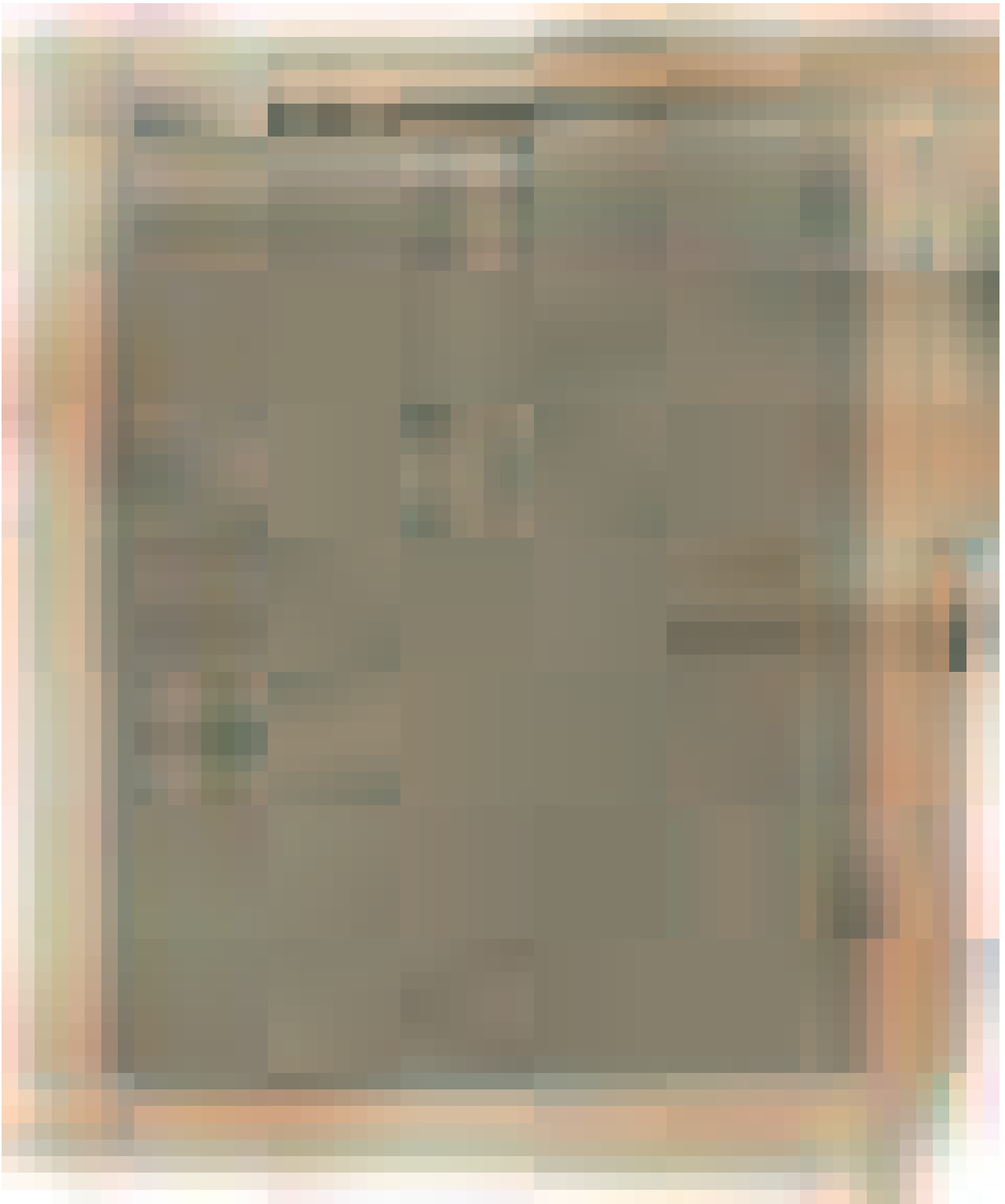
DLA/CA Allgemeine Zeitung I A,1

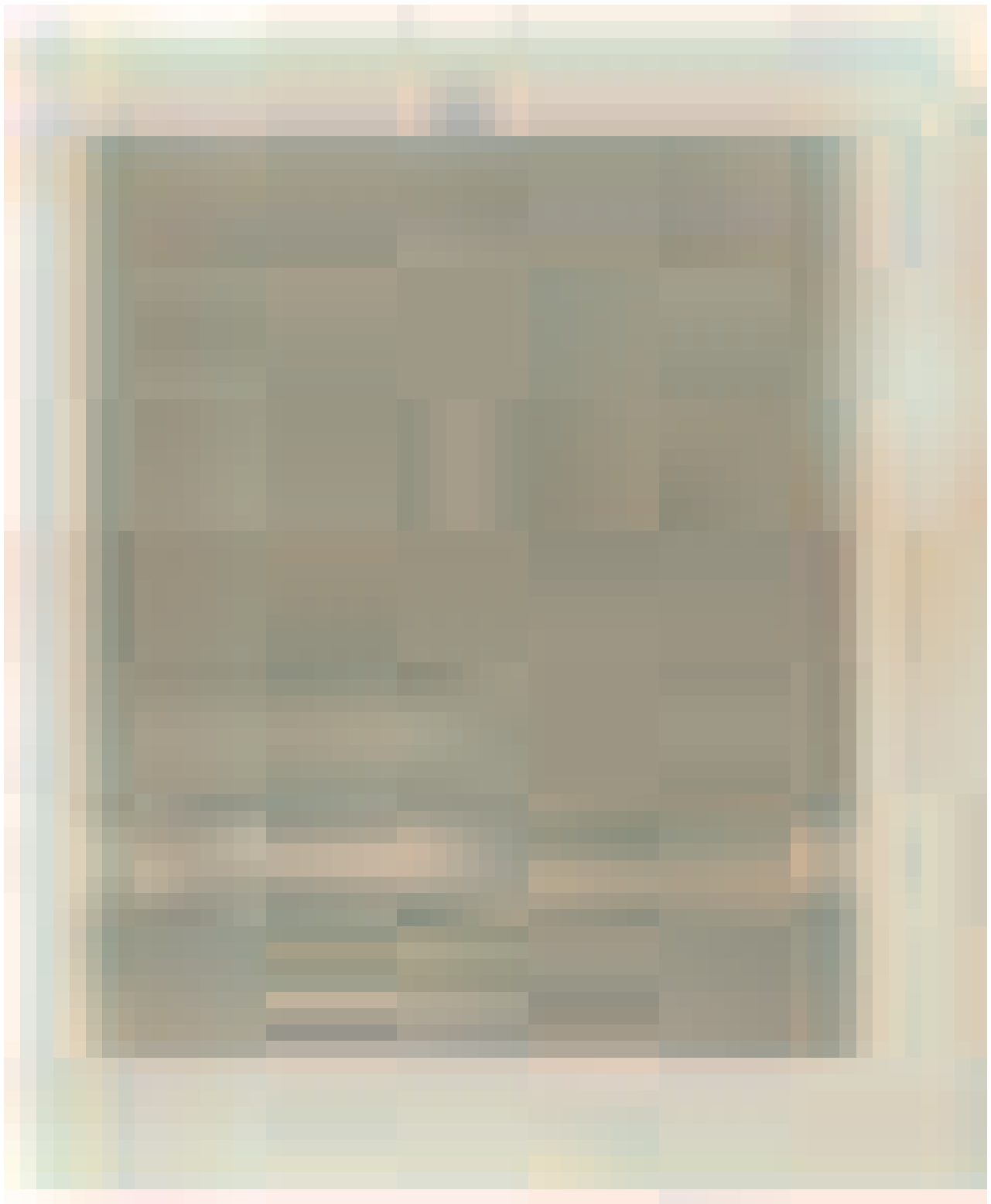
Die ‚Allgemeine Zeitung‘ war von Anbeginn an durch Verbots- und Zensurmaßnahmen bedroht. Nachdem Cotta sie dem direkten Zugriff des württembergischen Kurfürsten entzogen hatte, musste er anschließend eine massive französische Einflussnahme auf das Blatt erdulden, die in den letzten Jahren der Napoleonischen Herrschaft zu einer völligen Gleichschaltung der ‚AZ‘ mit der regierungsamtlichen französischen Presse führte. Auf dem Wiener Kongress nutzte Cotta seine diplomatischen Kontakte für sein Blatt, das zunehmend Zugang zu den diversen Staatskanzleien erhielt, waren sich doch praktisch alle Machthaber darin einig, dass die Presse im Zeitalter der öffentlichen Meinung ein nützliches und wichtiges Regierungsinstrument darstellte, welche Haltung ihre fallweise Beschränkung und Unterdrückung freilich mit einschloss. Bald darauf wurde die strenge Reglementierung und Überwachung der Zeitungen auf der Karlsbader Konferenz festgeschrieben, worauf die ‚AZ‘ endlose Auseinandersetzungen mit der bayerischen und österreichischen Zensur hatte. Der tägliche Ablauf war folgender: Ein Bote brachte dem Zensor die Druckfahnen und holte die durchgesehenen Texte wieder ab. Darin waren die Streichungen der Zensur für den zuständigen Redakteur markiert. In dem vorliegenden Revisionsbogen der ‚AZ‘ vom 14. September 1824 betrifft eine solche Streichung einen Bericht über die allenthalben stattfindenden völlig überzogenen Demagogenverfolgungen: „Ein Privatschreiben aus Berlin, welches das Gepräge der Glaubwürdigkeit trägt, widerspricht den in mehreren öffentlichen Blättern mitgetheilten Notizen über die angeblichen Resultate der Untersuchungen, welche gegen die auf dem Schlosse zu Köpenick bei

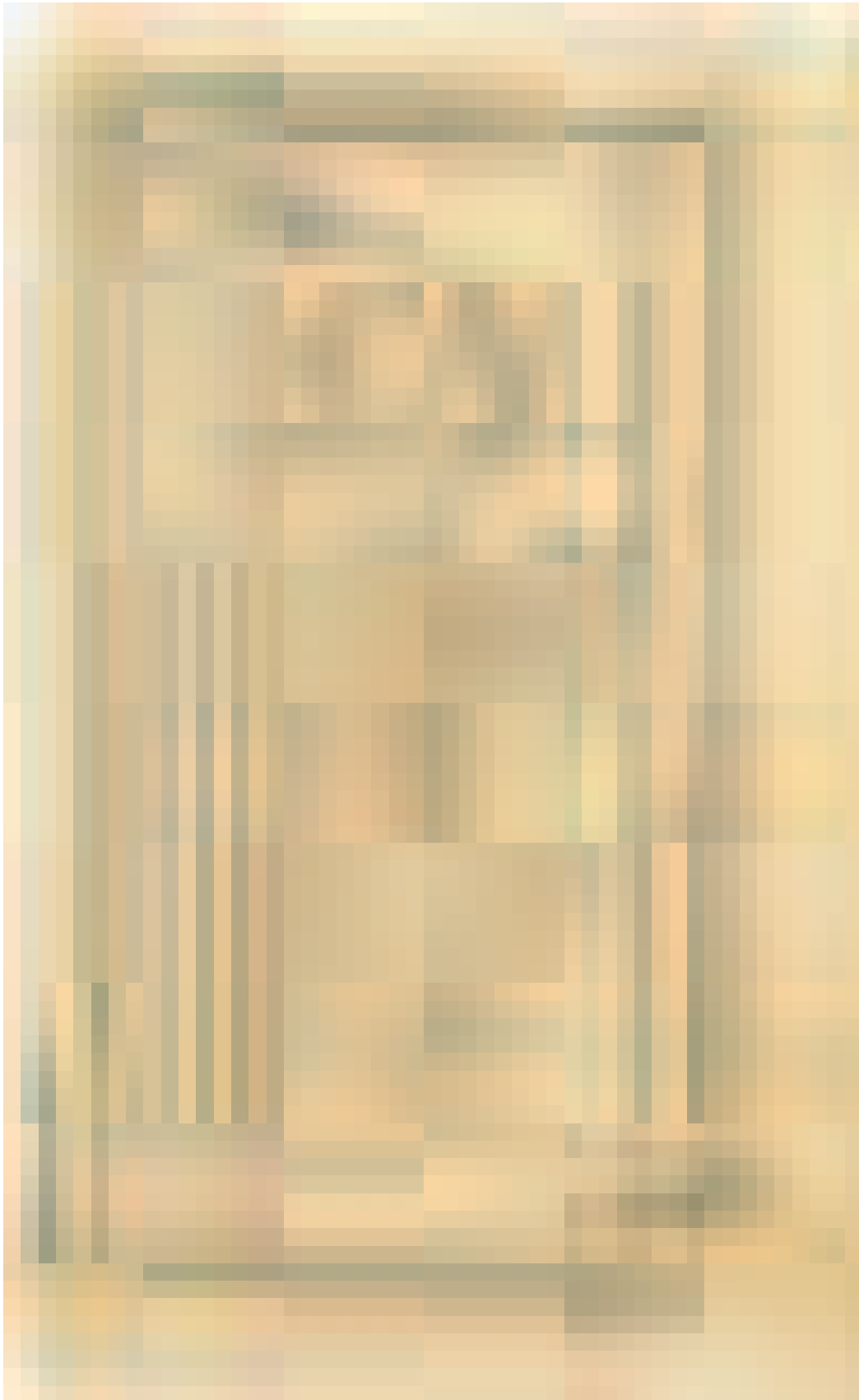
Berlin verhafteten Inculpanten bis jezt statt gehabt. Nach diesem Schreiben wären von den 28 daselbst wegen revolutionärer Umtriebe in Haft befindlichen Individuen 25 zu einem dreimonatlichen FestungsArreste verurtheilt worden. Aus dem Verfolg des gegen sie eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens habe sich nemlich ergeben, daß die jungen Leute allerdings die *Ansicht* gehabt, wie zum Heile Deutschlands eine Vereinigung der einzelnen Theile durchaus erforderlich; auch hätten sie sich hierüber *mündlich* und *schriftlich* ausgesprochen; jedoch ohne eine Verschwörung zum Umsturze der bestehenden Regierungen zu bilden. – Man habe, bemerkt der Briefsteller, in jener Hauptstadt mit eben so viel Unwillen, als Verwunderung dergleichen Übertreibungen, wie die gerügten, selbst in solchen Blättern gelesen, die durch ihre Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe sich Anspruch auf Zutrauen erworben, und bedauere daher um so mehr, daß sie sich diesmal von Berichterstatern hätten irre führen lassen, die entweder aus Unkunde unsichere Gerüchte mitgetheilt oder aus irgend einer Absicht die Wahrheit entstellt hätten.“

In ähnlicher Weise wie die behördliche Zensur wirkte bei den Journalisten wohl die „Schere im Kopf“. Wie auf dem vorliegenden Revisionsbogen vom 4. September 1824 zu sehen, schwächten die Redakteure allzu drastische Formulierungen bereits von selbst ab, um den Text erfolgreich durch die Zensur bringen zu können: „Lügen“ wurden zu „Erdichtungen“, „Schändlichkeiten“ zu „Missbräuchen“, „Lakaien“ zu „Unterbeamten“, statt „Gewaltthat“ setzte man „Maßregel“. Der Artikel berichtete übrigens von der Wiedereinführung der Zensur in Frankreich.

JL







55 a

Korrespondenzbericht von Unbekannt: Russland. Von der russischen Gränze. 8 Dec. [1827]

2 Bl.

DLA/CA Allgemeine Zeitung I A,5

55 b

Rechnung der Königlichen OberPostAmts Zeitungs-Expedition. Augsburg. An die Cottaische Buchhandlung in Stuttgart über die im ersten Halbjahr 1824 für die Redaktion der Allgemeinen Zeitung bestellten Zeitungen. 15.7.1824

1 Bl.

DLA/CA Allgemeine Zeitung I B,9

Blättert man ein paar beliebige Nummern der ‚Allgemeinen Zeitung‘ durch, so wird deutlich, dass viele ihrer Meldungen aus anderen Zeitungen stammen. In der Tat waren, vor der Einrichtung professioneller Nachrichtenagenturen, andere, zumal ausländische Blätter – was zur damaligen Zeit sowohl das europäische wie auch das deutsche Ausland einschloss – eine Hauptquelle der Berichterstattung. Die vorliegende Rechnung über regelmäßig von der Redaktion der ‚AZ‘ bezogene Blätter aus dem Jahr 1824 erlaubt einen Blick auf diesen reichen Quellenfundus. Da sind Berliner Blätter wie die ‚Vossische Zeitung‘ aufgezählt, der ‚Hamburger Correspondent‘, die ‚Frankfurter Oberpostamtszeitung‘, der ‚Schwäbische Merkur‘, Journale aus München, Bayreuth, Würzburg, Bremen, Mainz und Kassel, daneben aber auch der ‚Moniteur universel de Paris‘, das ‚Journal des Debats‘, die ‚Quotidienne‘ und sechs weitere Pariser Zeitungen, der ‚Osservatore veneziano‘, die ‚Gazetta universale di Firenze‘ und die ‚Gazetta di Milano‘, der ‚Österreichische Beobachter‘ der ‚Morning Chronicle‘ usw.

Noch wichtiger aber war das ausgebreitete Korrespondentennetz der Zeitung. Cotta warb unentwegt Mitarbeiter, und von der Redaktion der ‚AZ‘ aus bestanden vielfache Verbindungen in die europäischen Metropolen. Von dort kamen Meldungen der fest engagierten Beiträger, die oft ihrerseits von brieflichen Nachrichten ihrer eigenen Kontaktpersonen profitierten, und es sprudelten zahlreiche amtliche und halbamtliche Quellen, gut informierte Vertreter des öffentlichen Lebens ließen die Zeitung oft aus innerer Überzeugung oder aus persönlicher Verpflichtung gegenüber Cotta an Neuigkeiten und

Hintergrundinformationen teilhaben. Doch gab es auch genügend Mitarbeiter in entlegeneren Regionen und kleineren Orten; zudem füllten häufig Reisende die Spalten der ‚AZ‘ mit ihren Berichten. Cottas großzügige Honorare sicherten der ‚AZ‘ in puncto Korrespondenzbeiträge einen deutlichen Vorsprung vor konkurrierenden Blättern; auch achtete man darauf, dass möglichst viele Stimmen zu Wort kamen, was implizierte, dass von politischen Zentren oder Brennpunkten des Weltgeschehens meist mehrere Korrespondenten gleichzeitig berichteten. Mittelpunkt im politischen Koordinatensystem der ‚AZ‘ war zweifellos Paris, die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts, daneben Wien und Berlin, doch richtete man sein Augenmerk selbstverständlich auch auf Russland, Großbritannien und Amerika, auf den Balkan und den Vorderen Orient. Gerade für die beiden letztgenannten Regionen lieferte die ‚AZ‘ meist die maßgeblichen Berichte, die von französischen und englischen Blättern regelmäßig nachgedruckt wurden. Der vorliegende Korrespondenzbericht eines namentlich nicht bekannten Beiträgers kam eigentlich aus Berlin, war aber durch Nachrichten aus Petersburg gespeist, die sich auf die Region bezogen, die die Redaktion der ‚AZ‘ dann als lokal bestimmte Überschrift dem Text voransetzte: „Von der russischen Gränze“. Gemeint war die südliche Grenze des europäischen Russland, wo ein ständiger Konflikt mit dem Osmanischen Reich schwelte. Über diesen Brennpunkt der damaligen Politik berichteten in der ‚AZ‘ mehrere Korrespondenten sowohl von der russischen, wie auch von der türkischen Seite aus, die Meldungen kamen aus Konstantinopel, Bukarest, Odessa, Jassy oder Petersburg, was der Berichterstattung ein hohes Maß an Objektivität



vität und auch an Lebendigkeit verlieh: „Mehrere Stabsoffiziere sind zur Armee des Südens abgegangen, wie man glaubt mit wichtigen Aufträgen für die Kommandierenden daselbst. Auch bemerkte man häufige Zusammenkünfte zwischen den Generalen Diebitsch, Woronzow und Tschernitschef, und zu zwei bei dem Grafen Nesselrode

gehaltenen Konferenzen wurden die benannten Herren und der Finanzminister gezogen, woraus man denn schließen wollte, daß daselbst über die Eröffnung eines nahen Feldzuges und die dazu nöthigen Mittel berathschlagt worden sey.“

HaM



Abteilung 6

Die Bücher: Klassiker- und Universalverlag

Die J.G. Cotta'sche Buchhandlung gilt gemeinhin als literarischer und geistesgeschichtlicher Verlag schlechthin, im Speziellen noch als Klassikerverlag; man assoziiert damit selbst heute noch zuallererst die Werkausgaben Goethes und Schillers. Ein solcher Eindruck ist in der Tat begründet, denn über weite Strecken des 19. Jahrhunderts – bis zum Erlöschen des Klassikerprivilegs im Jahr 1867 – waren die Rechte an Goethe, Schiller, Herder und ebenso an den mit dem Göschen-Verlag übernommenen Wieland, Lessing und Klopstock eine wichtige Einnahmequelle für Cotta. Man brachte zahlreiche Werkausgaben heraus, lieferte Nachlassveröffentlichungen, Nachtrags- und Ergänzungsbände, differenzierte die Editionen nach Zielgruppen in Schul-, Lese- und Prachtausgaben, ja man kann zuweilen den Eindruck gewinnen, dass der Schmuck dieser Bücher, ihre Illustrationen, die Beigaben aller Art, den eigentlichen Text dominieren. Neben dem Klassikerverlag – wohl doch dem Schwerpunkt des Unternehmens – war die J.G. Cotta'sche Buchhandlung aber nach wie vor ein Universalverlag, der auf allen denkbaren Themenfeldern von der Theologie bis hin zur Technologie erstrangige, ja epochemachende Wer-

ke im Programm hatte, ob nun philologische Editionen aus dem Chinesischen und Persischen oder schwäbische Dialektdichtung, ob Kunstgeschichte und Wirtschaftswissenschaft, Pädagogik, Psychologie und Geschichte, ob schließlich wissenschaftliche Reiseberichte, Archäologie, Kartographie oder Astronomie. Frappierte bei Johann Friedrich Cotta die Spannweite seiner wirtschaftlichen Aktivitäten, so konnte der Verlag unter Georg von Cotta, der die Diversifikationstendenzen seines Vaters wieder auf das Kerngeschäft des Buchhandels zurückführte, mit einer womöglich noch beeindruckenderen Vielfalt aufwarten, als es zu Zeiten des großen Cotta, der hierfür freilich die Voraussetzungen geschaffen hatte, der Fall gewesen war. Kurz, ein auch nur oberflächlicher Blick auf das Programm des Verlags durch das 19. Jahrhundert hindurch rechtfertigt das respektvolle Wort Friedrich Lists über Georg von Cotta, zumal in der Gewichtung seiner Adjektive: „[...] der gegenwärtige Besitzer der berühmtesten Buchhandlung der Welt [...]“. [Vorrede zu „Das nationale System der politischen Ökonomie, 1841]

HM

Gegenüber:

Friedrich List: *Das nationale System der politischen Oekonomie. Erster Band*, 1841.

56a

Charte von Württemberg. Trigonometrisch gemessen von J.F.G. Bohnenberger – aufgenommen und gezeichnet von E. Stoll. Der Charte von Schwaben Nr. 14 [Eßlingen]

kolorierte Tuschfederzeichnung

36,3 x 41,3 cm

DLA/CA Bilderschrank

56b

Charte von Schwaben. Trigonometrisch aufgenommen und gezeichnet von J.A. Ammann, Fürstl. Augsb. Hofkammerrath und Landesgeometer. a.d. 1799. Nr. 25 [Ulm]

kolorierte Tuschfederzeichnung

38 x 45,2 cm

Aus der J.G. Cotta'schen Buchhandlung gingen beileibe nicht nur Bücher hervor, sondern beispielsweise auch Landkarten, die sowohl wirtschaftlich wie auch militärisch von großer Bedeutung waren. Man unterhielt hierfür sogar eigens eine „Geographische Anstalt“, die später in dem auf graphische Drucktechniken spezialisierten Münchner Zweigunternehmen der „Literarisch-artistischen Anstalt“ aufging. Die bekannteste und wichtigste Landkarte des Verlags entstand jedoch viel früher, seit den späten 90er Jahren des 18. Jahrhunderts, als Cotta mit dem Tübinger Astronomen Johann Gottlieb Friedrich Bohnenberger (1765–1831) übereinkam, dass dieser „eine genaue detaillierte Charte von ganz Württemberg aufnimmt, worinnen nicht nur alle Städte und Dörfer und Flecken, sondern auch alle Berge und Thäler, Flüsse, Bäche und Wege angegeben sind“. Diese ‚Charte von Württemberg‘, deren Ausgangspunkt übrigens die Sternwarte auf dem Tübinger Schloss war, sollte insgesamt neun Blätter umfassen. Da aber bereits das erste Blatt (‚Calw‘; Bohnenbergers Heimat) ein großer Erfolg war, beschloss Cotta, den ursprünglichen Plan auszuweiten und bezog hierfür Ignaz Ambros Amman (1753–1840) ein, der als Landesgeometer in Dillingen schon zahlreiche Vorarbei-

ten für die kartographische Erfassung der dortigen Gegend geleistet hatte. Die neue ‚Charte von Schwaben‘ war nun auf 30 Blatt – später sogar auf 55 Blatt – angelegt und deckte ganz Südwestdeutschland ab; daneben gab es auch weiterhin als Teilausgabe die ‚Charte von Württemberg‘. Die jeweiligen Blätter, die in den Jahren zwischen 1798 und 1812 erschienen, konnten sowohl einzeln als auch zusammenhängend erworben werden.

Für die Herstellung eines solchen Blattes musste zunächst die entsprechende Gegend mit großem Aufwand flächendeckend vermessen und zeichnerisch erfasst werden, was manchmal unter Hilfestellung österreichischen oder französischen Militärs stattfand, das Württemberg damals häufiger durchzog; meist wurde die Arbeit durch die fremden Truppen aber behindert oder gar unmöglich gemacht. Die auf diese Weise erstellten Skizzen flossen dann in akribisch gezeichnete Vorlagen für die späteren gedruckten Kartenblätter zusammen. Die entsprechenden Drucke der beiden Landkarten kamen 1799 und 1800 heraus – Zeugnisse eines hochbedeutsamen kartographischen Unternehmens und, vor allem was ihre Vorlagen betrifft, ansprechende Kunstwerke zugleich.

RM



57a

Franz Christian Gau: Neu entdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils, von der ersten bis zur zweiten Katarakte, gezeichnet und vermessen im Jahre 1819.

Stuttgart: J.G. Cotta'sche Buchhandlung / Paris: Gedruckt bei Firmin Didot, 1822

Titelblatt

DLA/CA Bilderschrank

57b

Franz Christian Gau: Neu entdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils, von der ersten bis zur zweiten Katarakte, gezeichnet und vermessen im Jahre 1819.

Stuttgart: J.G. Cotta'sche Buchhandlung / Paris: Gedruckt bei Firmin Didot, 1822

Bl. 21 (Farbstich): Kalapsche. Halb-erhobene Arbeit in dem Innern der Kammern des freistehenden Monuments (GAU / Bigant et Allais Sc.)

44,2 x 22 cm

DLA/CA Bilderschrank

57c

Franz Christian Gau: Neu entdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils, von der ersten bis zur zweiten Katarakte, gezeichnet und vermessen im Jahre 1819.

Stuttgart: J.G. Cotta'sche Buchhandlung / Paris: Gedruckt bei Firmin Didot, 1822

Bl. 55 (Kupferstich): Abussambal. Im Felsen-gehauenes Monument

40,9 x 25,4 cm

DLA/CA Bilderschrank

57d

Franz Christian Gau: Neu entdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils, von der ersten bis zur zweiten Katarakte, gezeichnet und vermessen im Jahre 1819.

Stuttgart: J.G. Cotta'sche Buchhandlung / Paris: Gedruckt bei Firmin Didot, 1822

Bl. 61 (Farbstich): Abussambal. Halb-erhobene Arbeit auf der Seitenwand der ersten Kammer (GAU / Bigant et Allais Sc.)

43,9 x 20,9 cm

DLA/CA Bilderschrank

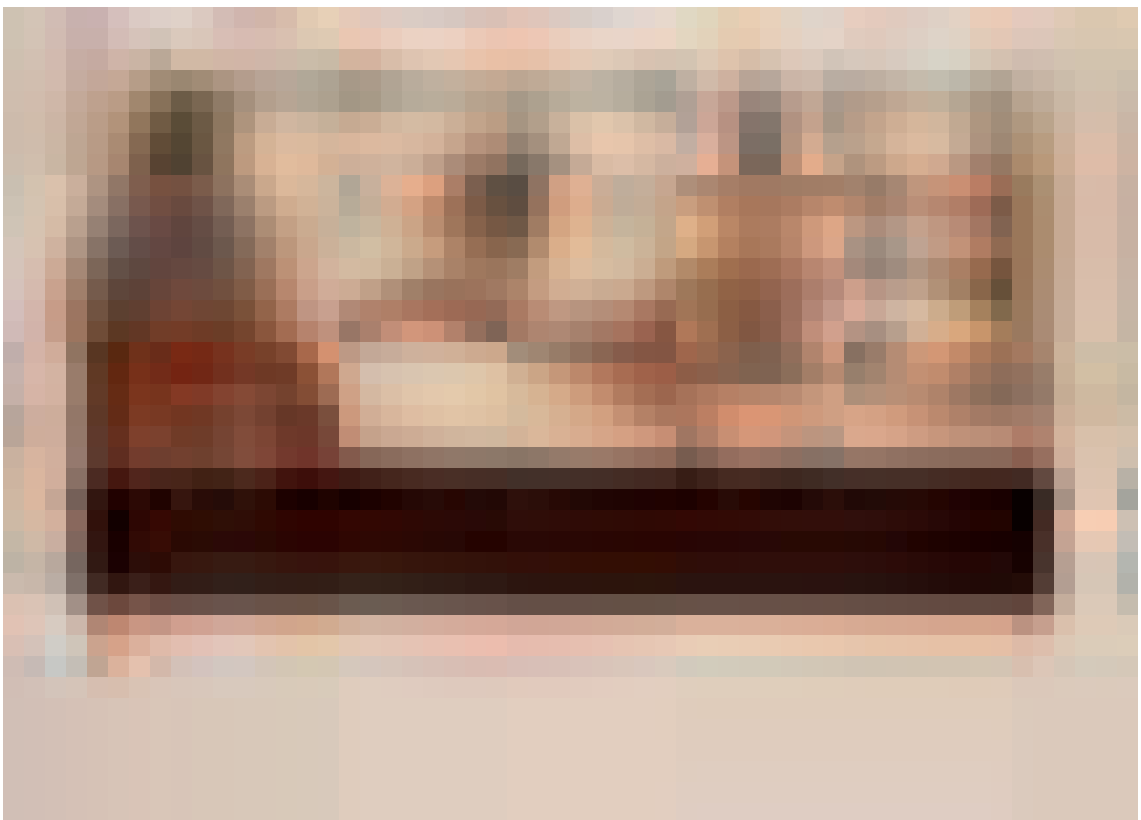


Die wissenschaftliche Ausbeute von Napoleons politisch und militärisch eher missglücktem Feldzug nach Ägypten war ein großes, seit 1802 erscheinendes Fortsetzungswerk ‚Description de l’Égypte ou recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Égypte pendant l’expédition de l’Armée Française, publié par les ordres de Sa Majesté l’empereur Napoléon le Grand‘. Das vorliegende Werk gab sich auf dem Titelblatt – man trug sich mittlerweile wieder monarchistisch – als „Ouvrage faisant suite au grand ouvrage de la Commission d’Égypte, dédié au Roi“ oder als „Fortsetzung des französischen Werkes über Ägypten“ zu erkennen. Franz Christian Gau, Architekt und Baumeister, der hier als einzelner in die Fußstapfen der zahlreichen französischen Wissenschaftler trat, die die Napoleonische Expedition begleitet hatten, vollbrachte seine abenteuerliche Reise, die ihn über etwa tausend Kilometer vom Delta des Nils bis in das Gebiet des heutigen Sudan führte, denn auch allein, mit nur sehr dürftigen Geldmitteln und Sprachkenntnissen ausgestattet, und brachte davon zahlreiche Aufzeichnungen und Skizzen von Tempeln, Ruinen und anderen in Europa bislang unbekannten Altertümern mit. Die Publikation des Gau’schen Reisewerks erfolgte in einer kostspieligen mit über 60 großformatigen Stichen geschmückten französisch-deutschen Parallelausgabe, die den Verfasser offenbar zufriedenstellte: „Dem Schlusse dieser Einleitung muss ich noch hinzufügen, dass der Herausgeber, Herr von Cotta, keinen Aufwand gespart hat, um dieses Werk in typographischer Hinsicht der Prachtausgabe des Werkes der ägyptischen Commission würdig zu machen“.

Um einen Eindruck nicht nur von Gaus Zeichnungen, sondern auch von seiner Reise selbst zu vermitteln, sei

eine Passage zitiert; sie erinnert sowohl an Karl May wie auch an Howard Carter: „Balanje gegenüber sieht man die mächtigen Denkmäler von Abussambul. Der Eingang in das grössere derselben war mit Sand verschüttet, und liess nur eine kleine Öffnung frei, durch die man auf dem Bauche hineinkriechen musste. Der beständig über den Berg herabrollende Sand drohte diesen Eingang jeden Augenblick zu verschütten. Ich konnte daher nur mit Mühe meine Araber bewegen mich in das Innere zu begleiten, wo überdies eine so grosse Hitze herrschte, dass ich, nach wenigen Stunden Arbeit, gänzlich erschöpft, jedesmal den Rest des Tages auszuruhen genöthigt war, um von neuem Kräfte zu sammeln. Das geheimnissvolle Dunkel dieser unterirdischen Gemächer, das Fackellicht, welches den Schatten nie ruhen lässt, die Todtenstille und das Unbewegliche der kolossalen Gestalten die in Reihen an den Pfeilern aufgepflanzt stehen, alles dieses bewirkt, dass unsere aufgeregte Phantasie uns glauben macht, die alten Tempeldiener träten wieder aus den finstern Hintergründen hervor, und auch wirklich haben die sitzenden Statuen der Gottheiten im Sanctuarium, die mit den Insignien ihrer hohen Würde bekleidet, ein Gegenstand früher Verehrung waren, noch jetzt etwas Ehrfurcht gebietendes. Es kostete mir Mühe mich von dem gewaltigen Eindruck zu erholen, den diese Zeugen einer längst vergangenen und seit Jahrhunderten verborgenen, uralten Welt auf mich hervorgebracht hatten ... Auch das Innere des Felsens zeigt geräumige, reich mit Sculpturen und Malereien ausgezierte Gemächer. Eins dieser bemalten Sculpturbilder, die insgesamt frisch von Farbe und wohl erhalten sind, ist auf der 61^{sten} Kupfertafel mit allen Farben des Originals wiedergegeben.“

KI



58

Sulpiz Boisserée: Vues, Plans, Coupes et Détails de la Cathédrale de Cologne, avec des Restaurations d'après le Dessin Original, accompagnés de Recherches sur l'Architecture des Anciennes Cathédrales, et de Tableaux Comparatifs des Principaux Monuments.

Stuttgart, aux Frais de l'Auteur et de la Librairie de J.G. Cotta, Paris: Firmin Didot, père et fils, 1821

DLA/CA Bilderschränk

Das in einer französisch-deutschen Parallelausgabe erscheinende Prachtwerk des Kunst- und Architekturhistorikers Sulpiz Boisserée, Schüler Friedrich Schlegels und Freund Goethes, dokumentierte den seinerzeit unvollendeten Zustand des Kölner Doms. Großformatige Kupferstiche zeigten die verschiedenen Ansichten, Risse und Einzelelemente des Bauwerks und entwarfen zugleich ein Bild seiner Vollendung. Das Titelblatt mit gestochener Schrift und einer von Karl Friedrich Schinkel stammenden Vignette der Stadt Köln sollte dem Betrachter die Kathedrale inmitten der Stadtlandschaft vor Augen führen. Ein zweiter Band aus dem Jahr 1823 lieferte eine umfangreiche Beschreibung der einzelnen Bauteile und die geschichtliche Untersuchung des Dombaues.

Boisserée war fasziniert von dem Bauwerk, das für ihn „eins der großartigsten, kunstreichsten und bedeutsamsten Denkmale aller Zeiten“ darstellte. Bereits 1808 begann er mit Messungen und Zeichnungen, die zur Verwirklichung seines Ideals beitragen sollten. „Ich wollte im Bilde auszuführen suchen, was das Mißgeschick der Zeiten in der Wirklichkeit nicht hatte zu Stande kommen

lassen“, schrieb er im Vorwort zur zweiten Auflage. Lobend erwähnte Boisserée darin auch seine Unterstützer und nannte unter ihnen Cotta, welcher ihm die nötigen Geldmittel dargeboten habe. Dabei hatte dieser durchaus Bedenken, ob das ehrgeizige Vorhaben nicht zu risikoreich sei. Tatsächlich kam es zu Schwierigkeiten mit den Künstlern, zu verzögerten Lieferungen und zu finanziellen Engpässen, auf die man 1820 – zehn Jahre nach Abschluss der ersten Vertrags – mit einer neuen Vereinbarung reagierte. Diese sah neben der Teilung der Kosten zwischen Verleger und Autor auch den Druck des Werks in Paris „auf dem besten französischen Papier“ vor, da Papier der erforderlichen Größe („doppelt Elephant-Format“) nur dort zu beziehen war. Zwar blieb Boisserées Werk trotz der langen Erscheinungszeit Fragment des ursprünglich Geplanten. Doch hatte er damit tatsächlich erheblichen Anteil an der Wiederaufnahme des Bauvorhabens im Jahr 1842. Er selbst allerdings erlebte die Fertigstellung des damals höchsten Gebäudes der Welt im Jahre 1880 nicht mehr.

FK



59

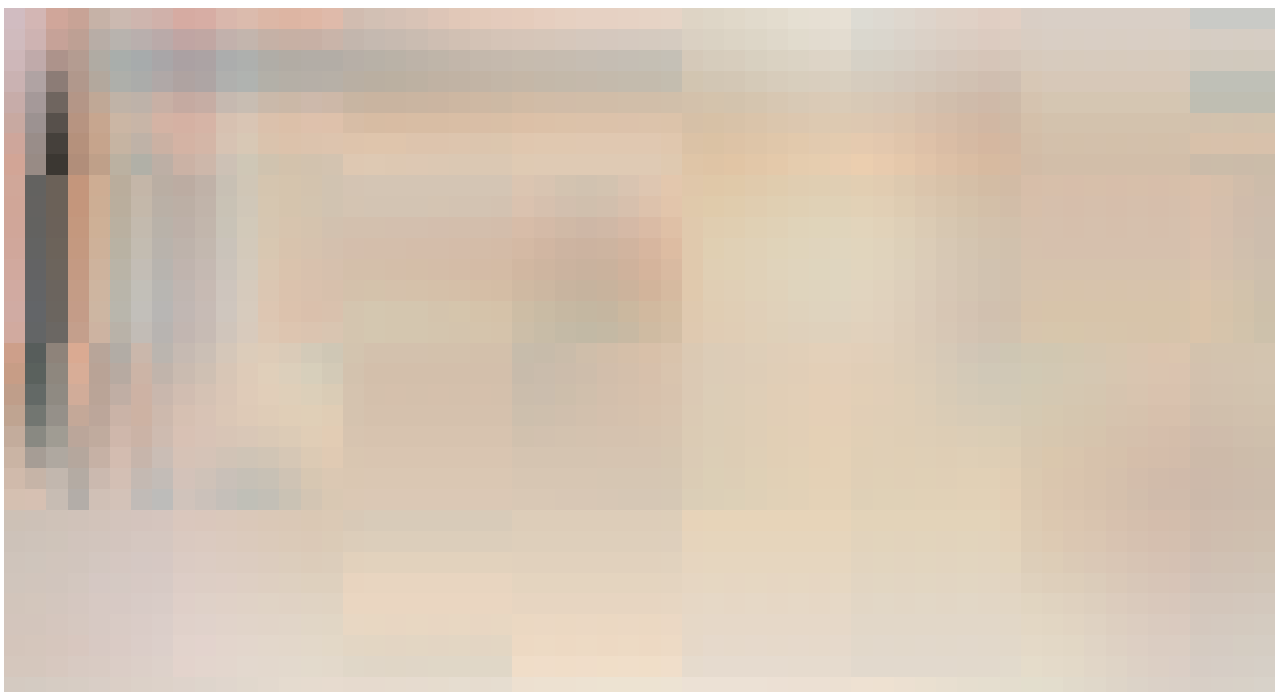
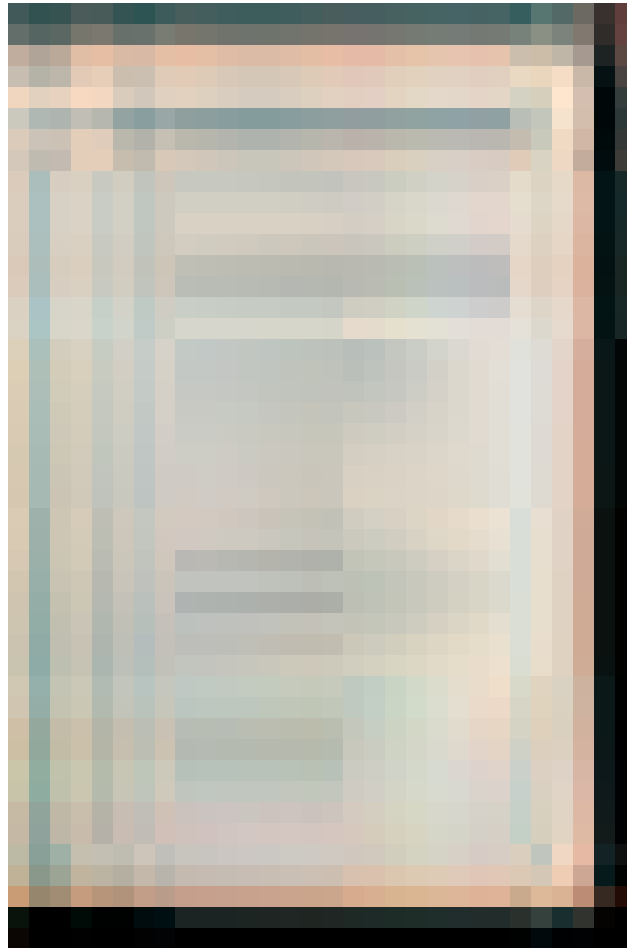
Justinus Kerner: Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 8 Steindrucktafeln.

Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'scher Verlag, 1846
DLA Bibliothek H

Der Name des schwäbischen Romantikers Justinus Kerner lebt – außer in seinen Gedichten – auch fort in einer nach ihm benannten Rebsorte. Seiner zu gedenken wäre jedoch nicht nur beim Lese- und Weingenuss, sondern auch beim Wurstverzehr, hat er sich doch ebenfalls durch die Entdeckung der Fettsäure, die sich in verdorbenen Würsten bildet und tödliche Vergiftungen hervorrufen kann, verdient gemacht. Dichter und Arzt also, üblicherweise zwei durchaus getrennte Welten, und doch hat Kerner einen Punkt gefunden, in dem sich die beiden Sphären berühren – er ist bezeichnet durch das vorliegende Buch. Am 18. November 1828 schrieb Kerner an seinen Verleger Cotta: „Von allen poetischen Arbeiten fern, ergab ich mich schon seit mehreren Jahren den Forschungen über das innere Leben des Menschen und über den Zusammenhang einer andern Welt mit der unsern. Eine Hauptangelegenheit hiezu gab mir die Behandlung einer schon 7 Jahre lang in immerwährendem schlafwachem Zustande sich befindenden Person, die so interessante Erscheinungen zeigte und solche wichtige durchgreifende Eröffnungen über das innere Leben des Menschen, selbst durch Zeichnungen machte, daß noch gar nichts Gleiches stattfand und Eschenmayer [Professor in Tübingen] mir erklärte: ‚daß er schon 14 Jahre lang Psychologie lehre, aber jetzt erst die rechten Aufschlüsse über dieselbe erhalten habe‘.“ Cotta griff zu, handelte es sich doch weniger, wie man von heute aus vermuten könnte, um ein obskures Machwerk, denn um einen typischen Ausfluss romantischer Medizin und Naturphilosophie im Gefolge von Schelling und Eschenmayer, wie sie etwa auch in den wirkungsmächtigen Schriften Gotthilf Heinrich Schuberts – ‚Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft‘, im Jahr darauf bei Cotta: ‚Geschichte der Seele‘ – ihren Ausdruck fand. Kerner interessierte sich für okkulte Phänomene, für Parapsychologie, Spiritismus, Dämonologie und was dergleichen mehr ist, aber eben auch für das Seelenleben seiner

Patienten, das er durch Anwendung von magnetischen Kuren, von Hypnose und Gesprächstherapie zu erschließen suchte. Zwar ist in diesem Forschungs- und Tätigkeitsfeld des Weinsberger Doktors, für das der prominente Titel des vorliegenden Buches immer schon als Etikett gedient hat, etliches inbegriffen, was uns heute abwegig erscheint, dennoch kann man Kerner mit Fug und Recht auch als Vorläufer der Psychoanalyse ansehen. Friederike Hauffe, eine Försterstochter aus dem Dorf Prevorst in den Löwensteiner Bergen, lebte zwei Jahre in Kerner's Haus und wurde von ihm beobachtet und behandelt, ehe sie – im Erscheinungsjahr des Buches, das sie unsterblich machen sollte – ihrer Krankheit erlag. Die ‚Seherin von Prevorst‘ erregte ungeheueres Aufsehen, zu Lebzeiten des Autors erschienen vier Auflagen und mehrere Übersetzungen ins Englische, ja es schloss sich daran eine eigene Zeitschrift, die kurioserweise den schlichten Ortsnamen Prevorst als eine Art poetischer Chiffre für den Bereich des Unbewussten im Titel führte: ‚Blätter aus Prevorst. Originalien und Lese Früchte für Freunde des inneren Lebens‘. Selbstverständlich gab es daneben auch viel Kritik, die nur selten so wohlmeinend daherkam, wie die der alten ‚Morgenblatt‘-Redakteurin Therese Huber: „Ich las das Buch nicht ohne Sorge, weil mir oft der Gegenstand Ihr Herr geworden zu seyn schien, nicht Sie über ihn geschwebt und ihn gehalten in sicherer Hand ... Warum ich Sie aber innig bitte, ist: Ihre Frau in dieses Zauber- und Geisterwesen nicht mit hineinzuziehen. Nein, wahrlich, das ist gegen die Würde, das Bedürfnis, den Beruf einer Hausmutter – und wenn sie so weit im Himmel hinaufstieg, daß sie sich den Herrgott barbiren säh, so taugt das nicht“. Andere äußerten sich weitaus schärfer und verletzender. Kerner kommentierte die erregte Diskussion mit trockenem Humor: „Es ist, als hätte ich mit diesem Buche einem Heer von Eseln brennenden Zunder in den Podex gesteckt, so rasen sie über dieses Buch!“

KK



60

Johann Gottlieb Friedrich Bohnenberger: Astronomie. Mit acht Kupfertafeln.**Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung, 1811**

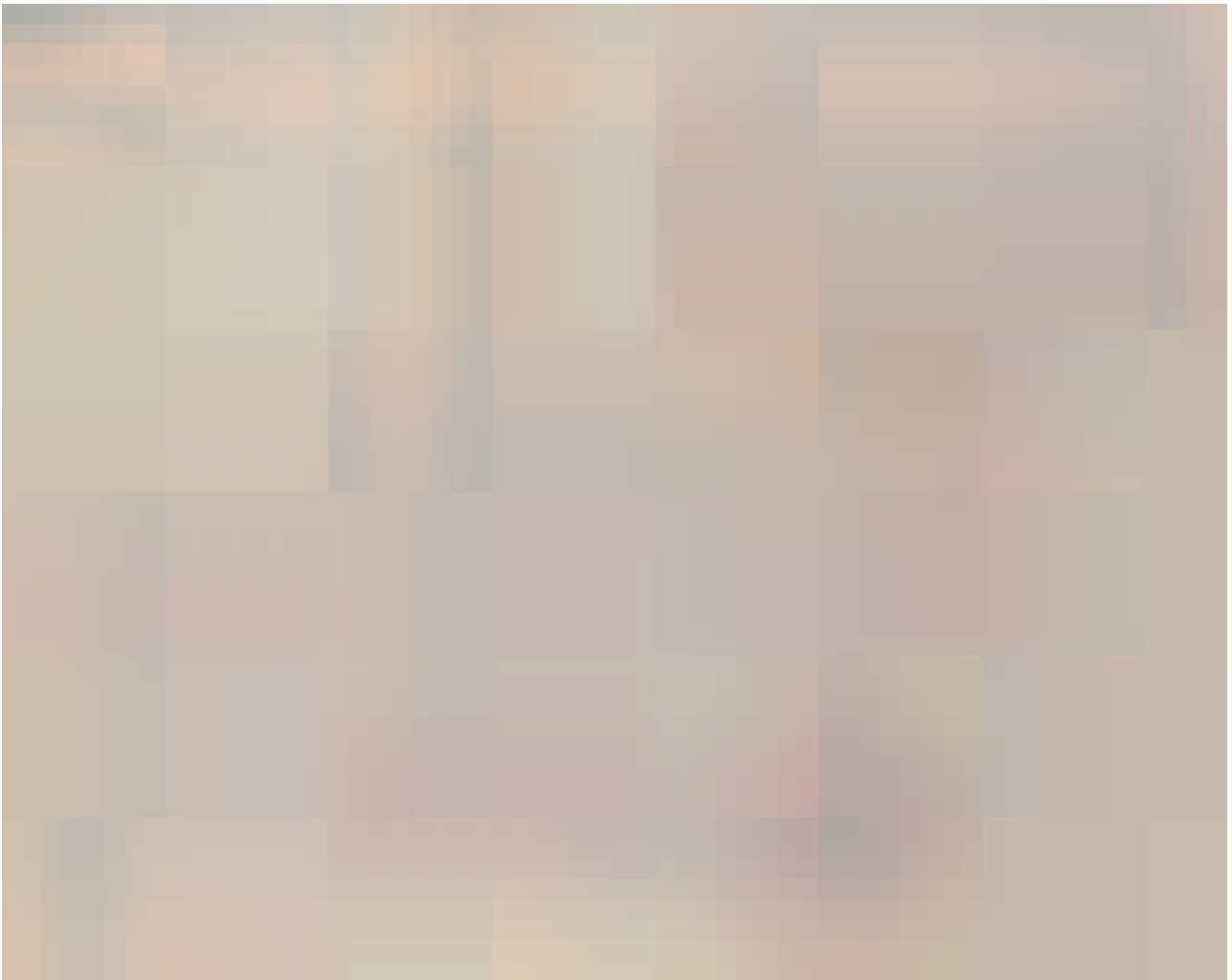
UBT R B.d. 199.1Ex

Johann Friedrich Cotta's Verlagsprogramm war stets von beeindruckender Vielfalt, und so fand im Jahre 1811 auch Johann Gottlieb Friedrich Bohnenbergers ‚Astronomie‘ Eingang in das Sortiment. Bohnenberger (1765–1831) studierte Theologie, Mathematik und Physik in Tübingen, seine Leidenschaft galt jedoch der Astronomie. Eine Anekdote weiß zu berichten, dass er im Tübinger Stift ein Loch ins Dach machte, um die Sterne besser beobachten zu können, worauf ihm für mehrere Tage die sonst übliche Weinration entzogen wurde. Einige Jahre danach durfte er seiner Leidenschaft regulär nachgehen: er wurde zum Observator an der Tübinger Sternwarte ernannt. Doch hatte er auch noch ausreichend Einblick in irdische Verhältnisse, um in der Vorrede seines Astronomielehrbuchs, das den damaligen Forschungsstand zusammenfasste und obendrein noch eigene Erkenntnisse und Entdeckungen wie die des Reversionspendels präsentierte, mit pädagogischer Differenzierung auf die

nötigen Voraussetzungen zur Lektüre hinzuweisen: „Ich habe gesucht, die Lehren der Astronomie in derjenigen Ordnung vorzutragen, in welcher sie erfunden worden sind, ohne dabey mehr als die Kenntnisse der Elementargeometrie und einige der bekanntesten Sätze von den Kegelschnitten vorauszusetzen. Was mit kleinerer Schrift gedruckt ist, und bey dem ersten Durchlesen überschlagen werden kann, setzt die Trigonometrie voraus, und enthält theils Berechnungen der in dem Text angezeigten geometrischen Konstruktionen, theils die Beweise der in dem Text entweder historisch angeführten, oder nur für besondere Fälle bewiesenen Sätze“. Wer weder vom einen noch vom anderen etwas versteht, kann sich immerhin der Betrachtung des schönen Sternenhimmels hingeben, mit dem jemand das vorliegende Exemplar des gelehrten Werks verziert hat.

RM





61

Joseph König: Geist der Kochkunst. Überarbeitet und herausgegeben von C. F. von Rumohr.

Stuttgart und Tübingen: Cotta'sche Buchhandlung, 1822

DLA/CA Bibliothek

Wer annimmt, die J.G. Cotta'sche Buchhandlung habe es mit der Universalität so weit getrieben, dass man dort sogar auf den Verlag von Kochbüchern verfallen sei, der irrt. Der Autor des vorliegenden Buches grenzte sich da deutlich ab: „Niemand aber wird mißdeuten können, daß ich die unter uns überhandnehmenden Kochbücher oder Receptsammlungen nicht zu den Geisteswerken zähle, noch als einen Beweis anerkenne dafür, daß unsre Zeitgenossen auf eine verständige und würdige Weise sich mit der Kochkunst beschäftigen. Denn diese Bücher – sowohl die halbhin brauchbaren, als vorzüglich die Masse der völlig unbrauchbaren – sind sämtlich entweder aus platter, unnachdenklicher Erfahrung, oder geradehin aus Compilation entstanden, und entbehren daher allen wissenschaftlichen Geistes“. Diesen aber beanspruchte der Schreiber für sein eigenes Werk – wie schon der Titel verrät – durchaus. Und da der tatsächliche Verfasser des Buches seinen Koch vorgeschoben und mit der Maske des Herausgebers vorlieb genommen hatte, konnte er in dieser Rolle den vorgeblichen Autor, also in Wahrheit sich selbst, ungeniert loben: „Der Verfasser der vorliegenden Schrift besitzt in seinem Fache, bei seltner Sachkenntniß und Geschicklichkeit, auch jenen Geist der Vergleichung, welcher ihm möglich machte, einer Sache, die scheinbar bloß auf der Anwendung beruht, ihr Allgemeines abzugewinnen“. Darum ging es, nicht um schnöde Rezepte. Carl Friedrich von Rumohr (1785–1843), Kunsthistoriker und Schriftsteller, der bei

mehreren langjährigen Aufenthalten in Italien die dortige Küche kennen und schätzen gelernt hatte, maß der Kochkunst einen bedeutenden Anteil am Entwicklungsstand der Gesellschaft zu, denn sie „stehe in Verbindung mit dem Nationalcharakter, mit der Geistesbildung der Völker, kurzum mit den allgemeinsten und höchsten Interessen des Menschengeschlechtes.“ Durch solcherlei Gewichte befrachtet, lesen sich die schlichten Kapitelüberschriften schon beinahe unfreiwillig komisch: „Von den Suppen“, „Von gesottenen Füllungen“, „Vom Brei im allgemeinen und im besonderen“. Dabei kam es Rumohr vor allem darauf an, den Speisen ihren unverfälschten Eigengeschmack zu bewahren und im Leser das Empfinden für Lebensart und Kochkunst zu wecken. Im Kapitel „Von der Erziehung zum Kochen“ heißt es apodiktisch: „Wer nun der Kochkunst sich widmen soll, der werde frühzeitig an Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit gewöhnt. Man verbiete ihm, Romane zu lesen; will er seinen Geist bilden, so treibe er Naturwissenschaften, Geschichte, Mathematik; sie werden seinen Verstand üben, sein Gedächtniß stärken, ihm endlich in der Kochkunst anwendbare Kenntnisse zuführen. Übrigens lese er mein Buch und nichts als mein Buch“. Dass ein Werk, von dem dieses gesagt werden kann, das Zeug zum Klassiker hat und somit folgerichtig in der J.G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen musste, verwundert nun nicht mehr.

DST



62

Karl Moritz Rapp: Atellane oder shwäbisché comédie fon Jofialis.**Es erst héft. Druckt in Tibinge, im Sommer 1835**

[d.i. Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung]

DLA Bibliothek I

Am 6. Mai 1835 schrieb der Grammatiker und Literaturhistoriker Karl Moritz Rapp (1803–1883) an Georg von Cotta: „Hierbei erlaub' ich mir die Bitte zu wiederholen, ob Sie mich nicht für ein kleines Bändchen meiner Lustspiele, die Ihnen schon bekannt sind, von der Qual des Selbstverlags befreien wollten, u. sende Ihnen deshalb die zwei ersten bereits in der eiffert'schen Officin dahier gedruckten halben Bogen. Der Druck des Büchleins unter meiner unmittelbaren Aufsicht ist durch die Natur desselben bedingt; auch muß die in einigen Punkten vielleicht auffallende Orthographie durch den Umstand entschuldigt werden, daß neben zwei hochdeutschen Schauspielen (Wolkenzug u. Gegenkaiser) auch zwei kleine Stücke in schwäbischem Dialect dieser Sammlung einverleibt werden sollen, welche keine andre Behandlung zulassen u. das Ganze doch einige Gleichheit verlangt ... Im Fall Sie dises Offert genehmigen sollten, würde der Druck unverzüglich fortgesetzt u. in den nächsten Wochen zu Ende gebracht werden“. Cotta scheint einige Einwände gehabt zu haben, die die Sache verzögerten, denn das fertige Buch trägt im Impressum die Jahreszahl 1836. Doch gibt es daneben noch diesen Vorabdruck, der indessen von den Seitenzahlen und vom Satzspiegel her genau mit dem späteren Buch übereinstimmt, so dass Cotta den in der Tübinger Buchdruckerei Eiffert angefangenen Druck übernommen haben muss. So wur-

de in der an Klassikern und Standardwerken reichen J.G. Cotta'schen Buchhandlung auch ein Klassiker der schwäbischen Dialektdichtung veröffentlicht, „Der Student fon Coimbra oder de ögleiche shwestre. E shwäbisher shnâk in fierr act“, das neben Sebastian Sailers ‚Schöpfung‘ wohl überhaupt beste Mundartstück hierzulande. Um einen Eindruck von Rapps eigenwilliger Orthographie zu geben – und von der für ihn charakteristischen Mischung von Dialekt und skurriler Gelehrsamkeit obendrein –, sei hier das Einleitungsgedicht zitiert, das eine Rechtfertigung („Nex for öguett“) von Lokal- und Mundartliteratur enthält:

„Am Cefissus und Ilissus
Singet jonische najade,
Im Himettus, wie sâi honig
Zucker-siess, hamadriade.
Jêder fogel wetzt sain shnabel
Und es grâtet-em (wenn's gwîs ish);
Just so welshet am Mondêgo
Braune nimfe portugîsish.
Ei so mâng e shwäbische atzel
Au ier ghaimnis bustebierre;
Denn es hiett in shlucht und hêle
(Alte sage teent's citierre)
Mannich fergrabes kernle gold
Necker-nicx und Alb-kobold.“
HM



63

Karl Koch: Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836, 1837 und 1838.
 (Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit, 23. Herausgegeben von
 Dr. Eduard Widenmann, Redacteur des Auslandes und Dr. Hermann Hauff, Redacteur des Morgenblattes)

Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung, 1842

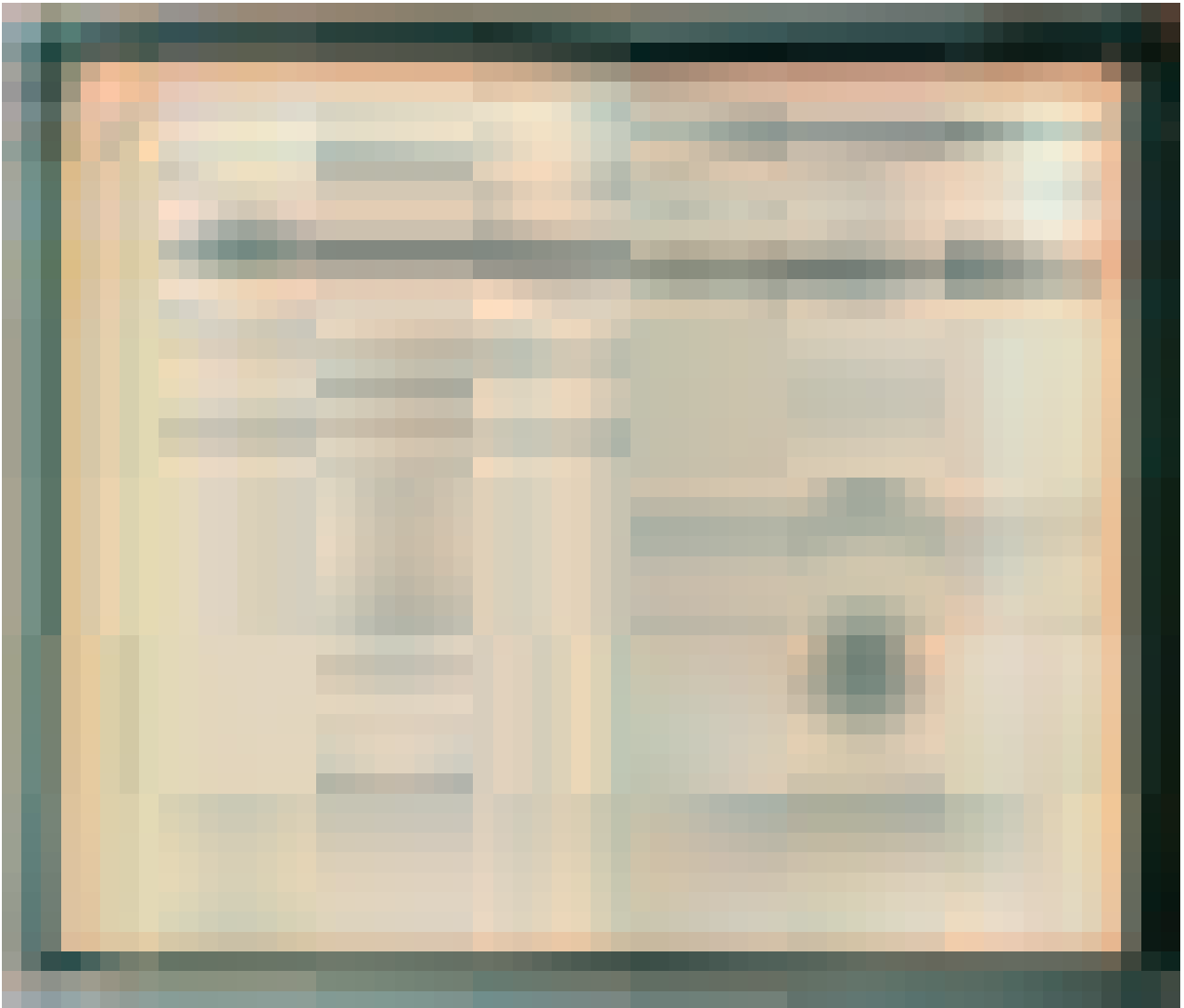
DLA/CA Bibliothek

Es erscheint geradezu folgerichtig, dass der Verlag Alexander von Humboldts, die J.G. Cotta'sche Buchhandlung, deren einschlägige Zeitschriften ‚Ausland‘, ‚Morgenblatt‘ und ‚Allgemeine Zeitung‘ zahlreiche Reiseberichte enthielten, in einer Zeit bedeutender geographischer Entdeckungen und großer Forschungsreisen, die das 19. Jahrhundert ja bekanntlich war, auch eine entsprechende Buchreihe vorweisen konnte: die von den Redakteuren der genannten Blätter herausgegebenen ‚Reise- und Länderbeschreibungen‘. Insgesamt 44 Bände umfasste die Reihe, die zuweilen Übersetzungen aus dem Englischen brachte, durchaus prominente Autoren zählte – etwa Washington Irving – und in entlegene Weltregionen führte: ‚Reisen in Indien und nach Bukhara‘, ‚Südafrikanische Skizzen‘, ‚Mexikanische Zustände‘, ‚Montenegro und die Montenegriner‘, ‚Reise in Abyssinien‘, ‚Beschreibung von Kordofan‘, ‚Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi‘, ‚Grönland‘ usw.

Band 23 (und ebenso als zweiter Teil des Reiseberichts Band 26) stammt von dem Botaniker Karl Koch (1809–1879), der darin seine Forschungsreise in den Kaukasus – offenbar die Erfüllung eines Lebenstraums – beschreibt: „Ein unbegreifliches Etwas trieb mich seit meiner ersten Jugend nach den unbekannten Ländern des kaukasischen Isthmus, und alles was mir über ihn dargeboten wurde, verschlang ich mit einem Heißhunger, den nichts stillen konnte, als eine endliche Wanderung nach den östlichen Ufern des schwarzen Meeres. Alle die Mythen, welche die Griechen nach dieser ihnen zwar nahen, aber doch völligen terra incognita versetzten, reizten meine Wißbegierde um so mehr, je weniger es der neuern Zeit gelungen war, den Schleier zu lüften, womit der Kaukasus seit Jahrhunderten bedeckt ist“. Kochs Buch trug das Seinige dazu bei, die Region etwas zu entschlei-

ern, indem er darin umfassend über die Lebensverhältnisse der Bewohner berichtete, über landschaftliche, historische, wirtschaftliche, gesellschaftliche oder militärische Gegebenheiten und anderes mehr, so dass die Beschreibung seiner Fahrt durch Russland nach dem Kaukasus zu einer veritablen Landeskunde wurde. Der Hinweis auf das durch die Umstände erzwungene vorzeitige Ende der Reise wirft allerdings auch ein dramatisches Schlaglicht auf die Fährlichkeiten und Beschwerden solcher Expeditionen: „Glücklich hatte ich alle Gefahren im ersten Jahre meiner Reise überstanden, glücklich war ich alle auch bei den Eingeborenen verrufenen Gegenden durchwandert, selbst die ungesunden Gegenden am schwarzen Meere, in denen sogar Hühner vom Fieber ergriffen werden, in denen die Frostanfälle des Fieberkranken epileptischen Convulsionen gleichen, in denen schon so viele Fremde ihr Leben aushauchten, vermochten nicht mit ihren unheilschwangeren Dünsten mir zu schaden. So glaubte ich gegen alle miasmatischen und endemischen Einflüsse gesichert zu seyn. Rasch drang ich im zweiten Jahre vorwärts, und keine Schonung kennend, setzte ich mich in der Sandwüste des Araxes den brennenden Sonnenstrahlen unerschrocken aus. Am Fuße des Ararat, den ich in wenig Wochen zu ersteigen wähnte, und in der Nähe der Quellen des classischen Euphrat erfaßte mich aber das tückische Geschick, warf mich auf das Krankenlager nieder und hielt mich über 16 Wochen mit unerbittlicher Strenge auf dasselbe gefesselt“. Koch musste seinen Aufenthalt im Kaukasus abbrechen und nach Deutschland zurückkehren, konnte sich der Faszination, die diese Region auf ihn ausübte, aber nicht entziehen. Wenige Jahre später unternahm er eine zweite Expedition dorthin.

MR



64

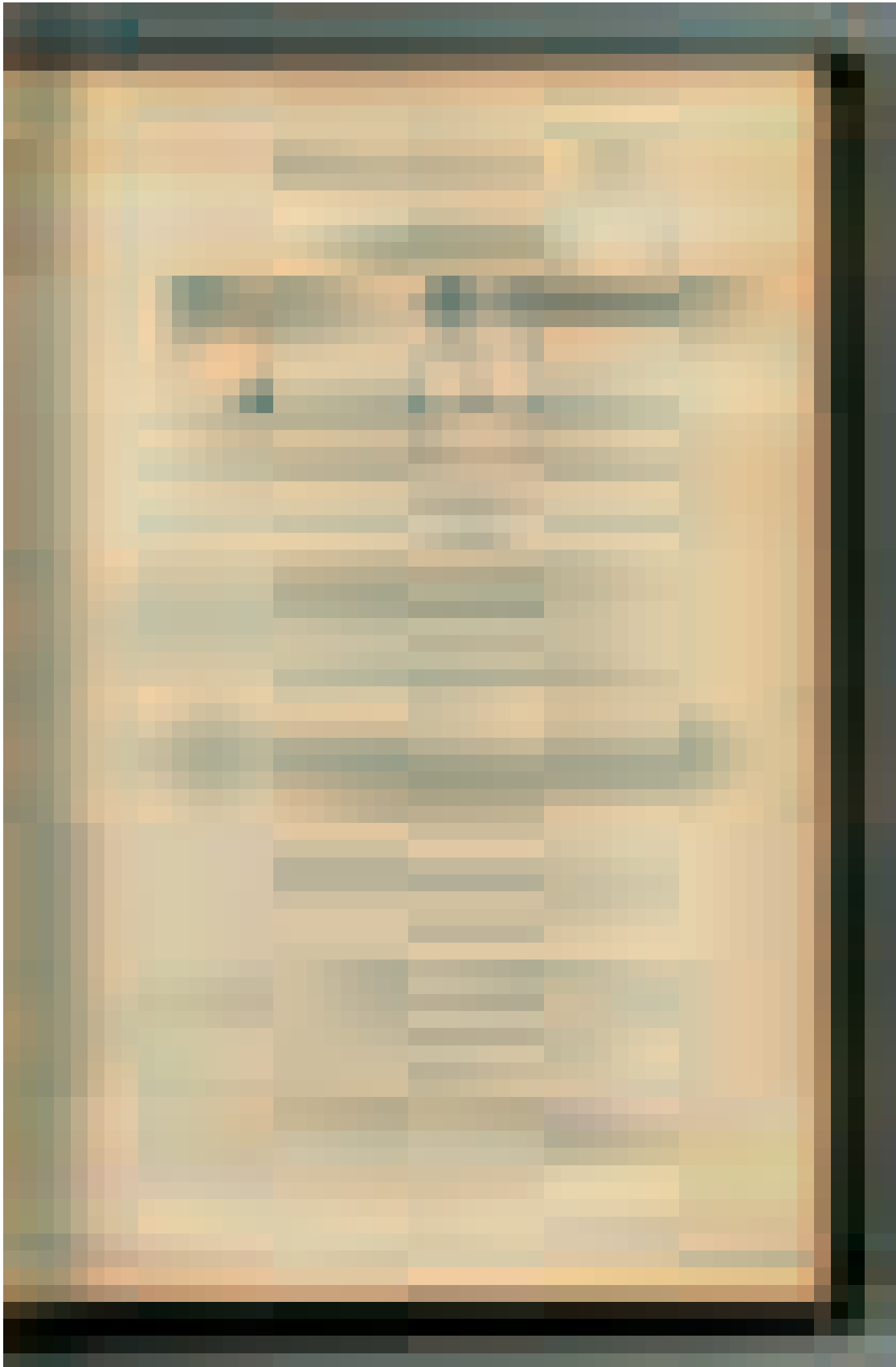
Giorgio Vasari: Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567. Aus dem Italienischen. Herausgegeben von Ludwig Schorn. Erster Band. Mit 30 lithographirten Bildnissen.

Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung, 1832
DLA/CA Bibliothek

Als Giorgio Vasari im Jahre 1550 seine Lebensbeschreibungen ausgewählter Künstler herausgab (die zweite verbesserte Auflage erschien 1568), schuf er damit eine neue literarische und historische Gattung. Seine Arbeit gilt als erstes biographisches Standardwerk der Kunstgeschichte, Vasari selbst als Vater derselben. Die über 150 Porträts reichten von Cimabue über Giotto, Pisano und Leonardo bis zu Michelangelo, dessen Schüler Vasari war, und stellten Leben und Wirken der Künstler vorbildhaft – wenn auch nicht immer mit dokumentarischer Treue – dar. Dabei verfolgte Vasari, der die Begriffsprägung „Renaissance“ für sich in Anspruch nehmen darf, eine Geschichte der künstlerischen Techniken und Stile, die über eine rein chronologische Abfolge hinauswies. Zu der Neuartigkeit des Werks passte, dass jede Beschreibung mit einem Bildnis versehen war, das den jeweils besprochenen Künstler so ähnlich wie möglich darstellte. Bei Cotta erschien, von den Redakteuren des ‚Kunstblatts‘, Ludwig Schorn und Ernst Förster herausgegeben, die erste deutsche Gesamtausgabe in sechs Bänden mit den lithographierten Nachbildungen sämtlicher Originalholzschnitte. In der Einleitung schrieb Schorn: „Ungeachtet der vielen historischen Ungenauigkeiten, deren Vasari sich schuldig gemacht hat, ist er doch der Begründer der italienischen Kunstgeschichte, indem alle späteren Forscher sich ihm angeschlossen und das was er gesagt, ergänzt und berichtet haben. Zudem ist er als classischer Schriftsteller von den Italienern anerkannt und in treffender Wahrheit, Lebendigkeit und Anmuth der Darstellung künstlerischer Gegenstände von seinen Nachfolgern so wenig übertroffen worden, daß seine Lebensbeschreibungen bis jetzt das Einnehmendste und Anregendste geblieben sind, was die große Masse dieser

Literatur darbietet. Bei der größeren Theilnahme, welche seit einigen Jahren das Studium der Kunstgeschichte in Deutschland findet, hat sich daher der Wunsch, sein Werk ins Deutsche übertragen zu sehen, vielfach ausgesprochen“. Die Übersetzung stammt von der Schriftstellerin Adeline Seebeck, sie wurde von Schorn durchgesehen und mit Anmerkungen ergänzt, zu denen auch der mit der Materie bestens vertraute Kunsthistoriker Karl Friedrich von Rumohr einiges beitrug. Über die Edition eines grundlegenden Quellentextes der Kunstgeschichtsschreibung hinaus scheinen es aber gerade die Vasari häufiger zum Vorwurf gemachten anekdotischen Züge seiner Künstlerviten – also die literarischen Aspekte daran – gewesen zu sein, die zu einer deutschen Ausgabe geführt haben: „Das Werk [für die zweite Auflage] zu einem völlig historischen umzuarbeiten, alle die anmuthig erfundenen Einleitungen und Entwicklungsgeschichten, welche der Künstlernovelle nun einmal nicht fehlen durften, hinwegzulassen und die Anführung der Werke jedes Künstlers genau nach der Zeitfolge zu ordnen, lag weder in seiner Absicht noch in seinem Vermögen, und so behielten seine Lebensbeschreibungen auch in dieser erweiterten und verbesserten Gestalt den romantischen Charakter und jene Mischung von Dichtung und Wahrheit, welche sie dem Unterhaltung suchenden Leser, ja besonders dem Künstler, der die Phantasie gern über die Geschichte walten sieht, so angenehm, dem Historiker aber zur schwierigsten Aufgabe macht“. An den (Kunst-) Historiker dachte man bei Cotta also auch, mindestens ebenso sehr aber – da sind Verlage realistisch – an den „Unterhaltung suchenden Leser“.

FK



65

Ferdinand Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert.**Vierte verbesserte Auflage. Erster Band.**

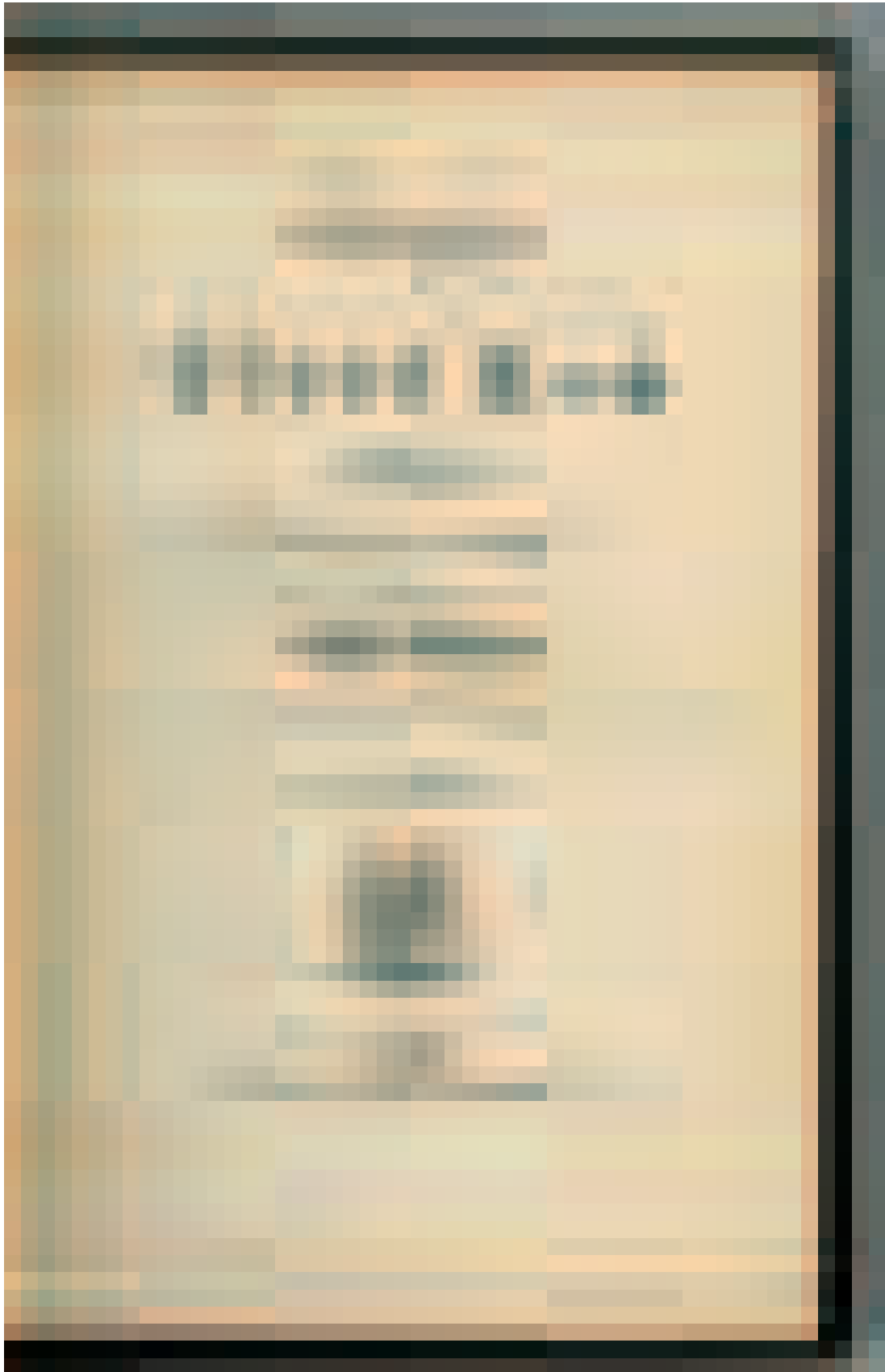
Stuttgart: J.G. Cotta'sche Buchhandlung, 1886

DLA Bibliothek U

Es ist wohl kaum ein Zufall, dass dieses Wissenschaft gewordene monumentale Zeugnis deutscher Italienbegeisterung im gleichen Verlag erschien wie Goethes ‚Italienische Reise‘. Von seiner Wirkungsmächtigkeit her ist es ein legitimer Nachfolger jenes klassischen Buches und es ist gleichermaßen aus der lebendigen Anschauung geschöpft. Am 3. Oktober 1854 notierte der künftige Autor in sein Tagebuch: „Ich beabsichtige, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben. [...] Ich fasste den Gedanken dazu, ergriffen vom Anblick der Stadt, wie sich dieselbe von der Inselbrücke S. Bartolomeo darstellt. Ich muß etwas Großes unternehmen, was meinem Leben Inhalt gäbe.“ Folgerichtig wandte sich Gregorovius an Cotta, mit dem er bereits in Beziehung stand; er schrieb gelegentlich für die ‚Allgemeine Zeitung‘ und er hatte in der Reihe der ‚Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit‘ ein vielbeachtetes Buch über Korsika herausgebracht: „Seit drei Jahren schreibe ich die ‚Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter‘, ein Unternehmen, welches von Geschichtsschreibern seit 100 Jahren beabsichtigt, niemals ausgeführt wurde. Es existiert in keiner Literatur der Völker ein solches Werk. Hier sage ich nur so viel: es soll die Geschichte der Stadt enthalten sowohl die politischen als bürgerlichen Dinge, die Geschichte der Ruinen, die ganze Metamorphose Roms, die Geschichte des römischen Stadtkultus und der Kirche, der Künste, Wissenschaften etc., kurz des Gesamtlebens von Rom; wegen der beständigen Beziehung Roms auf das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, der Romfahrten so vieler Kaiser, der Eingriffe des Papsttums in Deutschland etc. hat das Werk zugleich nationale Bedeutung, und wenn nächst den Römern eine Nation berechtigt ist, es zu schreiben, ist es sicherlich die deutsche. Es soll

umfassen elf Jahrhunderte vom Anfang des saec. V., dem ersten Fall Roms unter die Goten, bis zum Anfang saec. XVI. oder 1527, wo Rom unter die deutschen Söldner fiel. [...] Wenn demnach Sie dazu geneigt wären, würde ich Sie ersuchen, um Zeit zu sparen, mir im allgemeinen zu sagen, welche Summe Sie dafür auswerfen können. Sie wissen, daß ich arm bin, und mögen sich leicht vorstellen, daß meine Hoffnung auf dem Verkauf dieses Werks beruht, welches mein Lebenswerk ist und von dessen unsäglicher Mühe seit Jahren ich nicht reden mag. Ich muß daher ein angemessenes Honorar erhalten“. Er erhielt es, und auch sonst bewies die Cotta'sche Buchhandlung Generosität und Geduld. Dreizehn Jahre sollten vergehen, bis der letzte der acht gewichtigen Bände veröffentlicht war, ein grandioses historisches Panorama, von beeindruckender Gelehrsamkeit und glänzendem Stil, das seinem Verfasser alle nur denkbaren Formen des Erfolgs eintrug, darunter die Ehrenbürgerwürde der Stadt Rom und die – manchmal etwas giftige – Anerkennung der Kollegen; Ranke etwa prägte das maliziöse Wort vom „Historiker für Touristen“. Die aufsehenerregende Verbannung des Werks auf den Index der katholischen Kirche wurde durch anhaltendes starkes Publikumsinteresse daran konterkariert, das zu Übersetzungen und zu mehreren Neuauflagen führte. Kurz vor Erscheinen des vorliegenden Bandes zog Gregorovius in einem Brief an Cotta ein Fazit dieser Erfolgsgeschichte: „Es gibt keine wichtigere Angelegenheit für mich als die 4. Auflage meines Lebenswerkes, welche voraussichtlich auch die letzte ist, die ich selbst besorgen kann. Ich habe die Genugtuung zu wissen, daß dies Werk jetzt die höchste Vollendung erhalten hat, welche ich ihm zu geben vermochte“.

JDo



66

Friedrich Schiller: Gedichte. Jubiläums-Ausgabe mit Photographien nach Zeichnungen von Böcklen, Kirchner, C. Piloty, F. Piloty, Ramberg, Schwind etc. und Holzschnitten nach Zeichnungen von Julius Schnorr.

Stuttgart: Cotta'scher Verlag, 1859–1862

DLA Bibliothek H 2°

Der Stil des 19. Jahrhunderts ist die Technik. An kaum einem Objekt lässt sich dies deutlicher exemplifizieren als an der Cotta'schen Prachtausgabe von Schillers ‚Gedichten‘. Obwohl es sich eigentlich von selbst verstand, dass die J.G. Cotta'sche Buchhandlung zu Schillers hundertstem Geburtstag irgendeine exzeptionelle Edition herausbringen musste, hatte man im Verlag den richtigen Moment versäumt, und gedachte, die verlorene Zeit mittels neuer Technik aufzuholen: die geplante Prachtausgabe sollte durch photographisch reproduzierte Illustrationen geschmückt werden. Und um aus der Not eine Tugend zu machen, pries man das Werk extra wegen seiner neuartigen Herstellungsweise an: „Schon seit mehreren Jahren haben wir Einleitung getroffen für eine Prachtausgabe seiner Gedichte, geschmückt mit Compositionen ausgezeichneter deutscher Künstler, welche durch die Photographie vervielfältigt werden sollen, so daß auch diese neue Erfindung das Ihrige zur Verherrlichung des Dichters beitrüge“. Indessen, die Sache ging schief. Ob wegen schlampiger Vorbereitung, ob wegen der noch unerprobten Technik oder ob aus sonstigen Gründen – nicht nur, dass man mit der ersten Lieferung das eigentliche Gedenkdatum vom Herbst 1859 verpasste, das vollständige Werk lag gar erst 1863 vor. Friedrich Theodor Vischer ließ sich in der hauseigenen ‚Allgemeinen Zeitung‘ weitläufig über die auftretenden Schwierigkeiten aus: „Jetzt wird der Zeichner nicht zur Zeit fertig, jetzt will sein Werk dem Verleger, der doch auch seinen ästhetischen Willen haben muß, nicht gefallen – er muß mit dem Künstler darüber verhandeln; jetzt will sich die Einrahmung eines größeren Bildes, einer Vignette, Arabeske, wenn auch an sich gelungen, nicht wohlgefällig der Druckcolonne und dem Spatium verbinden; jetzt müssen blasse oder fleckige photographische Abdrücke ausgeschlossen werden, und der Druck kann nicht fortschreiten; jetzt mißlingt das Aufkleben usw. An diese

Nöte denken wohl wenige unter den vielen, die nun behaglich die schneeweißen glatten Blätter umschlagen, und ihr Auge bald mit höherm Wohlgefallen an den schönen Bildern weiden“. Der am Schluss dieses exkulpatorischen Lamentos herausgestellten opulenten Innenausstattung entsprach das Äußere: „Ein Prachteinband in stark en relief gepreßten Chagrinleder in den Farben anilinroth, anilinviolett, braun und grün, mit einer Unterlage von Sammet für das Medaillon und folgenden in Bronze ausgeführten, auf galvanischem Wege echt vergoldeten Ornamenten: vier Rosetten, ein großes Medaillon, Schillers Büste und die Einrahmung“. Was solchermaßen entstand, war zwar auch ein Buch, mehr jedoch noch ein Schaustück, ein Einrichtungs- und Dekorationselement für den großbürgerlichen Salon, das nicht zum Lesen, sondern als Denkmal seines Autors gefertigt worden war. Und wie die meisten Denkmäler verrät es weitaus mehr über jene, die da nach ihrer Weise Schillers gedachten, als über diesen selbst. Wer nun der Meinung ist, dass ein allzustarker Akzent auf Außenwirkung, technische Gestaltung, Neuartigkeit etc. gegenüber inhaltlichen Momenten – wofür es Beispiele beileibe nicht nur im 19. Jahrhundert gibt –, dass also eine solche Tendenz zur Veräußerlichung fatale Folgen hat, der sieht sich durch die vorliegende Prachtausgabe bestätigt. Dass Arnold Böcklins Name auf dem Titelblatt falsch geschrieben wurde, mag ja noch hingehen, dass man aber in der J.G. Cotta'schen Buchhandlung bei der Schiller-Jubiläumsausgabe schlechthin ein falsches Porträt auf die Einbanddecke setzte, ist schier unvorstellbar – und doch genauso passiert. Ein Medaillon des Reichsgrafen Johann Carl von Zeppelin von Philipp Jakob Scheffauer wurde mit einem Schiller-Bildnis verwechselt. Doch entbehrt diese Vertauschung nicht der inneren Logik, denn bei Licht besehen, verkannte die vorliegende Ausgabe keineswegs nur das Porträt des Dichters; mehr noch verfehlte sie seinen Geist. KG



67

Johann Wolfgang von Goethe: Reineke Fuchs. Mit Zeichnungen von Wilhelm von Kaulbach, gestochen von R. Rahn und A. Schleich.

München: Verlag der Literarisch-artistischen Anstalt, 1846

DLA/CA Großformate

Die erstmals 1846 erschienene Cotta'sche Prachtausgabe des ‚Reineke Fuchs‘ zählt wegen der Illustrationen Wilhelm von Kaulbachs zu den schönsten Goethe-Editionen der Epoche, weniger wegen ihrer üppigen Ausstattung an sich als wegen der kongenialen Entsprechung von Text und Bild. Mit seinen witzigen, oft sarkastischen Zeichnungen aus der Tierwelt verstand es der Künstler, hintergründige, aber scharfe gesellschaftliche Kritik zu üben; seine Satire galt den herrschenden Klassen, dem Adel, dem Klerus, kurz den Machthabern seiner Zeit und ihren Verhaltensweisen, Hofschranzenthum und Speichelleckerei, Titel- und Ordenssucht, Korruption und Würdelosigkeit – die Reihe ließe sich noch beliebig verlängern. Und so wie man sich die Darstellungen aus dem Tierreich in menschliche Verhältnisse übersetzen muss, so kann man ebenso leicht das Kostüm der Zeiten vertauschen; die Zeichnungen Kaulbachs haben nichts an Aktualität verloren, auch wenn – wie aus einem Brief der Cotta'schen Buchhandlung hervorgeht – die Anstandsgrenzen sich verschoben haben. Und darum war es dem Verlag gar sehr zu tun, fürchtete er doch wegen der allzudeutlichen Zeichnungen um den Absatz des Werkes: „Wer aber kauft bei uns theure Kunst und buchhändlerische Werke? Der Adel, Staatsmänner und Diplomaten, reiche Partikuliers pp, und wozu kaufen sie? um in ihren Salons etwas Neues und Schönes aufzulegen,

mit ihrer Familie, mit dem Besucher darüber zu sprechen. Damen sind hier nicht ausgeschlossen, im Gegentheil, sie haben die erste Stimme. Wir verletzen einen großen Theil dieses Publicums durch blutige Satyren über Hof und Geistlichkeit, gegen Ämter, Orden, Gebräuche pp, wollten wir nun Darstellungen aufnehmen gegen die nicht bloß der äußere prüde Anstand, sondern wahre Schamhaftigkeit gegründete Einwendungen machen, die keine Frau offen in die Hand nehmen und frei besprechen kann. Der Goethe'sche Reinecke, dessen Hauptmomente wir bildlich darstellen wollen, spricht nirgends von hohen und höchsten Herrschaften, die huren, fressen und saufen pp. Für England, wo wir auf einen bedeutenden Absatz rechnen, würde das noch in höherem Grade gelten als für Deutschland; man gestattet dort den politischen Satyren den freiest möglichen Spielraum, aber religiöse Gebräuche dürfen kaum leise, Moral & gesellschaftlicher Anstand gar nicht verletzt werden.“ Cotta konnte die voraussichtliche Nachfrage für ein Buch im Allgemeinen sicherlich gut einschätzen, hier täuschte er sich aber. Der ‚Reineke Fuchs‘ mit den Zeichnungen von Kaulbach wurde – dennoch? gerade deswegen? – sowohl in der vorliegenden wie auch in der nur wenig später erschienenen, günstigeren Holzstichausgabe ein großer Erfolg.

KG



68a

Schiller's sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in Einem Bande. Mit dem Portrait des Dichters, einem Facsimile seiner Handschrift und einem Anhang.

München, Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung, 1830

DLA/CA Bibliothek

68b

Schiller's sämtliche Werke mit Stahlstichen. Erster Band.

Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835

DLA/CA Bibliothek

68c

Nachlese zu Schillers Werken nebst Variantensammlung. Aus seinem Nachlaß im Einverständniss und unter Mitwirkung der Familie Schillers herausgegeben von Karl Hoffmeister. Erster Band.

Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'scher Verlag 1840

DLA/CA Bibliothek

68d

Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden . Erster Band.

Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'scher Verlag, 1847

DLA/CA Bibliothek

68e

Schiller's Gedichte. Auswahl für die Jugend. Eine Festgabe für Schulen.

Stuttgart: J.G. Cotta'scher Verlag, 1859

DLA/CA Bibliothek

68f

Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Erster Theil. Jugendversuche.

Herausgegeben von Karl Goedeke.

Stuttgart: J.G. Cotta'sche Buchhandlung, 1867

DLA/CA Bibliothek

68g

Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. Erster Band: Gedichte und Hyperion.

Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'scher Verlag, 1846.

DLA/CA Bibliothek

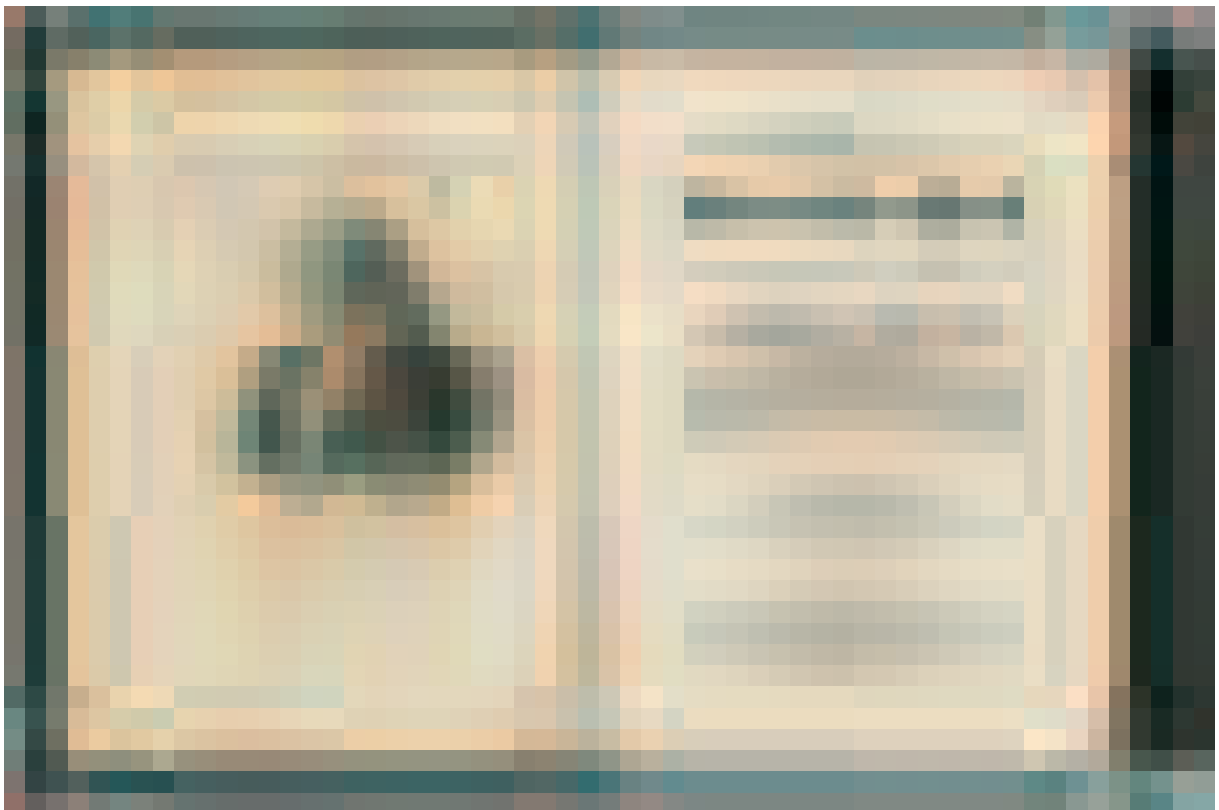
Die J.G. Cotta'sche Buchhandlung war der Klassikerverlag des 19. Jahrhunderts, will man das Etikett jedoch noch spezifischer fassen, so war sie vor allem der Verlag Schillers. Wenn mit seinen ‚Horen‘ der Aufstieg des Verlags begonnen hatte, so bezeichnen seine verschiedenen Werkausgaben über das 19. Jahrhundert hinweg das Gipfelplateau, von dem aus Cotta auf seine Konkurrenten herabsah. Diese zahlreichen Editionen zeigen, dass Schiller für den Verlag ein Pfund war, mit dem man wuchern konnte; den Erfolg belegen die Cotta'schen Geschäftsbücher. Da wurden die doch immer gleichen Texte einmal in vielen Bänden, dann wieder nur in einem einzigen präsentiert, sie waren entweder mit Stahlstichen oder aber mit dem Porträt des Verfassers geschmückt, sie enthielten als Beigabe etwa noch ungedruckte Textvarianten oder eine Handschriftenprobe in Faksimile oder einige Briefe, dann wieder schritt man daran, Schillers Werke historisch-kritisch zu edieren und brachte bisher unbeachtete Juvenilia und Inedita ans Licht oder aber es gab die Texte in neuer Anordnung und dazu noch Supplemente. Die Editionen differenzierten sich in Leseausgaben, Prachtausgaben, Taschenausgaben, Jubiläumsausgaben, Schulausgaben, philologische Ausgaben, die Einzeldrucke, die Korrespondenzen, die Biographica und das Beiwerk wie Kalender, Bilder-Galerien etc. nicht gerechnet. Zwei dieser Editionen seien hier besonders hervorgehoben, zum einen die erste historisch-kritische Ausgabe, die sich mit dem Namen Karl Goedeke verbindet, dem die Germanistik ihr wohl bedeutendstes Nachschlagewerk verdankt, zum anderen die zum Schiller-Jubiläum 1859 erschienene ‚Auswahl für die Jugend‘, an der auch der Professor am Stuttgarter Katharinenstift, Eduard Mörike, mitgearbeitet hatte. Wie sich da-

bei Feier und Geschäft ungezwungen verbinden lassen, lehrt das Vorwort: „Das Comité, welches zur Säkularfeier des Geburtstages Schillers in Stuttgart die Anregung gab, hielt es für eine seiner wichtigsten Aufgaben, auch die Jugend zu dieser Feier heranzuziehen. Dieß dünkte ihm auf keine geeignetere Weise geschehen zu können, als wenn aus den Werken Schillers selbst ein für das jugendliche Alter besonders passender Theil ausgewählt und zur Festgabe gemacht würde. Man war einig, daß für zwölf- bis sechszehnjährige Knaben und Mädchen die ‚Gedichte‘ des Gefeierten in unserer gesammten neueren Literatur das Lesenswertheste seien, daß sich namentlich für dieses Alter nichts besser zur Behandlung und Erklärung in den Schulen eigne. Da gleichwohl Manches sich in den Gedichten findet, was einer höheren Stufe des Jünglings- und Jungfrauen-Alters aufbehalten werden solle, so glaubte das Comité, eine Auswahl aus den Gedichten, welche das bezeichnete Lebensalter im Auge hätte, wäre vielleicht nicht nur für den Augenblick des Festes selbst eine angenehme und angemessene Gabe, sondern sie könnte sich auch für weitere Kreise und spätere Zeiten als ein Lesebuch für Schulen empfehlen“. Voilà, eine neue Zielgruppe.

In krassem Gegensatz zu dieser beinahe schon inflationär anmutenden Schiller-Schwemme steht die einzige Werkausgabe, die Friedrich Hölderlin bei Cotta zuteil wurde – zumindest erschien die entsprechende Taschenausgabe erst 1876 –, herausgegeben vom Sohn Gustav Schwabs, der seinerzeit mitgeholfen hatte, Hölderlin beim Cotta-Verlag wieder in Erinnerung zu bringen.

JDo









Dank

Irmela Bauer-Klöden, Universitätsarchiv Tübingen
 Christopher Blum M.A., Universitätsstadt Tübingen
 Andreas Feldtkeller, Tübingen
 Dr. Bernhard Fischer, Klassik Stiftung Weimar
 Christel Freitag, SWR Tübingen
 Hildegard Grießer-Arslan, Deutsches Seminar Tübingen
 Bianca Grosser, Deutsches Literaturarchiv Marbach
 Christiane Hemmerich, Konzeption und Gestaltung
 Dr. Stefan Knödler, Universität Tübingen
 Dr. Wilfried Lagler, Universitätsbibliothek Tübingen
 Dr. Hans-Joachim Lang, Tübingen
 Dr. Ira Mazzoni, München
 Ulrike Mehringer, Universitätsbibliothek Tübingen
 Mathias Michaelis, Deutsches Literaturarchiv Marbach
 Peter Neumann, Nehren
 Eva Parth, Reprostelle Universitätsbibliothek Tübingen
 Udo Rauch, Universitätsstadt Tübingen

Hermann-Arndt Riethmüller, Tübingen
 Birgit Slenzka, Deutsches Literaturarchiv Marbach
 Janett Scheibner, Universitätsstadt Tübingen
 Matthias Strubelt M.A., Strubelt-Genealogie, Tübingen
 Dr. Johannes Michael Wischnath,
 Universitätsarchiv Tübingen
 Studentinnen und Studenten des Cotta-Seminars
 (WS 2008/09)

Unser Dank geht auch an die Mitarbeiterinnen und
 Mitarbeiter des Stadtmuseums
 Heidrum Frey M.A.
 Felicitas Hartmann M.A.
 Dr. Christine Heinlein
 Simone Richter
 Norbert Schuppe

Abbildungsnachweis

Privatbesitz: 23
 Stadtmuseum Tübingen: 15 (unten), 18
 Universitätsarchiv Tübingen: 107, 111, 113, 115, 117, 119
 Universitätsbibliothek Tübingen: 10, 15, 87 (links), 109, 121, 123,
 125, 127, 129 (Fotos: Peter Neumann, Nehren)
 Württembergisches Adels- und Wappenbuch. Von Otto von
 Alberti: 28
 Alle übrigen: Deutsches Literaturarchiv Marbach

